



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

27. JAHRGANG, MÄRZ 1991, HEFT 1

CAROLA SACHSE:

**Zwangsarbeit jüdischer und nichtjüdischer
Frauen und Männer bei der Fa. Siemens
1940 bis 1945**

TILLA SIEGEL:

**Die doppelte Rationalisierung des
„Ausländereinsatzes“ bei Siemens**

DAGMAR REESE:

Homo homini lupus — Frauen als Täterinnen?

KARLHEINZ KUBA:

**Archiv- und Bibliotheksbestände zur
Gewerkschaftsgeschichte in der Johannes-
Sassenbach-Stiftung**

HELMUT TROTNOW:

**Von Ende keine Spur — die Historiker
werden immer noch von Rosa Luxemburg
fasziniert**

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-
VORHABEN • TAGUNGSBERICHTE
NEUE LITERATUR**

Das Ende des Klassenbewußtseins im Sozialstaat

Die Geschichte des deutschen Arbeiters im 20. Jahrhundert. Eine umfassende Darstellung zur sozialen, politischen, wirtschaftlichen und persönlichen Integration der Arbeiter im 20. Jahrhundert.



Industrielle Welt, Band 51
780 Seiten, Abbildungen, Tabellen,
Leinen mit Schutzumschlag,
240,- DM / 6S 1872,-
ISBN 3-608-91344-0

Mit Beiträgen von Johannes Bähr,
Peter A. Berger, Jörg von Berlepsch,
Frank Deppe, Klaus Dörre, Paul
Erker, Karl Führer, Martin Geyer,
Horst Groschopp, Hanna Haack,
Rüdiger Hachtmann, Karen Hage-
mann, Karin Hartewig, Ulrich Her-
bert, Hans Günter Hockerts, Sigrid
Jacobeit, Benno König, Dieter Lange-
wiesche, Alf Lüdtkke, Gunther Mai,
Josef Mooser, Michael Prinz,
C. Hr. Rauh-Kühne, Susanne Rouette,
Harald Schlüter, Reinhard Schüren,

Günther Schulz, Arnold Sywottek,
Klaus Tenfelde, Monika Ulizcka,
Thomas Welskopp, Michael Wildt
Vorwort von Klaus Tenfelde

Das Interesse der Wissenschaft für die Arbeiter galt bislang vor allem der Entstehung ihrer Klasse – von der Herausbildung in einer kapitalistischen Produktion bis zur Entwicklung einer mehr oder weniger homogenen Schicht. Doch mit der sozialen und politischen Emanzipation der arbeitenden Bevölkerung verwischen sich die Grenzen: Wer ein Arbeiter ist und wer nicht, geht während der Integration des Arbeiters in die politische Öffentlichkeit und in das System der sozialen Sicherung verloren. Die Beiträge dieses Bandes verfolgen eben diese Entwicklung durch das 20. Jahrhundert. Der Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte ergänzt damit seine drei längst zu Standardwerken gewordenen Bände zur Formierung der deutschen Arbeiterschaft. Sie sind ebenfalls in der Reihe Industrielle Welt erschienen.

Fordern Sie kostenloses Informationsmaterial zu unserem Programm »Geschichte und Politik« an.

Klett-Cotta 

Postfach 10 60 16, 7000 Stuttgart 10

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef
Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	CAROLA SACHSE: Zwangsarbeit jüdischer und nichtjüdischer Frauen und Männer bei der Fa. Siemens 1940 bis 1945	S. 1
	TILLA SIEGEL: Die doppelte Rationalisierung des „Ausländerein- satzes“ bei Siemens	S. 12
	DAGMAR REESE: Homo homini lupus — Frauen als Täterinnen?	S. 25
	KARLHEINZ KUBA: Archiv- und Bibliotheksbestände zur Gewerkschafts- geschichte in der Johannes-Sassenbach-Stiftung	S. 35
	HELMUT TROTNOW: Von Ende keine Spur — die Historiker werden immer noch von Rosa Luxemburg fasziniert	S. 43
	HEIDI BEHRENS-COBET UND NORBERT REICHLING: Deutsch-deutsche Dialog-Tagung „Wozu noch Geschichte der Arbeiter- bewegung?“ in Berlin, Halle und Leipzig (4. bis 10.11.1990)	S. 49
	WERNER RIPKENS: „Juden und deutsche Arbeiterbewegung“. Internationaler Kongreß des Steinheim-Instituts, Duisburg	S. 57
	HARTMUT HENICKE UND ELFRIEDE LEWERENZ: Internationales Symposium zum 120. Geburtstag Rosa Luxemburgs vom 5. bis 6. März 1991 in Berlin	S. 60
	FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (86). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 65
	NEUE LITERATUR Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Hrsg. von Jürgen Kocka, Darmstadt 1989 (Jürgen Kuczynski)	S. 82
	Blick zurück auf Lenin. Georg Lukács, die Oktoberrevolution und Perestroika. Hrsg. von Detlev Claussen, Frankfurt/M. 1990 (Karl Lauschke)	S. 82
	Familienleben im Schatten der Krise. Dokumente und Analysen zur Sozial- geschichte der Weimarer Republik. Hrsg. von Jens Fleming, Klaus Saul und Peter-Christian Witt, Düsseldorf 1988 (Karin Hartewig)	S. 83
	Ruth Fischer und Arkadij Maslow, Abtrünnig wider Willen. Aus Briefen und Manuskripten des Exils. Hrsg. von Peter Lübke, München 1990. (Kurt Schilde)	S. 84
1/91 März	SED und Stalinismus. Dokumente aus dem Jahre 1956. Hrsg. von Josef Gabert und Lutz Prieß, Berlin/DDR 1990 (Carola Tischler)	S. 85

Petrus Müller, Liberalismus in Nürnberg 1800 bis 1871, Nürnberg 1990 (Klaus Schönhoven)	S. 86
Herbert Crüger, Verschwiegene Zeiten. Vom geheimen Apparat der KPD ins Gefängnis der Staatssicherheit. Berlin/DDR 1990 (Beatrix Herlemann)	S. 87
Albert Eßer, Wilhlem Elfes, 1884–1969. Arbeiterführer und Politiker, Mainz 1990 (Dirk H. Müller)	S. 88
Frank Bajohr und Reiner Weichelt, Mathias Jakobs. Ein sozialrepublikanischer Arbeiter- funktionär in der Krise der Weimarer Republik, Essen 1987 (Karin Hartewig)	S. 89
Bart de Cort, „Was ich will, soll Tat werden“. Erich Kuttner 1878–1942. Ein Leben für Freiheit und Recht. Hrsg. vom Bezirksamt Tempelhof von Berlin, Berlin 1990 (Jacob Toury)	S. 90
Jakow Drabkin, Die Aufrechten. Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Clara Zetkin, Berlin/DDR 1988 (Berthold Grzywatz)	S. 91
Wolfram Wette, Gustav Noske. Eine politische Biographie, Düsseldorf 1987 (Peter-Christian Witt)	S. 92
Heinrich Vogeler, Werden. Erinnerungen. Hrsg. von Joachim Priewe und Paul-Gerhard Wenzlaff, Fischerhude 1989 (Berthold Grzywatz)	S. 93
Lehreropposition im NS-Staat. Biographische Berichte über den „aufrechten Gang“. Hrsg. von Lutz van Dick, Frankfurt/M. 1990 (Karl Ludwig Rintelen)	S. 96
Hajo Funke, Die andere Erinnerung. Gespräche mit jüdischen Wissenschaftlern im Exil, Frankfurt/M. 1989 (Michael Kreutzer)	S. 97
Hand in Hand. Bauarbeit und Gewerkschaften. Eine Sozialgeschichte. Hrsg. von Arno Klönne u.a., Frankfurt/M. 1989 (Hans-Ulrich Ludewig)	S. 99
Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin. Hrsg. von Stefi Jersch-Wenzel und Barbara John, Berlin 1990 (Martin C. Dean)	S. 100
Ulrich Zumdick, Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet. Die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laar 1853–1914, Stuttgart 1990 (Hermann Josef Rupieper)	S. 101
Michael Zimmermann, Schachanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880–1980, Essen 1987 (Karin Hartewig)	S. 102
Sozialismus und frühe Arbeiterbewegung. Hrsg. von Walter Schmidt und Gustav Seeber, Berlin/DDR 1989; Probleme der Herausbildung und politischen Formierung der Arbeiterklasse. Hrsg. von Helmut Konrad, Wien und Zürich 1989 (Toni Offermann)	S. 103
Michael Wettengel, Die Revolution von 1848/49 im Rhein-Main-Raum, Wiesbaden 1989; Emil Ottocar Weller — Bibliograph, Publizist und Verleger. Bibliographie. Erb. und eingel. von Inge Kießhauer, Berlin/DDR 1990 (Rüdiger Hachtmann)	S. 104
Volker Wellhöner, Großbanken und Großindustrie im Kaiserreich, Göttingen 1989 (Gerald D. Feldman)	S. 106
Rainer Schröder, Die Entwicklung des Kartellrechts und des kollektiven Arbeitsrechts durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts vor 1914, Ebelsbach 1988 (Peter-Christian Witt)	S. 107
Hans Mommsen, Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933, Berlin 1989 (Jakow Drabkin und Lew Ginzberg)	S. 108
Karen Hagemann, Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik, Bonn 1990 (Jürgen Kuczynski)	S. 109

Herbert Dierker, Arbeitersport im Spannungsfeld der Zwanziger Jahre, Essen 1990 (Siegfried Gehrmann)	S. 110
Annemarie Lange, Berlin in der Weimarer Republik. Bearb. und hrsg. von Peter Schuppan, Berlin/DDR 1987 (Berthold Grzywatz)	S. 111
Alfred Hermann, Die Geschichte der pfälzischen USPD, Neustadt a.d.W. 1989; Sylvia Neuschl, Geschichte der USPD in Württemberg oder Über die Unmöglichkeit einig zu bleiben, Esslingen 1983 (Hartfrid Krause)	S. 112
Dieter Schott, Die Konstanzer Gesellschaft 1918–1924, Konstanz 1989 (Willy Buschak)	S. 115
Eberhard Heuel, Der umworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus 1933–1935, Frankfurt/M. und New York 1989 (Joachim Bons)	S. 116
Zwangsarbeit. Arbeit — Terror — Entschädigung. Red.: Geschichtswerkstatt Marburg e.V., Hamburg 1989 (Laurenz Demps)	S. 118
Helga Woggon, Integrativer Sozialismus und nationale Befreiung. Politik und Wirkungs- geschichte James Connollys in Irland, Göttingen und Zürich 1990 (Francis L. Carsten)	S. 119
W.S.F.S. Pelt: Vrede door revolutie. De CPN tegens het Molotov-Ribbentrop Pact (1939–1941), s' Gravenhage 1990 (Willy Buschak)	S. 119
Helmut Lackner und Gerhard A. Stadler, Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz, Linz 1990; Helmut Lackner, Christian Schepe und Gerhard A. Stadler, Fabriken in der Stadt. Bilder zu einer Industriegeschichte der Stadt Linz, Linz 1990 (Karl Ditt)	S. 120
Peter Wilding, „... für Arbeit und Brot“. Arbeitslose in Bewegung. Arbeitslosigkeit und Arbeitslosenbewegung in der Zwischenkriegszeit in Österreich, Wien und Zürich 1990 (Karl Christian Führer)	S. 121
Walther L. Bernecker, Sozialgeschichte Spaniens im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt/M. 1990 (Hartmut Heine)	S. 122
Hanns-Erich Kaminski, Barcelona. Ein Tag und seine Folgen, Berlin 1986 (Pedro Ribas) ..	S. 123
Ralph Uhlig, Die Interparlamentarische Union 1889–1914. Friedenssicherungsbemühungen im Zeitalter des Imperialismus, Stuttgart 1988 (Helmut Trotnow)	S. 124
Bernhard Degen, Krieg dem Kriege! Der Basler Friedenskongreß der Sozialistischen Internationale von 1912, Basel 1990 (Hermann Wichers)	S. 126
Masao Nishikawa, Daiichijiseikaitaisen to shakaishugishatachi [Der Erste Weltkrieg und die Sozialisten], Tokyo 1989 (Olaf Butz)	S. 126
Wayne Thorpe, „The Workers Themselves“: Revolutionary Syndicalism and International Labour 1913–1923, Dordrecht, Boston und London 1989 (Dieter Nelles)	S. 127
Reinhard Köbler, Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjetrussischen Paradigmata, Münster 1990 (Hans-Henning Schröder)	S. 128
Georg Hermann Hodos, Schauprozesse. Stalinistische Säuberungen in Osteuropa 1948–54, Berlin/DDR 1990 (Jan Foitzik)	S. 129
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE	S. 130
MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION	S. 133
PROJEKTFRAGEBORGEN	S. 137

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Heidi Behrens-Cobet, pädagogische Mitarbeiterin am Bildungswerk der Humanistischen Union NRW, Kronzprinzenstr.15, W-4300 Essen 1.

Hartmut Henicke, Dr.phil., Direktor des Rosa-Luxemburg-Hauses in Schöneiche/Fichtenau, Kurze Str.11, O-1254 Schöneiche.

Karlheinz Kuba, Dr.phil., wissenschaftlicher Archivar bei der Johannes-Sassenbach-Stiftung, Unter den Linden 15, O-1086 Berlin.

Elfriede Lewerenz, Dr.phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Wilhelm-Pieck-Str.1-3, O-1054 Berlin.

Dagmar Reese, Dipl.Soz., Dr.phil., 1984-1989 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Freien Universität Berlin, Wundtstr.7, W-1000 Berlin 19.

Norbert Reichling, Dr.phil., pädagogischer Mitarbeiter am Bildungswerk der Humanistischen Union NRW, Kronzprinzenstr.15, W-4300 Essen 1.

Werner Ripkens, Student der Sozialwissenschaften an der Universität-Gesamthochschule Duisburg, c/o Salomon Ludwig Steinheim Institut für deutsch-jüdische Geschichte, Geibelstr.41, W-4100 Duisburg 1.

Carola Sachse, Dr.phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, W-2000 Hamburg 13.

Tilla Siegel, Dr.rer.pol., Privatdozentin für Soziologie an der Freien Universität Berlin, seit 1986 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialforschung, Senckenberganlage 26, W-6000 Frankfurt/M. 1.

Helmut Trotnow, Dr.phil., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Museum, Mittelstr.9, W-1000 Berlin 20.



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

ÄLTERE IWK-HEFTE BILLIGER

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich H. 4/1987 beträgt der Preis pro Heft jetzt DM 5,- bzw. DM 20,- pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967); H. 7 (Dez. 1968); H. 8 (Juni 1969); H. 13 (Aug. 1971); H. 14 (Dez. 1971); H. 15 (Apr. 1972); H. 16 (Aug. 1972); H. 17 (Dez. 1972); H. 18 (Apr. 1973); H. 19/20 (Dez. 1973);

Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977) komplett H. 1.—4;

Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4;

Jg. 15 (1979) — Jg. 23 (1987) komplett H. 1—4.

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Historische Kommission zu Berlin

IWK-Redaktion

Kirchweg 33

W-1000 Berlin 38

Telefon: 030/816 001 41

Telefax: 030/816 001 34

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V., Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Walter Momper (z.Z. beurlaubt), Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale) Telefax: 0 30 / 81 60 01 34

Vertrieb: FSP GmbH, Groninger Str. 7, D-1000 Berlin 65.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin (West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1988: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin (West). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 13-19/20, und Jg. 10 (1974) —

Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.

Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H.4/1987 beträgt DM 5,— pro Heft bzw. DM 20,— pro Jahrgang zuzügl. Versandkosten.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 5 vom 1.5.1990.

ZWANGSARBEIT JÜDISCHER UND NICHTJÜDISCHER FRAUEN UND MÄNNER BEI DER FIRMA SIEMENS 1940 BIS 1945*

Von Carola Sachse

Als ich gefragt wurde, ob ich auf einer Veranstaltung anlässlich des Musterprozesses einer ehemaligen Zwangsarbeiterin um Lohnnachzahlung gegen Siemens über Zwangsarbeit in diesem Unternehmen sprechen könnte, war ich für den Anstoß dankbar, mich eingehender mit einem Thema zu befassen, das mich im Verlauf meiner Arbeit über Siemens im Nationalsozialismus zwar immer wieder berührt hatte, das aber nicht in ihrem Zentrum stand. Ich bin für diese Aufforderung noch immer dankbar. Doch nachdem ich nicht nur die firmeninternen Darstellungen, sondern auch einige Berichte von überlebenden Frauen gelesen habe, bin ich unsicher, wie über dieses Thema angemessen zu sprechen ist — gerade auch zu Menschen, die das, was Hanna Sohst, Anja Lundholm oder Margarete Buber-Neumann¹ beschreiben, nicht nur gelesen, sondern überlebt haben.

Mit einer Passage von Hanna Sohst soll zu Beginn daran erinnert werden, daß hinter den Zahlen tausender von „Arbeitskräften“, auf die später noch genauer einzugehen sein wird, grauenvolle Erfahrungen von Menschen standen, deren je individuelles Schicksal über Monate oder sogar Jahre mit der Firma Siemens verknüpft war: Monate und Jahre, die für die meisten dieser Menschen die letzten waren und die die Überlebenden für ihr weiteres Leben prägten. Monate und Jahre aber auch, die vergessen zu machen, sich die Rechtsanwälte, Pressesprecher, Personaldirektoren und Historiographen des Hauses Siemens seit 45 Jahren bemühen — im Auftrag ihrer Unternehmensleitung oder auch nur in vorausseilendem Gehorsam.

Hanna Sohst war als Mitarbeiterin eines Pfarrers der Bekennenden Kirche im KZ Ravensbrück inhaftiert worden und arbeitete als Werkstattsschreiberin in der dort angegliederten Siemens-Fabrik. Sie berichtet von ihren Vorgesetzten, Siemens-Ingenieuren und -Vorarbeitern, sie schildert die Arbeitsbedingungen in diesem Siemenswerk und sie läßt die verzweifelte Gewissensnot erahnen, in die Zwangsarbeiterinnen bei Siemens gebracht wurden:

„Ich arbeitete in einem Hallenbüro. Ich mußte angefertigte Werkstücke eintragen und graphische Darstellungen anfertigen. Mein unmittelbarer Vorgesetzter war ein Zivilangestellter namens Gerstenberger, ein alter Sozialdemokrat, der uns versicherte, daß er unter ähnlich schlechten Bedingungen in einer Baracke in der Nähe leben mußte. Er war hierher strafversetzt worden. Er tat für uns, was er konnte. Gelegentlich stahl er Kartoffeln und gab uns von seinem Brot ab. [. . .] Unser oberster Chef hieß Grade. [. . .] Ein ausgesprochener Men-

* Der vorliegende Text ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich im Oktober 1990 in Berlin im Rahmen einer Informationsveranstaltung („Die kalte Schulter des Hauses Siemens“) zur Zwangsarbeit im Nationalsozialismus anlässlich eines Musterprozesses einer Zwangsarbeiterin um Lohnnachzahlung gegen Siemens gehalten habe. Veranstalter war das „Netzwerk Selbsthilfe“ in Zusammenarbeit mit der „Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V.“ und der „Interessengemeinschaft ehemaliger Zwangsarbeiter“. Die Überarbeitung beinhaltet im wesentlichen ergänzende Informationen im Anmerkungssteil (auf Basis von: Carola Sachse, Siemens, der Nationalsozialismus und die moderne Familie. Eine Untersuchung zur sozialen Rationalisierung im 20. Jahrhundert, Hamburg 1990); auf eine Veränderung des „mündlichen“ Stils im Textsteil wurde verzichtet. Für archivarisches und bibliographische Unterstützung danke ich Karin Hufert, Ingwer Schwensen und Christoph Fuchs vom Hamburger Institut für Sozialforschung.

1 Ernst Köhler, Klettern in der Großstadt. Volkstümliche Geschichten vom Überleben in Berlin 1933–1945, Berlin 1979, S.169, S. 206–217 und S. 232; Anja Lundholm, Das Höllentor. Bericht einer Überlebenden, Reinbek 1988, S. 188ff; Margarete Buber-Neumann, Als Gefangene bei Stalin und Hitler, (Neuaufll.), Herford 1985, S.294–298.

schenschinder. Wenn sich eine Frau vor Schmerz krümmte, ging er mit dem Stock auf sie los und hat so lange geschlagen, bis sie auf ihren Schemel zurückkroch. Wenn einer Kameraadin, die feinste haardünne Drähte auf Spulen wickeln mußte, der Draht dreimal riß, wertete er das als Sabotage. In solchen Fällen wurden die Häftlinge beseitigt. Wir haben in unserer Verzweiflung beschlossen, 5- oder 6jährige Kinder, die schon ein bißchen vernünftiger waren, an die Spulen zu setzen. Sie waren unbefangener und haben mit ihren Fingerchen so geschickt gedreht, daß nie mehr etwas passiert ist. Sie haben vielen von uns das Leben gerettet. Wir haben versucht, auch ein bißchen Glück und Freude in das Leben der Kinder zu bringen. Monatlang wurden für sie aus Kammresten winzige kleine Tierchen geschnitzt und aus Wollfuseln kleine graue Mäuschen gemacht, und die Tschechinnen paßten höllisch darauf auf, daß, wenn mal Milch in die Küche kam, die Kinder eine kleine Milchsuppe bekamen."² Über die Kinderarbeit in der KZ-Fabrik von Siemens hatte ich 1987 eine längere telefonische Auseinandersetzung mit dem Siemens-Mitarbeiter, der mein Manuskript — wie es die Benutzerordnung des Siemens-Archivs vorschreibt — vor dem Druck überprüfte. Er verweigerte die Druckgenehmigung für einen Satz, in dem unter Berufung auf den Bericht von Hanna Sohst von den „fast 3 000 Frauen und Kindern“ die Rede war, die für Siemens arbeiteten.³ Siemens sei für Kinderarbeit im KZ nicht verantwortlich. Es sei schließlich nicht die Werksleitung gewesen, die die Fünf- und Sechsjährigen zur Arbeit gezwungen hätte, sondern die Mütter selbst hätten ihre Kinder zum Spulenwickeln angehalten. Die Erwähnung der Kinder in dem beanstandeten Satz habe zu unterbleiben.

Was veranlaßt einen jüngeren Siemens-Mitarbeiter heutzutage zu einer so bedingungslosen, das spontane Mitgefühl, die eigene Moral verleugnenden Unternehmensloyalität? Was ist das für eine „Unternehmenskultur“, die eine solche Loyalität der Mitarbeiter erwartet? Was heißt in diesem Zusammenhang die immer wieder geforderte „Verantwortungsbereitschaft“ der Mitarbeiter: die Bereitschaft, die historische Verantwortung des Unternehmens zu erkennen und am „Nie wieder“ einer Verstrickung von Unternehmenspolitik und Mordpolitik mitzuwirken? Oder ist hier nur die Bereitschaft gemeint, jederzeit jegliche Verantwortung des Unternehmens für die Vernichtung von Menschen durch Arbeit abzuweisen, die in seinen Werken geschah — in Kenntnis der Unternehmensleitung und unter den Augen der dort tätigen Werksleiter und Vorarbeiter?

Schon Benjamin B. Ferencz und seine Mitarbeiter waren auf diese zweite Variante von „corporate identity“ getroffen, als sie zu Beginn der 1960er Jahre im Auftrag der „Conference on Jewish Material Claims against Germany“ Entschädigungen von der Firma Siemens für ihre überlebenden jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter forderten. Siemens war nach zähen Verhandlungen schließlich bereit, 7 Millionen DM zu zahlen. Die Verhandlungsführer der Firmenseite bestanden darauf, das im Mai 1962 geschlossene Abkommen mit einer Erklärung einzuleiten, daß das Unternehmen mit dieser Zahlung keinerlei „rechtliche oder moralische Verpflichtungen“ anerkenne. Daß Siemens überhaupt bereit war, Zahlungen zu leisten, war der Sorge um das Image des Konzerns auf dem amerikanischen Markt geschuldet. Daß die Firma schließlich zu einer weit über ihr ursprüngliches Angebot hinausgehenden Zahlung bereit war, verdankte sich dem Umstand, daß die Gegenseite in den Besitz eines

2 Ernst Köhler, Klettern ..., a.a.O., S.206f.

3 Carola Sachse, Betriebliche Sozialpolitik als Familienpolitik in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Mit einer Fallstudie über die Firma Siemens, Berlin (= Forschungsberichte des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Bd.1), Hamburg 1987, S.337.

firmeninternen Berichtes vom Oktober 1945 gelangt war.⁴ Er enthält detaillierte Informationen zum „Einsatz ausländischer Zivilarbeiter, Kriegsgefangener, Juden und KZ-Häftlinge im Hause Siemens“, die über die von den Unterhändlern der „Claims Conference“ bis zum damaligen Zeitpunkt gesammelten Erkenntnisse hinausgingen.⁵

Dieses 43seitige Dokument, auf das ich mich im folgenden hauptsächlich beziehe, ist längst nicht mehr geheim: Es kursiert inzwischen in so vielen Kopien, daß es jedem, der sich für Zwangsarbeit bei Siemens interessiert, zugänglich ist. Es ist auch nicht sensationell: Die KZ-Fabriken von Siemens in Ravensbrück und Auschwitz sind längst ebenso bekannt, wie das Siemenslager in Haselhorst für KZ-Häftlinge, die in den Siemensstädter Werken arbeiten mußten. Das Interessante an diesem Dokument sind die Differenzen zwischen den dort mitgeteilten Fakten und der dort bis heute unternehmensverbindlich festgeschriebenen Interpretation. Das Beklemmende sind die Fragen, die uns diese Differenzen bis heute aufgeben.

Der firmeninterne Bericht trifft im wesentlichen drei Aussagen: Erstens, die Firma Siemens wurde gezwungen, Juden und KZ-Häftlinge zu beschäftigen. Zweitens, die Firma weigerte sich so lange wie möglich, Juden und KZ-Häftlinge zu beschäftigen. Drittens, wenn die Firma schließlich nicht mehr umhin konnte, Juden und KZ-Häftlinge zu beschäftigen, hat sie sich im Rahmen der von den staatlichen Behörden bzw. der SS vorgeschriebenen Regelungen des Arbeitseinsatzes um optimale Arbeitsbedingungen bemüht und — so das abschließende Resümee — dazu „beigetragen [. . .], manchem Häftling das Leben zu retten.“⁶

Die beiden ersten Aussagen sind falsch. Die dritte Aussage kann nicht wahr sein, weil es unter den Bedingungen des Konzentrationslagers keine für die Unternehmensleitung, das aufsichtführende Siemens-Personal und die zwangsarbeitenden KZ-Häftlinge gleichermaßen gültige Wahrheit gibt. Ich möchte zunächst kurz auf die erste und zweite und dann etwas ausführlicher auf die dritte Aussage eingehen.

Zur ersten Aussage: Weder Siemens noch irgendein anderes Unternehmen wurde gezwungen, Juden und KZ-Häftlinge zu beschäftigen. Wir wissen dies seit den Nürnberger Prozessen. Der Auschwitz-Kommandant Rudolf Höß und Mitarbeiter des Wirtschaftsverwaltungshauptamtes der SS, die mit den Firmen über den Arbeitseinsatz verhandelten, sagten überein-

4 Benjamin B. Ferencz, *Lohn des Grauens. Die verweigerte Entschädigung für jüdische Zwangsarbeiter. Ein Kapitel deutscher Nachkriegsgeschichte*, Frankfurt a.M. und New York 1981 (engl. 1979), S.153–158, Zitat: S.157.

5 „Einsatz ausländischer Zivilarbeiter, Kriegsgefangener, Juden und KZ-Häftlinge im Hause Siemens“, interner Bericht der Fa. Siemens vom 31.10.1945; der Bericht wurde von der Compensation-Treuhandstelle, die die Verhandlungen und Entschädigungsverfahren abwickelte, dem Archiv der Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem, (im folgenden zitiert: YVA) übergeben und dort unter M-32/93 registriert.

Für diesen Artikel wurden des weiteren folgende von der Compensation-Treuhandstelle an das YVA abgegebene Aktenstücke herangezogen:

YVA, M-32/91: Schreiben des Staatlichen Museums in Auschwitz an Max Stein vom 25.5.1961 und Vorläufige Übersicht per 31.1.1963 (über die im Zuge der Entschädigungsverfahren von Überlebenden genannten Siemens-Arbeitskommandos von Konzentrationslagern und KZ-Nebenlagern unterschieden danach, ob sie von der Firma anerkannt wurden und die betreffenden überlebenden Personen eine Entschädigung erhielten oder nicht).

YVA, M-32/92: Max Stein, Report on the Employment of Slave Work by the Siemens Concern during World War II, 24.2.1961.

Darüberhinaus wurden folgende Akten benutzt:

Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZStL): Abschlußbericht betr. Nebenlager Siemens-Haselhorst/Berlin — KL Sachsenhausen (AZ: IV 406 AR 263/68 ZSL) vom 2.12.1976.

National Archives, Washington (NA): Record Group 260, FINAD/2/189/15 und 16.

Ebenfalls herangezogen wurde:

Internationaler Suchdienst, Vorläufiges Verzeichnis der Konzentrationslager und deren Außenkommandos sowie anderer Haftstätten unter dem Reichsführer SS in Deutschland und den besetzten Gebieten (1933–1945), Arolsen 1969, S.12, S.51, S.93, S.99, S.107, S.121, S.144, S.212, S.394, S.497.

6 YVA, M-32/93, Siemens-Bericht 31.10.1945, S.40

stimmend so aus; Benjamin B. Ferencz hat dies in seinem Bericht über die Entschädigungsverhandlungen mit deutschen Unternehmen dargelegt; und die Forschungen von Ulrich Herbert haben dies auch für den Arbeitseinsatz von Kriegsgefangenen und ausländischen Frauen und Männern bestätigt.⁷ Es konnte freilich geschehen, daß das Unternehmen seinen Arbeitskräftebedarf zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Produktionszweigen anders nicht hätte decken können. Es konnte dem Unternehmen möglicherweise auch damit gedroht werden, ihm solange keine anderen Arbeitskräfte mehr zuzuweisen, bis es nicht eine bestimmte Anzahl KZ-Häftlinge akzeptiert hätte. Es hätte infolgedessen möglicherweise seine Rüstungsproduktion drosseln müssen und dies hätte — zumal angesichts glänzender Absatzchancen — der Unternehmenslogik widersprochen. Diese Entscheidungssituation jedoch angesichts der mit dem Tod bedrohten Zwangsarbeiter gleichermaßen als Zwangslage zu beschreiben, erscheint mir abgründig.

Zur zweiten Aussage: Siemens beschäftigte frühzeitig zwangsverpflichtete jüdische Frauen und Männer aus Berlin in seinen Siemensstädter Werken. Ging der „Staat“ — nach der Erinnerung der Berichtverfasser — erst „von 1941 ab dazu über, den Betrieben in steigendem Maße jüdische Arbeitskräfte zuzuweisen“ (tatsächlich geschah dies seit Kriegsbeginn⁸), so beschäftigte Siemens bereits im April 1940 500 zwangsverpflichtete jüdische Arbeiterinnen und Arbeiter; im Oktober 1940 waren es dann schon 1 300. Bis zum Herbst 1941 stellten die Berliner Siemenswerke weitere 2 000 jüdische Frauen und Männer ein. Die Unternehmensleitung entschied sich zur Vervielfachung dieser Beschäftigtengruppe im Verlauf des Jahres 1941 ebenfalls aufgrund von „Zwang“, wie die Verfasser des firmeninternen Berichtes schreiben. Der Zwang bestand diesmal darin, daß die „Verknappung des Baumaterials zur Erstellung von Unterkunftsräumen“ dem „Einsatz ausländischer Zivilarbeiter“ „Grenzen gesetzt“ hatte.⁹

Als im Sommer 1942 die Deportationen der Juden aus Berlin „größere Ausmaße anzunehmen begannen“ und die Firma bis Oktober 1942 schon 500 dieser Arbeitskräfte verloren hatte, bemühte sich der Personalchef Wolf-Dietrich von Witzleben um die „Sicherstellung“ der verbliebenen 2 800 „jüdischen Mitarbeiter“. Er tat dies zuletzt im Januar 1943 und erreichte einen weiteren Aufschub, bis im Februar 1943 im Rahmen der Fabrikaktion die übrigen etwa 2 000 jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter von der Gestapo direkt von ihren Siemensstädter Arbeitsplätzen zur Deportation abgeholt wurden.¹⁰

Wie der Verfasser der offiziellen Firmengeschichte, Georg Siemens, mitteilt, war von Witzleben und den übrigen Vorstandsmitgliedern seit Sommer 1942 bekannt, was die Deportationen

7 Staatsarchiv Nürnberg (StN): Eidesstattliche Erklärung von Karl Sommer (SS-Obersturmführer und Hauptabteilungsleiter im Wirtschaftsverwaltungshauptamt [WVHA]) vom 4.10.1946 (KV-Anklage, NI 1065) und Eidesstattliche Erklärung von Rudolf Höß (Kommandant des KZ Auschwitz vom Mai 1940 bis Dezember 1943, dann Amtschef D1 des WVHA) vom 12.3.1947 (KV-Anklage, NI 4434); beide Dokumente abgedruckt bei Benjamin B. Ferencz, *Lohn ...*, a.a.O., S.266–275; Ulrich Herbert, *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches*, Berlin und Bonn 1985.

8 Wolfgang Scheffler, *Judenverfolgung im Dritten Reich*, Berlin 1964, S.32.

9 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.7 (Zitat), statistischer Anhang (Zahlenangaben).

10 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.27f; M-32/92 Max Stein, *Report ...*, a.a.O., 1961, S.8. Wolf-Dietrich von Witzleben begann seine Karriere bei Siemens 1919 in der Sozialpolitischen Abteilung. 1934 wurde er in die Vorstände der Siemens & Halske AG und der Siemens-Schuckertwerke berufen, wo ihm die Verantwortung für die gesamte Personal- und Sozialpolitik oblag. Im Zweiten Weltkrieg war er darüber hinaus Chef des Werkschutzes, des Luftschutzes und der Abwehr. Nach dem Krieg wurde er in einem aufsehenerregenden und umstrittenen Verfahren entnazifiziert, um dann wieder seine alten Positionen einzunehmen, vgl. Carola Sachse, *Siemens ...*, S.279.

für die Betroffenen bedeuteten.¹¹ Bereits seit April 1942 und bis zum Frühjahr 1943 beschäftigte die Siemens-Bauunion eine unbekannte Zahl von Männern aus dem Getto Plaszow bei Krakau im Eisenbahn- und Brückenbau. 300 jüdische Überlebende konnten ihren Anspruch auf die von der „Claims Conference“ ausgehandelte Siemens-Entschädigung durchsetzen.¹² Ebenfalls bereits im Frühsommer 1942 verhandelten Friedrich Lüschen und Gustav Leifer von der Geschäftsleitung der Siemens & Halske AG Berlin erfolgreich über den „Aufbau der Fertigungsstelle Ravensbrück“. Er wurde noch im Juni 1942 begonnen, und bereits im September 1942 wurden die ersten 300 weiblichen Häftlinge beschäftigt. Ende 1943 waren es 900 Frauen; bis zur Befreiung des KZ Ravensbrück im April 1945 erhöhte sich die Beschäftigtenzahl bis auf mindestens 2 100 Frauen und Kinder; manche Quellen sprechen auch von 3 000 Beschäftigten.¹³

Siemens gehört nicht zu den ersten Großunternehmen, die KZ-Häftlinge beschäftigten; die IG-Farben zum Beispiel taten dies in Auschwitz bereits seit Frühjahr 1941. Siemens gehörte aber auch nicht zu den letzten, sondern begann mit den Vorbereitungen des Einsatzes von KZ-Häftlingen, sobald erkennbar war, daß der Zwangsarbeitseinsatz der Berliner Juden nicht von Dauer sein würde. Die Firma bedauerte dies und der interne Firmenbericht sagt auch warum: „Die jüdischen Arbeiter und Arbeiterinnen gaben sich im allgemeinen große Mühe, zufriedenstellende *Leistungen* zu erzielen. Auch Kräfte, die bisher keine Handarbeit geleistet hatten, bewährten sich bei Maschinen- oder Handarbeit recht gut.“¹⁴

Die Berichtverfasser wußten auch, warum sich diese Männer und Frauen so engagierten: „Es sprach dabei natürlich auch mit, daß die Juden großes Interesse daran hatten, ihre Eignung und Leistungsfähigkeit unter Beweis zu stellen, um von den Werken nicht als ungeeignet abgewiesen zu werden, da sie offenbar den Einsatz in unseren Betrieben als beste Gewähr für ihren Verbleib in Berlin ansahen. Dementsprechend war auch ihre Arbeitswilligkeit offenkundiger als z.B. bei einem Teil der freien ausländischen Zivilarbeiter. Aus allen diesen Gründen wurden die Juden von den Betrieben als *wertvolle Mitarbeiter* angesehen, und wenn einzelne von ihnen aus irgendwelchen Anlässen von den Behörden abgezogen werden sollten, hat sich das betreffende Werk meistens bemüht, diese Maßnahme abzuwenden.“¹⁵ Nun wissen wir auch, warum sich das Unternehmen für seine Berliner Juden engagierte: Jede gute Personalpolitik bemüht sich darum, „wertvolle Mitarbeiter“ — und nur solche — zu halten.

Beide Seiten — die jüdischen Frauen und Männer, die sich mit guten „Leistungen“ zu retten hofften, ebenso wie die Siemens-Werksleiter — setzten auf ökonomische Rationalität. Dennoch konnte die Differenz nicht größer sein. Die jüdischen Frauen und Männer in den Berliner Siemenswerken bezahlten ihre historische Fehleinschätzung mit dem Leben, und sie

11 Georg Siemens, *Der Weg der Elektrotechnik. Geschichte des Hauses Siemens*, 2 Bde, 2. Aufl., Freiburg und München 1961, hier Bd.2, S.269.

12 Benjamin B. Ferencz, *Lohn ...*, a.a.O., S.162.

13 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.32–36; YVA, M-32/92 Max Stein, *Report ...*, a.a.O., 1961, S.3–5 und S.17–23. Benjamin Ferencz, *Lohn ...*, a.a.O., S.160f.; Ernst Köhler, *Klettern ...*, a.a.O., S.169. Vgl. Klaus Drobisch, *L'impiego dei lavoratori stranieri nell'industria bellica tedesca. Un caso particolare: la Siemens*, in: *Spostamenti di popolazione e deportazioni in Europa*, Bologna 1986, S.178–186, hier S.179. Friedrich Lüschen (geb. 1877) war seit 1929 Vorstandsmitglied der Siemens & Halske AG. Er trat 1942 der SS bei und stieg dort schnell bis zum Obersturmbannführer auf; er nahm sich bald nach dem Fall Berlins das Leben (YVA M-32/92 Max Stein, *Report ...*, a.a.O., 1961, S.4; Georg Siemens, *Der Weg ...*, a.a.O., Bd.2, S.350). Gustav Leifer (1882–1945) war ursprünglich als Facharbeiter bei der Siemens & Halske AG eingetreten. Auch er nahm sich 1945 beim Einmarsch der sowjetischen Armee das Leben (vgl. Carola Sachse, *Siemens ...*, a.a.O., S.295).

14 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.26 (Hervorhebung im Original).

15 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.26f. (Hervorhebung im Original).

wären auch sonst nicht davongekommen. Die Firma Siemens profitierte von den unerwartet guten „Leistungen“ der unerwünschten Arbeitskräfte und konnte auch für den Fall vorsorgen, daß diese Arbeitskräfte nicht zu halten waren.

Wenn die Arbeitskräfte nicht mehr an die vorhandenen Arbeitsplätze gebracht werden können, müssen die Arbeitsplätze zu den Arbeitskräften gebracht werden. Dies bot sich vor allem dann an, wenn aufgrund von Produktionsausweitungen oder Bombardements Betriebsteile verlagert werden mußten.¹⁶ Zu den mehr als 2 000 Arbeitsplätzen der Firma Siemens im KZ Ravensbrück kamen:

- von März 1943 bis August 1944 500 Arbeitsplätze im KZ Buchenwald,¹⁷
- von Dezember 1943 bis Anfang 1945 mindestens 300, möglicherweise aber auch 1 500 Arbeitsplätze im KZ Auschwitz,¹⁸
- von Dezember 1943 bis April 1945 1 600 Arbeitsplätze im Nebenlager Zwodau (Svatava, CSFR) des KZ Flossenbürg,¹⁹
- von August 1944 bis April 1945 877 Arbeitsplätze im Nebenlager Graslitz (Kraslice, CSFR) des KZ Flossenbürg,²⁰
- von November 1944 bis April 1945 100 Arbeitsplätze im Nebenlager Falkenau (Sokolov, CSFR) des KZ Flossenbürg,²¹
- für einen unbekannten Zeitraum 200 Arbeitsplätze im KZ Groß-Rosen,²²
- und 1944/45 100 Arbeitsplätze im Jugendschutzlager Uckermark beim KZ Ravensbrück.²³

Insgesamt wurden also mindestens 5 800, möglicherweise auch 7 000 Arbeitsplätze von Siemens in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern eingerichtet. — Wieviele Menschen mögen dort in den drei Kriegsjahren seit Juni 1942 gearbeitet haben? Der Auschwitz-Kommandant Höß sagte aus, daß unter besonders schweren Bedingungen jeden Monat ein Fünftel der KZ-Häftlinge, die in den Konzentrationslagern für die Industrie arbeiteten oder an die Unternehmen ausgeliehen wurden, starb oder „wegen Arbeitsunfähigkeit zur Vernichtung

16 So die Argumentation des Siemens-Berichts (YVA, M-32/93) vom 31.10.1945, S.32.

17 Arbeiten für Siemens & Halske Berlin (YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.37; YVA, M-32/92, Max Stein, Report ..., a.a.O., 1961, S.15; Klaus Drobisch, L'impiego dei lavoratori stranieri ..., a.a.O., S.180).

18 Arbeiten für SSW Berlin; die Produktionsstätte wurde später Kleinbauwerk Auschwitz genannt. Baubeginn war im Dezember 1943. Für Juni 1944 werden 207 männliche und 24 weibliche Beschäftigte angegeben (andere Angabe: 300 Männer und 37 Frauen). Die Angaben, ob die geplante Beschäftigtenzahl von 500 (andere Angabe 1 500) zu irgendeinem Zeitpunkt erreicht wurde, sind widersprüchlich (YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S. 38–40; Klaus Drobisch, L'impiego dei lavoratori stranieri ..., a.a.O., S.180; YVA, M-32/92 Max Stein, Report ..., a.a.O., 1961, S.14 und S.18, Appendix II; Benjamin B. Ferencz, Lohn ..., a.a.O., S.159; Aussagen von Rudolf Höß und Karl Sommer [vgl. Anm.7]).

19 Dort arbeiteten im Dezember 1943: 99, im August 1944: 725, im Dezember 1944: 770 und im April 1945: 1617 Zwangsarbeiterinnen für das verlagerte Luftfahrtgerätekwerk (LGW) Hakenfelde (Klaus Drobisch, L'impiego dei lavoratori stranieri ..., a.a.O., S.182; Hans Brenner, Zur Rolle der Außenkommandos des KZ Flossenbürg im System der staatsmonopolistischen Rüstungswirtschaft des faschistischen deutschen Imperialismus und im antifaschistischen Widerstandskampf, Typoskript, Diss.A, Pädagogische Hochschule Dresden 1982, S.190; Internationaler Suchdienst, vgl. Anm.5, S. 107).

20 Dort arbeiteten im August 1944: 280, im Dezember 1944: 455 und im April 1945: 877 Frauen für das verlagerte LGW (Klaus Drobisch, L'impiego dei lavoratori stranieri ..., a.a.O., S.182; Hans Brenner, Zur Rolle ..., a.a.O., S.190).

21 Dort arbeiteten von November 1944 bis April 1945 100 Frauen für das verlagerte LGW. Vgl. Klaus Drobisch, L'impiego dei lavoratori stranieri ..., a.a.O., S.182; Hans Brenner, Zur Rolle ..., a.a.O., S.190.

22 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S. 37f.

23 Nach Firmenangaben arbeiteten dort deutsche Fürsorgezöglinge im Alter von 18–22 Jahren für Siemens, von denen 45 wegen guter Führung in die Siemensstädter Werke übernommen wurden, dort jedoch auch kaserniert lebten (YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.36). Benjamin B. Ferencz (Lohn ..., a.a.O., S.161) fand dafür keine Bestätigung, sondern nur Angaben, die zeigen, daß Uckermark 1945 ein Teil des KZ Ravensbrück war.

von den Betrieben an die Lager zurückgeschickt“ wurde.²⁴ Wir wissen nicht, ob dies auch für die Siemens-Produktionsstätten zutrifft, von denen manche nur sechs, manche — wie Ravensbrück — aber auch 35 Monate in Betrieb waren. Die Überlebenschancen derjenigen, die in Siemens-Baracken und -Werkshallen elektrotechnische Teile montierten, mögen besser gewesen sein als etwa in Bergwerken. Aber wie sah es mit den Arbeitsbedingungen derjenigen aus, die im Tiefbau für die Siemens-Bauunion eingesetzt waren?

Zu den bereits genannten Häftlingen, die seit Anfang 1942 bei Krakau für die Siemens-Bauunion arbeiteten, kamen 1943/44 Männer in unbekannter Zahl aus mindestens 13 verschiedenen Lagern, die in Jugoslawien in der Nähe von Bor Tunnelarbeiten für die Siemens-Bauunion verrichteten; 300 jüdische Überlebende dieses Arbeitskommandos erhielten eine Siemens-Entschädigung.²⁵ Bis zum Frühjahr 1945 arbeiteten 300 bis 400 männliche Häftlinge des KZ Mauthausen in Ebensee für die Siemens-Bauunion beim Bau einer unterirdischen Rüstungsfabrik.²⁶ Ebenfalls für die Siemens-Bauunion arbeiteten Häftlinge des KZ Groß-Rosen in Christianstadt; hier waren es 95 jüdische Überlebende, die eine Entschädigung erhielten.²⁷ Darüber hinaus gab es von Mai bis August 1944 ein Außenkommando für Männer aus dem KZ Flossenbürg in Hersbruck, die für die Siemens-Bauunion arbeiteten, und von September 1944 bis April 1945 ein Außenkommando des KZ Buchenwald in Strassfurt, wo männliche Häftlinge für die Siemens-Schuckertwerke arbeiteten.²⁸ Max Stein, der für die „Claims Conference“ recherchierte, schätzte, daß 2 500 KZ-Häftlinge für die Siemens-Bauunion gearbeitet haben.²⁹

Seit Mitte 1944 bis zum Frühjahr 1945 setzte die Firma Siemens darüber hinaus mindestens 3 200 KZ-Häftlinge in ihren Werken ein — in Werkstätten, die, wie es die SS vorschrieb, von denen der übrigen Belegschaft abgeschlossen waren. So arbeiteten seit Juni 1944 100 jüdische Frauen polnischer Herkunft aus dem Unterlager Ober-Altstadt des KZ Groß-Rosen in der etwas entfernter gelegenen Siemensfabrik in Jungbuck.³⁰ Im Juli 1944 — nach der Zerstörung der Produktionsstätten im KZ Buchenwald — wurden 300 und, bis zum Jahreswechsel, 2 000 Frauen und Männer aus den KZ Ravensbrück und Sachsenhausen nach Siemensstadt in das Lager Haselhorst transportiert. Bis Ende März 1945 arbeiteten sie im Kabelwerk, im Schaltwerk und im Kleinbauwerk sowie auch hier für die Siemens-Bauunion.³¹ Von Oktober 1944 bis März 1945 arbeiteten 550 ungarische Jüdinnen aus dem KZ Flossenbürg in zwei Nürnberger Fabriken der Siemens-Schuckertwerke.³² Weitere 500 jüdische Mädchen aus dem

24 Aussage Rudolf Höß (vgl. Anm.7).

25 Benjamin B. Ferencz, Lohn ..., a.a.O., S.162f.

26 A.a.O., S.160.

27 YVA, M-32/91 Vorläufige Übersicht per 31.1.1963.

28 Internationaler Suchdienst, vgl. Anm.5, S.93 und S.51.

29 YVA, M-32/92 Max Stein, Report ..., a.a.O., 1961, Appendix II.

30 Benjamin B. Ferencz, Lohn ..., a.a.O., S.159f.

31 Im Juli 1944 gab es 300, im September 1944 800 und im Januar 1945 2 000 Beschäftigte; die (vermutlich überwiegend als „politisch“ eingestuft) Häftlinge waren in einem vorher für ausländische Zivilarbeiter eingerichteten Lager der Fa. Siemens untergebracht, das verwaltungsmäßig und disziplinarisch der SS unterstand. Sie arbeiteten in den o.a. Siemensstädter Werken in abgeschlossenen Abteilungen (YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.28–31 und statistischer Anhang; ZStL Abschlußbericht; NA RG 260, 2/189/15: Testimony of Hermann Siemens, Frankfurt 28.1.1946).

32 Von ihnen überlebten drei Fünftel. Für diesen Einsatzort ist nachgewiesen, daß die Verpflegung der KZ-Häftlinge in der Verantwortung der Fa. Siemens lag (Archiv der Arbeitsgemeinschaft Ehemaliges KZ Flossenbürg e.V. Regensburg: Kommandantur Arbeitseinsatz Flossenbürg, Forderungsnachweis Nr. Flo.-803 über den Häftlingseinsatz Siemens-Schuckert-Werke, Nürnberg für die Zeit vom 1.–31.12.1944; YVA, M-32/92 Max Stein, Report ..., a.a.O., 1961, S.13f; Klaus Drobisch, L'impiego dei lavoratori stranieri ..., a.a.O., S.182; Benjamin B. Ferencz, Lohn ..., a.a.O., S.159).

KZ Buchenwald arbeiteten in einer Siemens-Fabrik in Neustadt bei Coburg.³³ Und schließlich arbeiteten noch Häftlinge des KZ Mauthausen in unbekannter Zahl für die Wiener Kabel- und Metallwerke, von denen 69 jüdische Überlebende eine Siemens-Entschädigung erhielten.³⁴

Diese Zusammenstellung kann nur vorläufig sein. Wir wissen nicht, ob es nicht noch weitere Produktionsstätten gab, in denen KZ-Häftlinge für Siemens arbeiteten. Wir wissen von den meisten der hier genannten Produktionsstätten nicht, wieviele Menschen dort im Lauf der Zeit eingesetzt waren, wieviele von ihnen während des Arbeitseinsatzes starben, wieviele zurückgeschickt wurden, weil sie den Leistungsanforderungen des Unternehmens nicht mehr genügen konnten, und wieviele für sie nachrücken mußten. Es können nach den vorliegenden Informationen nicht weniger als 15 000 Menschen gewesen sein, und wahrscheinlich waren es noch sehr viel mehr.

Damit komme ich zum dritten Punkt, zu der Aussage des Firmenberichts, wonach die Arbeitsbedingungen in den Siemens-Produktionsstätten unter den gegebenen Bedingungen optimal gewesen seien und dazu beigetragen hätten, „manchem Häftling das Leben zu retten“. Diese Aussage ist falsch und richtig zugleich. Sie ist falsch, insofern die Aussagen von Überlebenden in manchen Punkten das Gegenteil aussagen. Sie ist richtig, insofern die Aussagen von Überlebenden den Firmenbericht im Einzelfall oder in einigen Details bestätigen. Sie bleibt dennoch falsch, weil unter den gegebenen Bedingungen jede unternehmerische Entscheidung falsch war, die in eine Partizipation an der nationalsozialistischen Politik der Zwangsarbeit und der Vernichtung durch Arbeit einmündete. Als solche muß sie nicht nur vor der Geschichte, sondern vor den Opfern verantwortet werden. Ich möchte dies am Beispiel der Arbeitsbedingungen, der Lohnberechnung und der Personalführung erläutern. Zunächst das Beispiel der Arbeitsbedingungen: Sofern die Firma Siemens sich zur Zwangsarbeit in ihrem Hause überhaupt äußert, betont sie seit 1945 immer wieder, daß die technischen, gewerbe- und betriebshygienischen Arbeitsbedingungen für Juden und KZ-Häftlinge die gleichen wie für die deutschen Arbeitskräfte gewesen seien. Sie würden nicht nur seit jeher den gewerbepolizeilichen Vorschriften genügen, sondern seien bekanntlich vorbildlich. Dies habe gleichermaßen für die Siemens-Fabrik in Ravensbrück gegolten:³⁵ „Die Arbeitsbaracken mit je 675 qm Nutzfläche waren *mustergültig* mit Doppeldach, großen hellen Fenstern und guter Luftheizung ausgeführt.“³⁶ Die Firma hat auch eine stichhaltige, weil „sachliche“ Begründung für diese Sorgfalt:

„Die Arbeiten gehörten in das Gebiet der Feinmechanik und erforderten leichte und geschickte Hände: sie waren deshalb besonders für Frauen geeignet. Zur Durchführung dieser Arbeiten sind helle Arbeitsplätze und gut durchwärmte Räume nötig, woraus sich der Aufbau der Arbeitsbaracken zwangsläufig ergab.“³⁷ — Anders die ebenfalls neu errichteten Wohnbaracken des Siemenslagers, da es sich dort nicht „zwangsläufig ergab“, blieben sie unbeheizt.³⁸ Was „ergab“ sich wohl in Ebensee, wo Mauthausener KZ-Häftlinge für die Siemens-Bauunion Stollen in die Erde trieben?

33 A.a.O., S.158f.

34 YVA, M-32/91 Vorläufige Übersicht per 31.1.1963.

35 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.34–36.

36 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.32 (Hervorhebung im Original).

37 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.33.

38 Anja Lundholm, Das Höllentor, a.a.O., S.200.

Die Siemens-Zwangsarbeiterinnen in Ravensbrück wußten manche der „Annehmlichkeiten des Siemenslagers“ zu schätzen, besonders genossen sie es, daß sie nach Jahren wieder einmal saubere Lagerkleidung, sogar einen Übermantel, wollene Unterwäsche, Strümpfe und ein zusammengehöriges Paar Schuhe erhielten.³⁹ Die Häftlinge in Siemensstadt waren schlechter dran. Dort war die Firmenleitung immerhin noch stolz auf ihre Unterlassungen: „Ferner wurden werksseitig keine Einwendungen dagegen erhoben, daß die Häftlinge in der kälteren Jahreszeit mit *im Werk vorhandenen* Materialien (Isolierpapier, Putztücher u.dgl.) ihre für den Winter durchaus ungenügende Oberkleidung ergänzten“⁴⁰

Die Frauen im KZ Ravensbrück schätzten auch, daß sie, weil bei Siemens „saubere Arbeit verlangt“ wurde, öfters die Gelegenheit hatten, sich selbst und ihre Wäsche zu waschen, auch wenn sich Anja Lundholm vor allem an unerträgliches Gedränge im einzigen Waschraum erinnert und Anna Sohst noch mit Schauern an die verdreckte Latrine denkt und daran, daß selbst Darmkranke diese Latrine nur zu festgesetzten Zeiten und in Gruppen unter Aufsicht aufsuchen durften.⁴¹ Anja Lundholm erinnert sich hingegen weder an gut durchwärmte Arbeitsräume, wohl aber an Vorarbeiter in dicken Pullovern, noch waren ihr die hellen Fenster von Nutzen, wenn sie ihre 12stündige Nachtschicht absolvierte, vielmehr trännten ihr am schlecht ausgeleuchteten Arbeitstisch vor Anstrengung die Augen.⁴²

Eine Arbeitszeit von 12 Stunden war — von welcher Seite aus man es auch betrachtet — eine eklatante Ungleichbehandlung, auf der die amerikanischen Ermittler insistierten, als sie Hermann von Siemens im Januar 1946 verhörten. Hermann von Siemens hatte 1940/41 von seinem bald darauf verstorbenen Onkel Carl Friedrich von Siemens die Konzernleitung übernommen. Er war wie dieser — und wie schon der Firmengründer Werner von Siemens — im Prinzip der Überzeugung, daß kürzere Arbeitszeiten mit höherer Produktivität einhergingen und erstaunt, als er irgendwann von der überlangen Arbeitszeit der Siemensstädter KZ-Häftlinge bzw. in den KZ-Fabriken erfuhr. Er hielt den 12-Stunden-Tag für „nonsensical“. Aber er war es erst zufrieden gewesen, als ihm sein Experte Gustav Leifer, der als einziger vom Facharbeiter ins Spitzenmanagement der Firma aufgestiegen war und im Krieg u.a. mit der Organisation der Zwangsarbeit befaßt war, damals mitteilte, das habe schon alles seine Ordnung. Die Leute hätten im Lager sowieso nichts besseres zu tun und seien froh, wenn sie arbeiten könnten.⁴³ Vielleicht war das der Grund, warum man — im Unterschied zum Hauptlager — beim Bau des Ravensbrücker Siemenslagers auf einen Aufenthaltsraum für die Arbeiterinnen von vornherein verzichtet hatte.⁴⁴

Als die Ermittler weiter in ihn drangen, glaubte sich Hermann von Siemens zu erinnern, daß die Arbeitszeiten von der SS-Lagerverwaltung festgesetzt worden seien.⁴⁵ Er erwähnte hingegen nichts davon, daß es sein Führungspersonal war, das in Ravensbrück „Strafarbeiten“

39 Ernst Köhler, Klettern ..., a.a.O., S.206; Anja Lundholm, Das Höllentor, a.a.O., S.185f.

40 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.31 (Hervorhebung im Original).

41 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 1.10.1945, S.34 (Zitat); Anja Lundholm, Das Höllentor, a.a.O., S.185, S.190, S.196 und S.208f.; Ernst Köhler, Klettern ..., a.a.O., S.206.

42 Anja Lundholm, Das Höllentor, a.a.O., S.203 und S.213.

43 NA, RG 260, FINAD/2/189/15, Testimony of Hermann Siemens, 28.1.1946, S.8; Georg Siemens, Der Weg ..., a.a.O., Bd.2, S.33, 263f und S.350. Hermann von Siemens (geb.1885) war Physiker und seit 1930 in der Geschäftsleitung des Siemens-Konzerns tätig. Er war von 1941 bis 1946 und nach seiner Entlassung aus amerikanischer Internierung erneut von 1948 bis 1956 „Chef des Hauses“. Vgl. Wolfgang Ribbe und Werner Schäche, Die Siemensstadt. Geschichte und Architektur eines Industriestandorts, Berlin 1985, S.249–251.

44 Anja Lundholm, Das Höllentor, a.a.O., S.190.

45 NA, RG 260, FINAD/2/189/15, Testimony of Hermann Siemens, 28.1.1946, S.9–11.

einführte. „Da mußten“, wie Magarete Buber-Neumann schildert, „die heruntergekommenen Frauen nach zehn- bis elfstündiger Arbeitszeit noch bis zu fünf Stunden nacharbeiten“, wenn sie das vorgeschriebene Pensum nicht erreicht hatten.⁴⁶

Aber so genau wußte Hermann von Siemens das alles nicht, er hatte auch „keinen persönlichen Eindruck“, weil er, wie er sagte, „dort nicht gern hinging“. Daher wußte er auch nicht, ob es Männer oder Frauen, Deutsche oder Ausländer waren, die da in Haselhorst untergebracht waren und in seinen Siemensstädter Fabriken arbeiteten: „... all mixed together, as far as I have been told.“⁴⁷

Bei der Lohnberechnung, meinem zweiten Beispiel für die fatalen Folgen ökonomischer Rationalität unter den Bedingungen des nationalsozialistischen Programms der Vernichtung durch Arbeit, waren die Siemens-Werksleitungen akribischer. Im Firmenbericht wird das Lohnsystem für die KZ-Fabrik in Ravensbrück beschrieben: „Die Häftlinge wurden nicht unmittelbar von S & H entlohnt, sondern je Tag und Kopf wurden RM 4,- an die Lagerleitung abgeführt. Für die Ermittlung der Leistung der Häftlinge in der Werkstatt wurden Lohnzettel ausgeschrieben. Je nach dem Ergebnis erhielten die Häftlinge nach einem firmenseitig vorgeschlagenen *Prämiensystem* Prämien ausgezahlt, wofür sie im Lager Gebrauchsgegenstände kaufen konnten. Diese Prämien kamen etwa 900 Häftlingen zugute. Um den Häftlingen den Kauf von Gebrauchsgegenständen für die Prämien zu erleichtern, wurden *firmenseitig* von der Deutschen Textilbekleidungswerke GmbH *Kleidungsstücke*, wie Hemden, Beinkleider, Schuhe besorgt.“⁴⁸

Während Anja Lundholm und Hanna Sohst, die Ende 1944/Anfang 1945 dort arbeiteten, nichts von den Prämien erwähnen, bestätigt Magarete Buber-Neumann, die im Herbst 1942 als Dolmetscherin und Sekretärin für den Ravensbrücker Werksleiter Grade arbeiten mußte, diese Darstellung in den Grundzügen. „50-Pfennig- oder 1-Mark-Gutscheine für die Häftlingskantine“ hätten diejenigen erhalten, die ihr Pensum übererfüllten; es habe jedoch „in den letzten Jahren außer Salz und ungenießbarer ‚Fischpaste‘ nichts mehr zu kaufen“ gegeben. Wichtiger als die Prämien war die mit diesem System des Leistungslohn verbundene Leistungskontrolle: „Durch dieses System war es sofort festzustellen, wenn ein Häftling sein Pensum, das ungefähr 40 Pfennige in der Stunde ausmachte, nicht erreichte. Wiederholte sich diese ‚Faulheit‘, so bekam er zuerst einmal vom Meister eine Strafpredigt. Half das nichts, so wurde die SS-Aufseherin geholt, die Backpfeifen austeilte und eine ‚Meldung‘ schrieb, durch die der Häftling dann im ‚Bunker‘ oder ‚Strafblock‘ landete.“⁴⁹ Die Vorarbeiter und Vorarbeiterinnen, die Meister und Werksleiter von Siemens waren mit den Verhältnissen der Lager hinreichend vertraut, um zu wissen, was sie taten.

Die Firma Siemens hielt sich als ein weiteres Argument für die angeblich günstigeren Arbeitsbedingungen und besseren Überlebenschancen, die sie den beschäftigten Häftlingen bot, ihre sachliche Personalführung zugute, der jegliche Schikane fremd gewesen sei, zumal die „disziplinarische Aufsicht“ in den Händen der SS-Aufseherinnen lag. Siemens entsandte allein in das KZ Ravensbrück etwa 150 „Berliner Belegschaftsmitglieder als Meister, Einrichter und Vorarbeiterinnen“.⁵⁰ Diese Leute kamen in der Regel weder als Sadisten, noch weil sie sich berufen gefühlt hätten, das Schlimmste zu verhüten. Sie gingen nach Ravens-

46 Magarete Buber-Neumann, Als Gefangene ..., a.a.O., S.296.

47 NA, RG 260, FINAD/2/189/15, Testimony of Hermann Siemens, 28.1.1946, S.7.

48 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.34 (Hervorhebungen im Original).

49 Magarete Buber-Neumann, Als Gefangene ..., a.a.O., S.296.

50 YVA, M-32/93 Siemens-Bericht 31.10.1945, S.33.

brück, weil sie auf eine Freistellung vom Kriegsdienst oder einen Karrieresprung hofften, aus allerlei familiären und persönlichen Motiven, vor allem aber, weil sie dort das Doppelte und Dreifache ihres normalen Einkommens verdienen konnten.⁵¹ Trotzdem gab es kein Gedränge um diese lukrativen Jobs. Die Siemensstädter Personalabteilung konnte sich nicht nur solche herausuchen, die sie für diese heikle Aufgabe als besonders geeignet erachtete.

So waren die Zwangsarbeiterinnen in Ravensbrück mit höchst unterschiedlichen Typen von Vorgesetzten konfrontiert. Da war der als „Menschenschinder“ geschilderte Werksleiter Hermann Grade, so karrieresüchtig, feige und so gewalttätig, daß an „diesem zivilen Ingenieur [. . .] ein SS-Mann verloren gegangen“ sei, wie seine Sekretärin, Magarete Buber-Neumann, mitteilt.⁵² Die Unternehmensleitung beließ ihn drei Jahre lang bis zur Räumung des Lagers auf diesen Posten. Da gab es den Meister Gerstenberger, den nach eigener Aussage strafversetzten alten Sozialdemokraten, der von Hanna Sohst allein deswegen als „anständig“ geschildert wird, weil er auf Gewalttätigkeiten und Denunziationen verzichtete und den Zwangsarbeiterinnen gelegentlich Lebensmittel zusteckte.⁵³ Da gab es die Vorarbeiterin K., die sich der Bitten einiger Frauen nicht erwehren konnte und Briefe aus dem Lager schmuggelte, bis sie erwischt wurde und um ein Haar selbst inhaftiert worden wäre.⁵⁴ Da gab es endlich den stets sachlichen und ruhigen Ausbilder, der sich schlicht mit „Herr Götze“ anreden ließ, der die Frauen siezte, sie geduldig anlernte und den im selben Raum beschäftigten deutschen Zivilarbeiterinnen untersagte, die Zwangsarbeiterinnen zu beschimpfen. Von ihm war jedoch nichts zu vernehmen, als die SS-Aufseherin in seiner Halle eine ältere Arbeiterin zwang, sich zu entblößen, und sie blutig peitschte, weil sie das absolute Redeverbot während der Arbeitszeit angeblich mißachtet hatte.⁵⁵ Wer sich einmal auf das nationalsozialistische Zwangsarbeitssystem eingelassen hatte, konnte nicht unschuldig bleiben, weder der um „Sachlichkeit“ bemühte Vorarbeiter, noch die Firmenleitung, die ihn an die Stätte der Zwangsarbeit entsandt hatte.

Zusammenfassung

Siemens hat sich frühzeitig — und nur gezwungen durch die Logik maximaler Produktion — dazu entschlossen, vom nationalsozialistischen Regime verfolgte Frauen und Männer als Zwangsarbeiter zu beschäftigen. Diese Entscheidung implizierte eine Partizipation des Unternehmens an allen Konsequenzen der nationalsozialistischen Zwangsarbeitspolitik bis hin zur Vernichtung von arbeitsunfähigen bzw. arbeitsunfähig gemachten, „rassisch“, politisch und sozial unerwünschten Menschen. Diese Implikation war von Seiten des Unternehmens möglicherweise nicht gewollt, lief sie doch seinen Interessen an höchstmöglicher Produktivität zuwider; aber sie war der Unternehmensleitung bekannt, und das in den Stätten der Zwangsarbeit eingesetzte aufsichtsführende Personal ging täglich damit um.

Was unter anderen politischen Verhältnissen als „sachliche“, unter Absehung von den betroffenen Menschen, allein gemäß ökonomischer Rationalität zu fällende Entscheidungen in seinen sozialen und individuellen Folgen durch außerbetriebliche Institutionen noch abzufedern

51 Vgl. den Beitrag von Dagmar Reese in diesem Heft.

52 Magarete Buber-Neumann, Als Gefangene ..., a.a.O., S.296 (Zitat) und S.301–303; Ernst Köhler, Klettern ..., a.a.O., S.206.

53 Ebda.

54 Siehe den Beitrag von Dagmar Reese in diesem Heft.

55 Anja Lundholm, Das Höllentor, a.a.O., S.204–208.

sein mag, geriet unter den Bedingungen des Konzentrationslagers zur Entscheidung über Leben und Tod. Sind einmal die Bedingungen der Zwangsarbeit akzeptiert, so verkehrt sich Produktionspolitik in Mordpolitik.

Es ist eine andauernde Beschämung der Opfer der Zwangsarbeit, wenn die Anwender der Zwangsarbeit ihre historische Verantwortung für die sozialen und menschlichen Folgen ihrer unternehmerischen Entscheidungen von sich weisen. Daß diejenigen, die ihre historische Verantwortung leugnen, ihre Lektion wirklich gelernt haben und ihre gegenwärtige gesellschaftliche Verantwortung eingestehen, ist kaum zu erwarten. Aber wie gehen wir mit soviel verantwortungsloser Macht in dieser Gesellschaft um?

DIE DOPPELTE RATIONALISIERUNG DES „AUSLÄNDEREINSATZES“ BEI SIEMENS*

Von Tilla Siegel

„Rationalisierung.

- 1) allgemein: die Ersetzung herkömmlicher Verfahren oder Mächte durch verstandesmäßig durchdachte oder zweckmäßige. [. . .]
- 2) Betriebswirtschaft: R. bedeutet allgemein die Durchführung von Maßnahmen zur Verbesserung bestehender Zustände. [. . .]
- 3) Psychologie: das unbewußte Verdrängen und Austauschen der dem eigenen Bewußtsein zugänglichen Beweggründe des Handelns. Unverständliche oder moralisch negativ bewertete Motive werden gegen vernünftige (rationale) Gründe ausgetauscht.“
(Brockhaus Enzyklopädie 1972)

Anfang Dezember 1942 veranstaltete die Zentral-Werksverwaltung (ZW) der Siemens-Schuckertwerke (SSW) eine interne Tagung über den „Ausländereinsatz“. Auf ihr tauschten Vertreter einzelner Betriebe ihre Erfahrungen mit dem Ziel aus, diesen effektiver zu machen. „Im Ausländereinsatz mußte anfangs Vieles *improvisiert* werden, was nach und nach durch planmäßige *Organisationsarbeiten* in feste Bahnen gelenkt wurde. Gerade im Laufe dieses Jahres ist nun der Druck stärker geworden, auch den Kräfteinsatz noch mehr als bisher zu *rationalisieren*, nicht allein des Kräftemangels, sondern auch der Fertigungskosten wegen, die erneut in den Brennpunkt der Betrachtungen gerückt sind.“¹

Die Niederschrift der Vorträge zu dieser Tagung ist ein Dokument der Rationalisierung im doppelten Sinne. Orientiert am Zweck der optimalen produktiven Effizienz, sollten Vergeudung und Störung im Einsatz der menschlichen Arbeitskraft planmäßig minimiert werden. Das der Rationalisierung eigene Einzweckdenken diente den hier zitierten Experten gleichzeitig dazu, die Menschen, um die es sich handelte, *ausschließlich* als Produktionsfaktoren beziehungsweise als Störfaktoren in der Produktion zu sehen. Dabei wurden die besonderen

* Dieser Beitrag ist die überarbeitete und erweiterte Version eines Kapitels aus dem Buch: Tilla Siegel und Thomas von Freyberg, Industrielle Rationalisierung unter dem Nationalsozialismus, Frankfurt/M. und New York 1991, S.385–398.

¹ Siemens Archiv-Akte (künftig: SAA) 51/Le 931, Vorträge der ZW-Tagung am 7. und 8. Dezember 1942 über Ausländereinsatz, S.68 (Hervorhebungen im Original).

Bedingungen, unter denen diese Menschen eingesetzt wurden, allenfalls als potentiell effizienzmindernd wahrgenommen und schienen die logische Folge ihrer „völkischen“ Eigenschaften zu sein.

Die qualifikations- und geschlechtsspezifische Hierarchie der Arbeitskräfte in der deutschen Industrie war im Zweiten Weltkrieg nach unten rassistisch fortgesetzt worden. Um diese Hierarchie als logisch und naturgegeben erscheinen zu lassen, wurden neue Kategorien erfunden beziehungsweise gängige Begriffe zu ausgrenzenden Kategorien pervertiert. Die Bezeichnung „Jude“ bedeutete nunmehr, daß Deutsche jüdischer Herkunft zu *Nicht-Deutschen*, *Nicht-Ariern*, ja in bitterer Konsequenz, zu *Nicht-Menschen* erklärt wurden. „Deutsch“ waren nur noch diejenigen, die nicht rassistisch ausgegrenzt worden waren. Oder aber Menschen aus der Tschechoslowakei waren nicht einfach Tschechen oder Slowaken, sondern „Protektoratsangehörige“, also Menschen aus einem besetzten Land, die entsprechenden Einschränkungen unterworfen waren.

Auch in der Sprache der nüchternen, an einem rationellen Einsatz der Arbeitskräfte orientierten Ingenieure verbanden sich Nationalitätenbezeichnungen mit Pauschalurteilen über die zugehörigen Mentalitäten. Laut Oberingenieur Bolt von den Nürnberger Werken seien Französisinnen geschickt, aber nicht beharrlich und in ihren Leistungen schwankend; Vlaminnen seien ernster, stetiger und gründlicher als die Französisinnen; Kroatinnen und Serbinnen seien harmlos, geduldig, ausdauernd, fleißig, willig, lebten sich aber nur langsam ein und seien geistig schwerfällig; „Ostarbeiterinnen“ zeigten oft gutes Handgeschick, ihre geistige Mitarbeit sei aber mäßig, und sie brauchten dauernd eingehende Betreuung und Führung; französische Kriegsgefangene bereiteten wenig Schwierigkeiten; Zivil-Franzosen hingegen seien im allgemeinen leichtlebig, etwas rührig und betriebsam, es fehle ihnen aber die Härte gegen sich selbst; Polen seien herb, verschlossen, ja unfreundlich, sie arbeiteten pflichtgemäß; „Zivil-Ostarbeiter“ seien geistig schwerfällig, willig, geduldig, ausdauernd, neugierig, sie hätten wenig technisches Verständnis und eine Neigung zum Spieltrieb, und so weiter.²

Sein Kollege bei Siemens, Oberingenieur Mohr vom Kleinbauwerk, stellte fest, „Gesetze“ darüber, „was man von den einzelnen Nationalitäten erwarten kann“, ließen sich „für alle Gruppen ableiten“.³ Und Oberingenieur Pflaume schließlich, Fachmann bei Siemens für die Auslese und das Anlernen insbesondere von Frauen und ausländischen Arbeitskräften, faßte seine Sicht der völkischen Unterschiede in dem auf Seite 14 abgebildeten Schaubild zusammen.

Angesichts dieser Charakterisierungen scheint es einleuchtend, wenn Georg Siemens in seiner Geschichte des Hauses Siemens schreibt, die ausländischen Arbeitskräfte seien dort „unerbetene Mitarbeiter“ gewesen, die nur wegen des Arbeitskräftemangels und weil die deutsche Regierung sie eben herbeischaffte, genommen wurden.⁴ Allerdings sprechen die Statistiken eine andere Sprache. Wie die beiden Tabellen auf S.15 und S.16 zeigen, lag der Anteil der ausländischen Arbeitskräfte bei Siemens deutlich über dem Durchschnitt der Branche. Im Elektromotorenwerk (Elmowerk) und im Kleinbauwerk, die zu den SSW gehörten, machten im September 1942 die „deutschen“ Arbeitskräfte nur wenig mehr als die Hälfte der Gesamtzahl der Beschäftigten aus.

2 A.a.O., S.10f.

3 A.a.O., S.31.

4 Georg Siemens, *Der Weg der Elektrotechnik. Geschichte des Hauses Siemens*, 2 Bde, Freiburg 1961, Bd.2, S.338.



Quelle: SAA 51/Le 931, Vorträge der ZW-Tagung am 7. und 8. Dezember 1942 über Ausländer-Einsatz, S.13.

In der ZW-Tagung vom Dezember 1942 ging es auch um die Rationalisierung des Einsatzes der Deutschen jüdischer Herkunft, die als „Nichtarier“ ausgegrenzt und den „Volksfremden“ zugeordnet waren. Nachdem man sie zunächst von ihren Arbeitsplätzen oder aus selbständigen Berufen vertrieben hatte, wurden sie 1940 den Betrieben wieder „zugewiesen“, da es, so ein Bericht der „Sozialpolitischen Abteilung“ bei Siemens, die Arbeitseinsatzbehörden „nicht mehr vertreten konnten, die Juden weiter ohne Beschäftigung zu lassen“. Ihre besonderen Arbeitsbedingungen wurden von der „Sozialpolitischen Abteilung“ genauestens referiert. Jüdische Arbeitskräfte hatten an den sogen. Göring-Feiertagen keinen Anspruch auf Fortzahlung des Arbeitsverdienstes, sie erhielten keine Feiertagszuschläge, ebenso wenig eine Vergütung des Lohnausfalls infolge Fliegeralarms. Ab 1941 wurde von ihrem Arbeitsverdienst die sogen. Sozialausgleichsabgabe von 15 Prozent abgeführt. Für ihren „Einsatz“ wurden besondere Regelungen getroffen: „Sie dürfen nicht zusammen mit der deutschen Gefolgschaft beschäftigt werden, müssen in geschlossenen Gruppen arbeiten. Die Arbeitszeiten müssen von denen der deutschen Arbeiter abweichen. Sie werden geschlossen in den Betrieb hinein- und wieder hinausgeführt usw.“⁵

Das Elmowerk und das Kleinbauwerk vermerkten in ihren Berichten zur „ZW-Chronik“ für das Geschäftsjahr 1939/40 den „Einsatz ausländischer und nichtarischer Arbeitskräfte in größerem Umfang sowie die Einstellung von Volksdeutschen aus den neuen Reichsgebieten“. Die jüdischen Arbeitskräfte wurden, so das Kleinbauwerk, nach den vom Arbeitsamt Berlin vorgegebenen Richtlinien eingesetzt: „Durch Abgrenzung bestimmter geschlossener Abteilungen konnten wir im Geschäftsjahr rd. 350 Jüdinnen einstellen und die hierdurch freiwerdenden deutschen Arbeiterinnen für besondere Wehrmachtsaufträge einsetzen. Alle Jüdinnen

⁵ SAA 15/Lc 774, Sozialpolitische Abteilung, Zusammenfassung der Tätigkeitsberichte für 1939–43, Referat für Arbeiterfragen, Bericht 1939/40 (S.24f.) und Bericht 1940/41 (S.22f.).

Ausländische und jüdische Arbeitskräfte sowie Kriegsgefangene 1941–1944 in der Elektroindustrie ^(a) und bei Siemens (S & H und SSW in Deutschland, einschließlich zugehörige Gesellschaften)

	1941		1942		1943		1944	
	Mai	September	Mai	September	Mai	September	Mai	September
<i>Beschäftigte insgesamt Elektroindustrie Siemens (b)</i>	515.250	191.202	538.451	199.338	558.928	216.381	568.309	210.736
davon:								
<i>ausländische Arbeitskräfte Elektroindustrie Siemens</i>	5,0%	12,2%	9,1%	19,7%	15,5%	23,3%	18,6%	22,6%
<i>Kriegsgefangene Elektroindustrie Siemens (c)</i>	1,9%	1,1%	4,9%	2,5%	4,8%	2,0%	5,0%	4,4%
<i>jüdische Arbeitskräfte (d) Siemens</i>		1,8%		1,5%				

(a) Im Gegensatz zu den „Belegschaftsberichten“ von Siemens wird in der „Kriegswirtschaftlichen Kräftebilanz“ für die Elektroindustrie die Zahl der Deutschen jüdischer Herkunft, die bis zu ihrer Deportation Anfang 1943 als Dienstverpflichtete in der Industrie arbeiten mußten, nicht angegeben.

(b) Kriegsgefangene und Häftlinge sind in der Gesamtzahl der Beschäftigten bei Siemens nicht enthalten.

(c) In der Angabe für September 1944 sind die Anteile der Kriegsgefangenen (2,2%) und der Häftlinge (2,2%) zusammengefaßt.

(d) Ab Februar 1943 wurden in den Belegschaftsberichten die Angaben über die Anzahl jüdischer Arbeitskräfte, d.h. Deutscher jüdischer Herkunft, kommentarlos abgebrochen.

Berechnet nach: Rolf Wagenführ, Die deutsche Industrie im Kriege 1939–1945. Hrsg. vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin 1954, S.148–156 (Kriegswirtschaftliche Kräftebilanz) und SAA 29/Lr 500 (Belegschaftsberichte der Sozialpolitischen Abteilung). Vgl. Tilla Siegel und Thomas von Freyberg, Industrielle Rationalisierung ..., a.a.O., S.300 und S.302.

wurden auf ihre Einsatzfähigkeit sowohl ärztlich als eignungsmäßig geprüft [. . .]. Durch diese Maßnahme erreichten wir, daß der Prozentsatz der Ungeeigneten geringer als 10 % aller Eingesetzten war.”⁶

Das Elmowerk meldete in seinem Bericht für 1940/41, als die „Heranziehung von Ausländern und Nichtariern gesteigert“ worden war: „Die Ausländer wurden in allen Werkstätten eingesetzt, während der verstärkte Einsatz von Nichtariern in abgetrennten Arbeitsstätten der Wickerei, Stanzerei und dem Kommutatorbau erfolgte. Der Einsatz war erfolgreich, die meisten der Eingestellten erreichten nach ihrer Anlernung bald die geforderten Leistungen.”⁷

Mit dem verharmlosenden Wort „Evakuierungsmaßnahmen“ wird in dem Bericht der „Sozialpolitischen Abteilung“ für 1940/41 die zunehmende Verschleppung der Juden und Jüdinnen in die Konzentrations- und Vernichtungslager angedeutet, die auch im Sinken ihrer Beschäftigtenzahl bei Siemens und dem kommentarlos Abbruch der Statistik 1943 zum Ausdruck kommt: „Am Schluß des letzten Berichtsjahres haben wir in unseren Berliner Betrieben 3.471 Juden beschäftigt. Diese Zahl konnte zunächst noch gesteigert werden. Sie

6 SAA 15/Lg 562, ZW-Chronik 1939/40, Bl.155, Bl.195.

7 SAA 15/Lg 562, ZW-Chronik 1940/41, Bl.91f.

Die Anzahl der ausländischen und jüdischen Arbeitskräfte sowie Kriegsgefangenen und Häftlinge im Kleinbauwerk I und im Elektromotorenwerk I (einschließlich Metall- und Eisengießerei) in Berlin im September 1941, September 1942, September 1943 und September 1944 in Prozent der Gesamtbeschäftigung (ohne Angestellte) ^(a)

	Kleinbauwerk I und Elektromotorenwerk I	Kleinbauwerk I			Elektromotorenwerk I		
	September 1941	September 1942	September 1943	September 1944	September 1942	September 1943	September 1944
Beschäftigte insgesamt (b)	7 083	3 978	3 123	1 940	4 681	4 355	3 675
davon:							
jüdische Arbeitskräfte (c)	15,5%	13,5%	—	—	8,4%	—	—
ausländische Arbeitskräfte (d)	22,9%	25,4%	39,1%	22,3%	33,9%	44,1%	30,0%
Kriegsgefangene und Häftlinge (e)	0,6%	9,0%	7,7%	19,0%	4,1%	4,2	7,0%

(a) Durch Bombenangriffe im Herbst 1943 wurden das Kleinbau- und das Elektromotorenwerk in Berlin fast völlig zerstört. Die Produktion und viele Arbeitskräfte wurden in Werke außerhalb Berlins ausgelagert, die zurückbleibenden Arbeitskräfte zum Wiederaufbau der Produktionsanlage eingesetzt.

(b) Im Gegensatz zu den Belegschaftsberichten enthalten hier die Angaben zur Gesamtbeschäftigtenzahl auch die Kriegsgefangenen und Häftlinge.

(c) Ab 1943 wurden die Angaben über die Anzahl jüdischer Arbeitskräfte kommentarlos abgebrochen.

(d) Für September 1941 liegen uns die Zahlen für beide Werke gemeinsam vor. Sie enthalten wahrscheinlich auch die ausländischen Angestellten. Die Daten für die folgenden Jahre lassen darauf schließen, daß nur sehr wenige ausländische Arbeitskräfte als Angestellte beschäftigt wurden.

(e) Erst 1944 wurde für die Metall- und Eisengießerei des Elektromotorenwerks die Anzahl der ausländischen Arbeitskräfte sowie die der Kriegsgefangenen und Häftlinge gesondert aufgeführt. Zusammen machten sie dort im September 1944 57% der Beschäftigten aus.

Berechnet nach: SAA 29/Lr 500 (Belegschaftsberichte der Sozialpolitischen Abteilung).

sank dann aber wieder infolge der behördlicherseits durchgeführten Evakuierungsmaßnahmen. Am Schluß des Geschäftsjahres betrug die Zahl der Juden in unseren deutschen Betrieben 3.530.”⁸

Als die Gestapo Ende Januar 1943 begann, „die Juden aus den Berliner Betrieben herausziehen und abzutransportieren“, war man „in den Vorständen von Siemens“, so Georg Siemens, „entsetzt über diese Maßnahme, denn man wußte, war sie für die Opfer bedeutete“.⁹ Die Ingenieure in den Siemens-Betrieben hatten sich allerdings bereits mit dem Problem beschäftigt, daß die Deportation der jüdischen Arbeitskräfte zu Unterbrechungen des Produktionsablaufes führen könnte. „Bei geschlossenem Einsatz von Ausländern unter vollständiger Abtrennung von Deutschen“ nämlich, so Oberingenieur Mohr vom Kleinbauwerk in seinem Vortrag auf der ZW-Tagung vom Dezember 1942, „besteht die Gefahr, daß später bei einer evtl. aus staatspolitischen Gründen notwendigen Entfernung der betreffenden Nation geschulte Kräfte fehlen. Wenn man sich durch Wechselschicht (Deutsche–Ausländer) nicht helfen kann, läßt sich durch die Aufrichtung von verstellbaren Trennwänden ein Ausweg

⁸ SAA 15/Lc 774, Sozialpolitische Abteilung, Zusammenfassung der Tätigkeitsberichte für 1939–1943, Referat für Arbeiterfragen, Bericht 1940/41, S.22.

⁹ Georg Siemens, Der Weg ..., a.a.O., Bd.2, S.340.

finden.“ Wen Mohr auch hier mit „Ausländern“ meinte, geht aus der Unterschrift zu einem Bild, welches er beifügte, hervor: „Teilung der Werkstatt durch verstellbare Trennwände“. Auf der einen Seite der Trennwand arbeiten Deutsche, auf der anderen Juden.“¹⁰

Im Oktober 1990 schilderte Martin Friedländer, wie das für diejenigen aussah, die auf „der anderen Seite“ arbeiten mußten. Er gehörte zu denen, die in einer Schicht „geschlossen in den Betrieb hinein- und wieder hinausgeführt“ wurden, wie es im Bericht der „Sozialpolitischen Abteilung“ hieß, und die nicht wußten, wer in der anderen Schicht an ihrem Arbeitsplatz arbeitete. Im Winter 1942 wurde er — wie seine Kollegen — angehalten, neue, polnische Arbeitskräfte anzulernen. Er wußte damals nicht, daß sie ihn kurz darauf, als er ins Konzentrationslager verschleppt wurde, „reibungslös“ ersetzen sollten. Die Deportierten sind, so Georg Siemens, „nicht mehr gesehen worden“.¹¹ Er erwähnt nicht, daß das Unternehmen Siemens auch Fertigungsstätten bei oder in den Konzentrationslagern errichtet hatte, in denen die Juden und Jüdinnen, soweit sie nicht unmittelbar der Vernichtung preisgegeben waren, arbeiten mußten.¹²

Womit man sich auf der ZW-Tagung vom Dezember 1942 beschäftigte, war, den Einsatz der „fremdvölkischen“, das heißt der ausländischen und der deutschen „nichtarischen“ Arbeitskräfte, „der Fertigungskosten wegen“ zu rationalisieren. In der Regel wurden die „fremdvölkischen“ Arbeitskräfte in die unteren Ränge der Arbeitsplätzhierarchie eingeordnet, erhielten also einen relativ niedrigen Lohn. Dennoch waren sie nach Ansicht der Experten teure Arbeitskräfte. Ein gewichtiger Grund also, danach zu fahnden, wo die Ursachen für die mangelnde „Wirtschaftlichkeit“ ihres Einsatzes lagen. Eine Ursache war die relativ hohe Fluktuation der „Volksfremden“.

„Die Einsatzdauer der Juden“, so Oberingenieur Borchardt, „ist theoretisch unbefristet, soll aber nach neuesten Informationen für Berlin am 31.3.1943 ablaufen“.¹³ Darauf hatten sich die Ingenieure, wie geschildert, bereits rationalisierend eingerichtet. Kopfzerbrechen bereitete ihnen aber die Fluktuation der anderen „Volksfremden“. Im Durchschnitt der Berliner SSW-Betriebe, so eine auf das ganze Jahr hochgerechnete „Abkehruntersuchung“ von Januar bis Juni 1942, betrug die Fluktuation *aller* Arbeitskräfte — Abkehr in Prozent der Gesamtbelegschaft zu Beginn des Jahres — 46,5 Prozent (mit Einberufungen) beziehungsweise 31 Prozent (ohne Einberufungen). Von den 31 Prozent waren wiederum über 70 Prozent ausländische Arbeitskräfte. Die Ziffern, so Borchardt, zeigten „ganz eindeutig die ungeheure Zusatzbelastung des dauernden Anlernens der Ersatzkräfte und müssen erneut zur Abkehrbekämpfung anspornen“. Es bliebe hier nur zu hoffen, „daß die neueren Maßnahmen der Arbeitseinsatzverwaltung (generelles Abkehrverbot ohne Zustimmung des AA [Arbeitsamt], Dienstverpflichtung verschiedener Ausländergruppen, Bestrafung und Rückführung der Vertragsbrüchigen) einer Entwicklung Einhalt gebieten, die den Betrieben auf die Dauer wirklich kaum mehr zugemutet werden kann“.¹⁴

Im Dezember 1942 befanden sich die Regelungen zum Ausländereinsatz noch im Übergang von der Anwerbung zur Zwangsverpflichtung. Franzosen, Dänen, Italiener beispielsweise arbeiteten noch mit befristeten Arbeitsverträgen, die sogen. Ostarbeiter waren bereits

10 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S.33f.

11 Georg Siemens, *Der Weg ...*, a.a.O., Bd.2, S.340.

12 Vgl. den Beitrag von Carola Sachse in diesem Heft.

13 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S.64.

14 A.a.O., S.59f.

„unbefristet zugewiesen“.¹⁵ Die Fluktuation der ausländischen Arbeitskräfte versuchte das Unternehmen auf verschiedenen Wegen zu senken. Der eine Weg war die frühzeitige Steuerung bei der Auswahl der Arbeitskräfte. So führte Oberingenieur le Vrang auf der ZW-Tagung 1942 aus:

„In den Ländern, aus denen wir hauptsächlich Kräfte schöpfen, sind z.T. Verbindungspersonen eingesetzt, die unsere Interessenss wahrnehmen und uns dauernd auf dem Laufenden halten. Besonders zu beachten und zu bevorzugen sind die Länder, in denen jetzt Dienstverpflichtungen nach Deutschland ausgesprochen werden. Die dienstverpflichteten Arbeiter werden dort aus ihrem Beruf herausgezogen, in dem sie bis zur Verpflichtung gearbeitet haben, sind also keine arbeitsscheuen Elemente, wie sie uns früher des Öfteren vermittelt wurden.“¹⁶

Der zweite Weg, die Fluktuationskosten zu senken und „die Arbeitsleistung der ausländischen Arbeiter so wirkungsvoll wie nur möglich zu gestalten“, waren die Eignungsauslese und die Schulung im Werk. Die Eignungstests wurden formalisiert und so gestaltet, daß die Untersuchungsleiter wie auch die untersuchten Personen weitgehend ohne die Sprache auskamen.¹⁷ „Die Schulung der Ausländer“, so Oberingenieur Pflaume, „ist noch stärker zu konzentrieren als bei den Deutschen, noch stärker nur auf das Wesentliche abzustimmen, damit sie in möglichst kurzer Zeit zu hohen Leistungen führt.“ Durch eine Verkürzung der Schulungszeit und „durch die planmäßige Schulung“ versuchte man, einen raschen „Erfolg des Ausländer-einsatzes“ zu erreichen. Es war ferner eine „Qualitätsauslese“ vorgesehen (bei der „auch die völkischen Unterschiede eine Rolle“ spielten). Denn auch unter den Ausländern müßten diejenigen, „die wertvollere Arbeiten machen könnten, nach einer gewissen Bewährungszeit aus den einfachen Arbeiten herausgezogen werden, um sie für bessere Arbeiten freizubekommen“.¹⁸

„Wichtig ist auf jeden Fall, daß die Ausländer in der Werkstatt durch Paten oder Unterweiser besonders betreut werden, damit sie mit der Eigenart der Werkstatt möglichst rasch vertraut werden. Außerdem können die Unterweiser die Disziplin der Ausländer besser überwachen und in der Hand behalten, da sie ständig mit ihnen zusammen sind. Das setzt voraus, daß sie selbst eine vorbildliche Haltung und einen tadellosen Charakter haben. Zu diesem Zweck werden sie besonders pädagogisch und charakterlich ausgerichtet, damit ihnen jederzeit ihre Verantwortung gegenüber der Gemeinschaft bewußt ist.“¹⁹

15 A.a.O., S.64.

16 A.a.O., S.2. Nach Georg Siemens, *Der Weg ...*, a.a.O., Bd.2, S.338, war allein die Ernennung des „Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz“ 1942 „das Signal für die in den besetzten Ostgebieten wirkenden Satrapen, nunmehr rücksichtslos alle für den Zweck geeigneten Männer und Frauen zusammenzukehren und nach Deutschland zu verfrachten“.

17 Vgl. SAA 51/Le 931, S.5-II.

18 A.a.O., S.12, S.14 und S.29. Zu den vom Institut für Arbeitspädagogik im Amt „Berufserziehung und Betriebsführung“ (B.u.B.) der Deutschen Arbeitsfront entwickelten „Kurzverfahren zur Feststellung der Einsatzfähigkeit“ von Ausländern vermerkte Pflaume: „Das Verfahren stellt gegenüber den bisher bei uns gebräuchlichen Methoden der Eignungsuntersuchung nichts wesentlich Neues dar.“ (SAA 60/Ls 657, ZW-Mitteilungsblatt Nr.9 vom Dezember 1942). Ging es, wie zitiert, Pflaume darum, die Ausbildung der Ausländer „nur auf das Wesentliche abzustimmen“, so stellte das Amt „B.u.B.“ im Mai 1943 fest, ein „Anlernreglement“ reiche aus, um „die zur Arbeiterledigung am Arbeitsplatz erforderlichen Arbeitsfunktionen [...] bis zur vollen Leistungshöhe exerziermäßig zu üben“. Zitiert nach Wolfgang Spohn, *Betriebsgemeinschaft und Volksgemeinschaft*. Die rechtlichen und institutionellen Regelungen der Arbeitsbeziehungen im NS-Staat, Berlin, 1987, S.225.

19 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S.19. In seinem Jahresbericht 1940/41 (SAA 15/Lg 562, ZW-Chronik 1940/41, Bl.153f.) hatte das Kleinbauwerk vermerkt: „Der Erfolg des Großeinsatzes ausländischer Arbeitskräfte war in erster Linie von der Haltung und Leistung ihrer direkten Vorgesetzten, also der Einrichter, Vorarbeiter, Meister und Betriebsingenieure abhängig. Durch eine halbjährige Schulungsaktion, die unter dem Motto „Leistungsführung im Betrieb“ lief, wurden das Selbstvertrauen und die schöpferischen Kräfte unserer Führerschaft geweckt

Als „teuer“ galten die ausländischen Arbeitskräfte auch, weil sie, insbesondere wenn sie dienstverpflichtet waren, in Lagern untergebracht waren. Zwar wurden ihnen Miet- und Verpflegungskosten vom Lohn abgezogen, doch damit waren die Aufwendungen, die die Betriebe in Rechnung stellten, nicht vollständig abgedeckt — zumal noch Kosten für beispielsweise Verwaltung, Luftschutz, „Entwesung“ und Bewachung hinzukamen.²⁰

„Für die weiter ansteigende Ausländerzahl“, so Oberingenieur Keim, „mußten und müssen Barackenlager errichtet werden. Bei den hierfür aufzuwendenden enormen Summen ergibt sich ganz von selbst die Frage: *Was ist wirtschaftlich überhaupt noch vertretbar?*“ Hier galt es, eine Balance zwischen Aufwand und Ertrag zu finden. Es müsse beispielsweise vermieden werden, daß „brauchbare, eingearbeitete Leute [. . .] den Vertrag wegen schlechter Wohnverhältnisse nicht erneuern oder gar flüchtig werden“. Ferner stehe fest, „daß ein schlechtes Lager den Menschen physisch und psychisch ungünstig beeinflußt und seine Arbeitskraft und seinen Arbeitswillen schwächt [. . .]. Wir wollen mit dem Lagerbau lediglich den Zweck erfüllen, dem Gefolgschaftsmitglied außerhalb der Arbeitszeit das Maß an Erholung zu vermitteln, das notwendig ist, um seine Arbeitskraft zu erhalten, falls nötig zu erhöhen und seinen Arbeitswillen zu steigern.“ Bei der Frage der Wirtschaftlichkeit guter Unterkünfte dürfe man, so Keim weiter, aber auch nicht den erzieherischen und propagandistischen Wert außer acht lassen:

„Wir müssen vielmehr dem Ausländer Achtung abgewinnen durch die Schaffung gediegener Wohnverhältnisse. Das gilt auch den Russen gegenüber. Ihre Unterkünfte so zu schaffen, daß sie nach unserem Sprachgebrauch russischen Verhältnissen entsprechen, ist falsch. In russischen Frauenlagern gibt es Stuben, wo der Fußboden wie geleckert ist und der Raum mit Teppichen, und seien sie auch nur aus Packpapier, und Gardinen aus Seidenpapier wohnlich gemacht ist.“²¹

Zu einer weiteren Illustration der „Wirtschaftlichkeit guter Unterkünfte“, so wie die Experten sie sich vorstellten, sei Keims Forderung, „wir dürfen bei Lagerbau und der Einrichtung nicht lieblos vorgehen!“ seine Berechnung über den „Platzbedarf [sic!] je Person in den Lagern“ gegenübergestellt. Als Beispiel dient der bei den für die Errichtung der Lager Zuständigen „begehrteste Barackentyp“, der „RLM-Typ mit Mittelgang“. Er wurde vorwiegend für Frauenlager zugeteilt. „Die RLM-Baracke ist wärmer, die Räume sind freundlich, da sie ebene Decken haben; durch den gemeinsamen Flur sind sie viel leichter zu überwachen. Das ganze Lager ist übersichtlicher, die Wege kürzer, die sanitären Anlagen lassen sich leicht einbauen.“ Bei 14 Personen pro Zimmer (in einem von Keim vorgelegten Schaubild waren es 16 pro Zimmer) betrug der Wohn- und Schlafraum pro Person 3,5 qm. Rechnete man die in einem Lager benötigten weiteren Räume hinzu, wie zum Beispiel Waschräume, Küchen etc., aber auch Räume für die Verwaltung und Wache sowie Personalwohnräume, so ergab sich ein „Gesamtplatzbedarf je Person“ von 5,35 qm.²²

[Forts. Anm. 19] und gelenkt und ihr Leistungsgrad gesteigert. Ein kleiner Kreis der Oberingenieure unter Führung von Herrn Professor Friedrich legte zunächst die Richtung dieser „inneren Leistungssteigerung“ fest. Danach wurden unter Führung der Oberingenieure kleinere Arbeitskreise der Unterführerschaft gebildet, die bestimmte organisatorische und betriebliche Aufgaben erhielten. Die aus dem Arbeitskreis kommenden Vorschläge wurden von den aktiv Mitarbeitenden, das waren ungefähr 40%, bis zur Betriebsreife entwickelt und durchgeführt. Dieses Durcharbeiten unserer unteren Führerschaft hat viel zum reibungslosen Einlaufen der ausländischen Arbeitskräfte beigetragen.“

20 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S.95.

21 Vgl. a.a.O., S.70–72.

22 A.a.O., S.71, S.73ff., S.78.

„Daß uns Ausländer sehr viel mehr Kosten verursachen als deutsche Arbeiter“, betonte auch Oberingenieur Mohr vom Kleinbauwerk. In seinem Betrieb hatte man einen Kostenvergleich angestellt und war zu dem Resultat gekommen, „daß ein Kriegsgefangener bei 80%iger Leistung etwa 150 % der Kosten, bei 100%iger Leistung etwa 120 % der Kosten eines deutschen Mitarbeiters verursacht; denn die Minderleistung muß ja durch eine entsprechend größere Anzahl Maschinen oder Arbeitsplätze ausgeglichen werden, auf die die ‚fixen Kosten‘ in gleicher Höhe wie auf voll ausgenutzte Plätze entfallen. Diese Tatsache haben wir unseren Mitarbeitern immer wieder eingehämmert. Unsere Bestrebungen laufen daher auch nicht darauf hinaus, uns mit der 80%igen Leistung der Ausländer zufriedenzugeben, sondern zumindest eine 100%ige, besser noch die deutsche Normalleistung, die auf etwa 120 % liegt, zu erreichen. Es ist überdies auch nicht einzusehen, weshalb die Ausländer in der Leistungsfrage ein Privileg genießen sollten.“²³

Da „bei der Bewertung von Haltung und Leistung der Volksfremden [. . .] nur allzuhäufig von reinen Gefühls- und Stimmungsmomenten ausgegangen“ werde, bemühte sich der Oberingenieur Borchardt um eine „objektive“, das heißt statistische Bewertung. Anhand der Kriterien: durchschnittliche Vertragsdauer, geleistete Arbeitszeit und — als Maß der Arbeitsintensität — Höhe der Akkordverdienste bewertete er die „Bewährung“ der einzelnen Gruppen nach Punkten und ordnete sie — nach Männern und Frauen getrennt — in eine Skala ein. Bei jüdischen Arbeitskräften ließ er den Platz in der zusammenfassenden „Gütefolge“ aller Gruppen frei. Das geschah sicherlich nicht allein deshalb, weil ihre „Vertragsdauer“ damals „unbestimmt“ war oder weil die Basis für einen Vergleich ihrer Akkordverdienste mit denen anderer verändert worden war: „Bei den Judenverdiensten muß allerdings darauf aufmerksam gemacht werden, daß die durchgreifende Umstellung der Judenbereiche z. Zt. auch zu einer durchgreifenden Richtigstellung der Akkorde benutzt wurde, die Verdienste bei Fortbestehen früherer Preise also relativ höher gelegen hätten.“²⁴

Der Wege, die Leistung der „Volksfremden“ insgesamt zu steigern, gab es viele. Neben der Effektivierung der Auslese und Schulung wurden auch technische Veränderungen des Arbeitsablaufes erwogen.²⁵ Das Hauptaugenmerk richtete sich allerdings auf die „Leistungshemmnisse“, die man bei diesen Arbeitskräften selbst vermutete. Im Gegensatz zu den Bemühungen, die „deutschen“ Arbeitskräfte durch eine intensivierte „innerbetriebliche Werbung“ zur freiwilligen Leistungssteigerung anzuregen,²⁶ setzte man bei den „Volksfremden“ auf Strafen und Kontrolle. Man solle, so Borchardt, „sich bei der Ausländerbetreuung sehr davor hüten, den Menschen zu weit entgegenzukommen. Wir haben sehr derbe Erfahrungen darüber sammeln müssen, daß ein ‚Zuviel‘ verheerende Wirkungen haben kann. Es darf nicht unsere Aufgabe sein, den Ausländern jedes Steinchen aus dem Weg räumen zu wollen. Wir haben den Weg zu weisen und Gefahrenpunkte anzuzeigen, laufen müssen die Ausländer selbst.“²⁷

23 A.a.O., S.14. „Eine besonders eingehende Leistungserhebung für den ‚Fremdeinsatz‘“ hatten im Februar 1942 auch die Nürnberger Werke der SSW durchgeführt (vgl. SAA 60/Ls 657, ZW-Mitteilungsblatt Nr.7 vom Juli 1942).

24 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S.55–68; Zitate: S.55, S.61f und S.66.

25 „Wenn die Arbeiten mit Ausländern nicht recht vorangehen wollen, organisatorisch und menschlich aber alles in Ordnung ist, kann man sicher sein, daß der Arbeitsablauf technisch nicht genügend durchgearbeitet ist, d.h., es muß eine Neuplanung vorgenommen werden.“ (A.a.O., S.40).

26 „Da das Vertragsverhältnis mit den Ausländern ein rein materielles ist, und auch die politische Propaganda die Volksfremden nur sehr dezent erfaßt, wird man annehmen müssen, daß für eine erfolgreiche innerbetriebliche Werbung unter den Ausländern wohl noch keine ausreichenden Ansatzpunkte gegeben sind.“ (A.a.O., S.53). Zur Entwicklung der „Menschenführung“ und der „innerbetrieblichen Werbung“ bei Siemens vgl. Tilla Siegel und Thomas von Freyberg, Industrielle Rationalisierung ..., a.a.O., Kap.5.4., insbes. S.369–375 und S.398–424.

27 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S.54f.

Zur Bekämpfung des „Bummelantenwesens“, gemeint waren die Fehlzeiten, wurden „Stammkarten“ für die ausländischen Arbeitskräfte eingeführt, auf denen es besondere Rubriken gab, in die entschuldigtes und unentschuldigtes Fehlen sowie Krankentage eingetragen wurden. Im Kabelwerk überprüfte eine Sachbearbeiterin täglich „bei den einzelnen Lagerführungen, welche Leute als revierkrank usw. bekannt sind und ermittelt dadurch täglich den Lagerschwerpunkt der Bummelanten. Kurze Zeit später wird der Schlepper in Marsch gesetzt, der sich nun der Saumseligen besonders annimmt [. . .]. Es ist festzustellen, daß sich diese Einrichtung vor allem im Zusammenwirken der Werke auch mit der ADS-Dienststelle recht günstig ausgewirkt hat.“²⁸ Bei den meisten Werken wurden „mehrfaches Fehlen oder sonstige Verstöße aller Art gegen die Betriebsordnung“ nach einem „Kurzverfahren“ geahndet:

„Auf den mündlichen Verweis folgen 1 bis 2 schriftliche Verwarnungen, Verpflegungssperre bei Gemeinschaftslagern, schließlich Geldbuße und Urlaubsentzug [. . .]. Sind die betrieblichen Mittel ohne Dauererfolg erschöpft, so werden die hartgesottenen Sünder nun der Gruppe Schüllenbach des ADS mit schriftlichem Strafantrag zugeführt und dann meist von der Gestapo 'vereinnahmt'. Auch für die Strafanträge werden interne Vordrucke benutzt. Alle Einweisungen in Arbeitserziehungslager und sonstige Gerichtsstrafen werden am Ausländerbrett bekanntgegeben, und zwar jeweils *in deutsch und der betreffenden Fremdsprache*.“²⁹ Die Überwachung der Leistung bei der Arbeit wurde den „deutschen Mitarbeitern“ übertragen. Dazu mußte zunächst, so Oberingenieur Mohr, „die vielfach vorherrschende negative Denkrichtung, 'wie klein muß ich den Ausländereinsatz halten, um nicht in große Schwierigkeiten zu kommen', in die „positive umgepolt werden: 'Was muß ich alles tun, wenn ich auf 90 % Ausländer kommen will'“. Das Schlagwort „Chinawerk“ sollte diese Orientierung illustrieren: „Was muß ich tun, wenn ich mit einem nur ganz kleinen Stamm von deutschen Ingenieuren, Facharbeitern und Kaufleuten und im übrigen nur mit sprachunkundigen [sic!] Ungelernten eine möglichst große Fertigung in einem fremden Land — beispielsweise China — aufziehen müßte?“³⁰

Im November 1942 waren das Kleinbauwerk, in dem Mohr arbeitete, und das Elmowerk den Verhältnissen eines „Chinawerks“ schon recht nahe gekommen. Wie die auf S.22 folgende Tabelle zeigt, waren nur noch ein Drittel der Beschäftigten (ohne Angestellte) „deutsche“ Männer. Sie — zuweilen auch die „deutschen“ Frauen — sollten nun „Führungsaufgaben“ übernehmen: zum Beispiel an ihren Arbeitsplätzen, wenn die ausländischen Arbeitskräfte neben ihnen die Leistungsrichtsätze nicht erfüllten: „Wenn es mit Ausländern schwerfällt, diese Norm zu erreichen, so hat das oftmals seine Gründe in dem fehlenden Arbeitsrhythmus. Diesen Rhythmus muß man erzwingen. Ebenso wie schwache Marschierer in der Kolonne durch den Marschtritt mitgerissen werden, müssen 'schwache' Ausländer dadurch, daß man sie zwischen Deutsche setzt, zu gleicher Leistung befähigt werden. Die flankierenden Deutschen geben gleichzeitig Unterweisungen und überwachen in vielen Fällen auch die Qualität der Arbeit.“³¹

28 A.a.O., S.47 und S.48–50.

29 A.a.O., S.50. „Der Einbau von Arrestzellen in den Lagern hat sich als zweckmäßig erwiesen.“ (A.a.O., S.91).

30 A.a.O., S.32.

31 A.a.O., S.34. In ihren „Praktischen Richtlinien“ zur Einführung des Arbeitsbewertungssystems rechneten 1944 Mitglieder des „Vereins Deutscher Eisenhüttenleute“ kühl und emotionslos vor, mit welchen Verdienstzuschlägen die „deutschen Gefolgschaftsmitglieder“, die mit ausländischen Arbeitskräften zusammen in einer Gruppe arbeiteten, für die Belastung entschädigt werden sollten, die ihnen dadurch entstand, „daß sie meistens die Verantwortung für die ordnungsgemäße Erledigung der Arbeit tragen und die hochwertigen Arbeiten mit Rücksicht

Anzahl der Arbeiter und Arbeiterinnen im Elektromotorenwerk I und im Kleinbauwerk I in Berlin im November 1942 — aufgeschlüsselt nach ihrer „völkischen“ Zuordnung

	Elektromotorenwerk		Kleinbauwerk	
	absolut	in %	absolut	in %
Arbeiter und Arbeiterinnen insgesamt	3 956	100	3 548	100
deutsche Arbeiter	1 333	33,7	1 139	32,1
Arbeiterinnen	806	20,4	842	23,7
ausländische Arbeiter	788	19,9	360	10,2
Arbeiterinnen	648	16,4	736	20,7
jüdische Arbeiter	95	2,4	64	1,8
Arbeiterinnen	286	7,2	407	11,5

In diesen Zahlen sind die in den beiden Werken eingesetzten Kriegsgefangenen (jeweils über 300) nicht enthalten.

Berechnet nach: Aufstellung über die Zahl der in den Siemensstädter Werken beschäftigten deutschen Arbeiterinnen, Stand November 1942 (SAA 29/Lr 500)

Ein anderer Siemens-Betrieb, das Kabel- und Leitungswerk Neustadt (KLN), hatte allerdings die Erfahrung machen müssen, daß die Anpassung auch in die andere Richtung verlaufen konnte und es nicht ratsam sei, kriegsgefangene Franzosen „in deutsche Kolonnen einzusetzen, da die Leistung der Deutschen dann nachläßt“. Mohr bestätigte diese Feststellung, sprach „aber von guten Erfolgen, wenn eine Kolonne Ausländer von *einem* Deutschen geführt“ werde. „Im Falle des Absinkens der Leistung muß man die Schuld dem Deutschen geben, der nicht als Vorgesetzter geeignet ist.“³² Um den Meistern die Überwachung der individuellen Leistungen zu erleichtern, hatte man des weiteren beim Kleinbauwerk farbige Kennplättchen eingeführt: „Ein rotes Plättchen beispielsweise bedeutet Minderleistung, ein gelbes vorgeschriebene Normalleistung und ein grünes Übernormalleistung.“ Selten, so Mohr, habe „die Form einer Leistungsüberwachung so eingeschlagen wie diese“.³³

Borchardt verwies auf die Absicht des Schaltwerks, „die Absonderung der Ausländer von den Arbeitsplätzen und ihr Herumtreiben auf dem Werksgelände“ durch eine besondere Maßnahme zu bekämpfen: „Drei zuverlässige deutsche Gefolgschaftsmitglieder sollen in Zivil alle Arbeits- und Nebenräume dauernd begehen, Drückeberger an schwer übersehbaren oder aus anderen Gründen beliebten 'Ruheplätzen' aufstöbern und zur Meldung bringen, damit sie auf frischer Tat verwarnt oder bestraft werden können.“³⁴ Rekrutiert wurde das zur Aufsicht über die ausländischen Arbeitskräfte „notwendige Unterführerpersonal“ im eigenen Betrieb. „Die vielen verborgenen Talente im Betrieb“, so Mohr, „müssen hervorgeholt werden. Die

[Forts. Anm. 31] auf die geringere Einsatzfähigkeit der Ausländer selbst verrichten müssen“. August Vaerst, Hans Stevens und Hans Euler, Praktische Richtlinien zur Vorbereitung der lohnordnenden Maßnahmen, Verein Deutscher Eisenhüttenleute im NSBT, Gruppe F, Nr. 200, S. 17. Vgl. Tilla Siegel, Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen „Ordnung der Arbeit“, Opladen 1989, S. 200. In der Bundesrepublik galt das Buch von Hans Euler und Hans Stevens, Die Analytische Arbeitsbewertung, Düsseldorf 1950, lange Zeit als Standardwerk.

32 SAA 51/Le 931, ZW-Tagung 1942, S. 100.

33 A.a.O., S. 35.

34 A.a.O., S. 50.

Meldungen auf freiwilliger Basis reichen allerdings nicht aus, um den großen Bedarf zu decken. Wir haben daher eine Personalkartei geschaffen, die es ermöglicht, die ganze Gefolgschaft systematisch durchzuarbeiten.“ Um den „Boden für den hohen Fremdeinsatz“ vorzubereiten, wurden auch die Neuerungen in der auf die „Deutschen“ gerichteten Menschenführung eingesetzt. Es handelt sich dabei zum einen um die „innerbetriebliche Werbung“: Der „besonderen Stimmungspflege“ dienten Ausstellungen, wie beispielsweise die Ausstellung „Zwei Fronten — ein Ziel“, in welcher die Bedeutung der Erzeugnisse des Werks für die Rüstung gezeigt wurde. Des weiteren handelte es sich darum, daß die psychosoziale Betreuung der „deutschen Gefolgschaftsangehörigen“ durch ihre Vorgesetzten intensiviert werden sollte. In täglichen Aussprachen sollte Gelegenheit zum „Dampfablassen“ geschaffen werden. „Um die deutsche Gefolgschaftsmitglieder, die im Brennpunkt des Ausländereinsatzes stehen“, sollte sich der Betriebsleiter „stets persönlich kümmern“. „Mehr denn je gehören Betriebsleiter und Betriebsingenieure in die Werkstatt, zu ihren Unterführern, um in täglicher Aussprache von Mann zu Mann all das zu bereinigen, was unzählige Vorschriften an Wirrnis wieder angerichtet haben und was jeder Tag uns an Schwierigkeiten bringt, die der einfache Mann und die jetzt zu Führungsaufgaben herangeholte Frau von sich aus nicht zu lösen in der Lage sind.“³⁵

Bei all diesen Überlegungen galt damals der Grundsatz, daß die „Deutschen“ sich als Herren über die „Volksfremden“ fühlen sollten. „Die Lehrgesellen“, so Pflaume, „müssen ihr Überlegenheitsgefühl behalten.“ „Minderwertigkeitsgefühle bei deutschen Gefolgschaftsmitgliedern“ seien, so Mohr, selbst wenn Ausländer als Revisoren eingesetzt würden, „absolut nicht am Platze, und es ist uns auch gelungen, unsere deutschen Gefolgschaftsmitglieder, die gelegentlich gegen die Verwendung von Ausländern in der Revision opponierten, in entsprechender Weise aufzuklären“. Mohr betonte ferner: „Niemals sind Deutsche vor Ausländern zu maßregeln.“ Bei Auszeichnungen, beispielsweise „bei der Verleihung von Kriegsverdienstkreuzen und -medaillen, denke man in erster Linie an die Männer und Frauen, denen es gelungen ist, durch persönlichen Einsatz im täglichen Kleinkrieg Leistungen aus ihren Ausländern herauszuholen“.³⁶

Wenn Mohr behauptete, „erst bei 50 % Ausländereinsatz lernt man so seine deutsche Gefolgschaft richtig kennen“,³⁷ so kann das hinsichtlich der hier zitierten Ingenieure nur bestätigt werden. Sie mußten nicht Nazis von der Blut-und-Boden-Variante sein, um ihre Aufgabe in der beschriebenen Weise zu erfüllen. Es genügte, daß sie Söhne der Epoche der Rationalisierung waren, die bis in die Anfänge unseres Jahrhunderts zurückreicht. „Zusammenfassend ist zu sagen“, so Oberingenieur Mohr, „daß uns Betriebsleute der Ausländereinsatz zwar mehr belastet und größere Aufgaben stellt, neue Aufgaben jedoch sind es nicht.“ Mit anderen Worten, die „Betriebsleute“ gingen ein neues Problem nach alten Prinzipien an: „Rationalisieren, sich im einzelnen um die Menschen kümmern, Kräfte wecken, Hemmungen lösen, Mitarbeiter schaffen! Mehr denn je braucht der Führer im Betrieb neben technischem Können Fantasie, Einfälle, Überzeugungskraft, Idealismus.“³⁸

Die Epoche der Rationalisierung reicht über den Nationalsozialismus bis in unsere Zeit. Sie ist davon geprägt, daß die instrumentelle oder formalisierte Vernunft zur gesellschaftlich dominanten geworden ist. „Ewige Ideen“, so Max Horkheimer 1967, „die dem Menschen als

35 A.a.O., S.32 und S.42f.

36 A.a.O., S.29, S.39 und S.43f.

37 A.a.O., S.44.

38 Ebda.

Ziele gelten sollen, zu vernehmen, in sich aufzunehmen, hieß seit langer Zeit Vernunft. Für jeweils vorgegebene Ziele die Mittel zu finden, gilt dagegen heute nicht allein als ihr Geschäft, sondern als ihr eigentliches Wesen.“³⁹ Indem sie die Rationalisierung, die verstandesmäßig durchdachte Optimierung des Mitteleinsatzes auf den einen vorgegebenen Zweck, die „Wirtschaftlichkeit“ hin als Vernunft schlechthin begriffen und den Zweck selbst nicht hinterfragten, rationalisierten die hier zitierten Ingenieure auch ihr Verhalten gegenüber den „Volksfremden“. Sie konnten die Bedingungen, unter denen diese „eingesetzt“ wurden, aufs genaueste studieren, ohne sie wirklich zu sehen. Die bevorstehende Verschleppung der Deutschen jüdischer Herkunft wurde ausschließlich als Rationalisierungsproblem behandelt. Die Lebensbedürfnisse der ausländischen Arbeitskräfte wurden ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der „Zweckmäßigkeit“ beachtet.

Unumwunden brachte dies der Leiter der Zentralen-Werksverwaltung, Hanns Benkert,⁴⁰ in seinem Schlußwort zur Tagung vom Dezember 1942 zum Ausdruck⁴¹ „Es [der Ausländereinsatz] ist keine augenblickliche Angelegenheit, sondern wir werden sie als Dauereinrichtung aufziehen müssen. Demzufolge müssen alle provisorischen Maßnahmen, die aus der Not heraus geschaffen sind, in irgendeiner Form beseitigt werden. Es muß ferner alles getan werden, um den ungeheuren Wechsel der ausländischen Arbeitskräfte abzustellen. Sie sollen in den Lagern ein Stück Heimat finden, daß sie wenigstens sagen können, daß sie gut untergebracht sind. Es ist wichtig, daß die Ausländer durch alle unsere Maßnahmen einen Eindruck davon bekommen, wie gut es ihnen gehen wird, wenn Deutschland einmal die Führung im neuen Europa einnimmt. Was zu Unrecht geschieht, ist letzten Endes nicht nur eine Befleckung des Hauses Siemens, sondern des Deutschen Reiches. Der Ausländereinsatz soll jedoch mit Straffheit und Selbstbewußtsein geführt werden. Wir wollen auf unsere Leitfahne das Wort Gerechtigkeit setzen, dann wird von selbst bei den Anderen die Bereitwilligkeit zur großen Aufgabe vorhanden sein.“

39 Max Horkheimer, Zur Kritik der instrumentellen Vernunft, Frankfurt/M. 1986, S.7.

40 Der Ingenieur Hanns Benkert verfügte über eine langjährige betriebliche Praxis in der technischen und organisatorischen Rationalisierung und hatte die Entwicklung von Rationalisierungsmethoden in den USA mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Er war ein „Pionier der innerbetrieblichen Werbung, der sich mit den Problemen der Menschenführung in den Betrieben auseinandersetzte“. In vielen Schriften hatte er seine als Direktor des Kleinbau- und Elmowerkes gemachten Erfahrungen an die Fachöffentlichkeit gebracht. Sein Buch, Mensch und Fortschritt im Betrieb, das erstmals 1942 erschien, galt in vielen Betrieben „als richtungsweisend für die innerbetriebliche Werbung und Menschenbehandlung im Betrieb“. Es erschien in zweiter Auflage 1943 und in dritter „verbesselter“ Auflage 1952. Zitate aus dem Geleitwort zu Hanns Benkert, Mensch und Fortschritt im Betrieb, Wiesbaden 1952; vgl. Tilla Siegel und Thomas von Freyberg, Industrielle Rationalisierung ..., a.a.O., S.409f.

41 SAA 51/Le, 931, Bl.101f.

HOMO HOMINI LUPUS — FRAUEN ALS TÄTERINNEN?*

Von Dagmar Reese

Der folgende Text betrifft die Auswertung eines Interviews, das ich im Rahmen einer größeren Untersuchung zum „Bund Deutscher Mädel“ durchgeführt habe. Die Interviewpartnerinnen in diesem Projekt waren zwischen 1920 und 1930 geboren und stammten aus zwei unterschiedlichen sozialstrukturellen Milieus, dem großstädtischen Berliner Wedding und der Kleinstadt Minden in Westfalen. Die Frau, die im Mittelpunkt meines Vortrages steht, Frau K., wurde 1920 im Wedding geboren und wuchs dort auf.

Was den Lebensweg von Frau K. hier für uns interessant macht, ist die Tatsache, daß Frau K. — wie sie an einer Stelle des Interviews berichtet — vom Juli 1943 bis zum Februar 1944 Vorarbeiterin der Firma Siemens im Konzentrationslager Ravensbrück war. In Ravensbrück war Frau K. außerhalb des eigentlichen Lagers, aber in seiner unmittelbaren Nähe eingesetzt. Zwischen dem Lager und den Siemens-Werkstätten war eine etwa vier Meter hohe Mauer errichtet, die den Einblick in das Lager nicht gestattete. Frau K. gehörte im Konzentrationslager auch nicht zur SS, sondern war — in Ravensbrück wie bereits vorher in Berlin — Angestellte der Firma Siemens. Aus dem Berliner Stammhaus war sie in die Werkstätten des Konzentrationslagers versetzt worden, die die Firma seit 1943 in Ravensbrück unterhielt. Zu den Aufgaben von Frau K. gehörte die Anleitung der Häftlinge zur Arbeit und die Kontrolle ihrer Arbeitsleistung und ihrer Arbeitsergebnisse. Überwacht wurden die gefangenen Frauen von SS-Aufseherinnen. Obwohl Frau K. „nur“ mittelbar eingebunden war in das Lagersystem der Nationalsozialisten — und mit über 90.000 Toten zählte das Frauen-KZ Ravensbrück hinter Buchenwald zu den Lagern auf deutschem Boden, in denen die meisten Menschen umgekommen sind —, gehörte sie doch zu dem Kreis von Frauen, die von den Verbrechen im Nationalsozialismus gewußt haben und aktiv daran beteiligt waren. In diesem, einschränkenden Sinn könnte man Frau K. deshalb zu den Täterinnen im Nationalsozialismus zählen. Um diese soll es mir in diesem Vortrag gehen und zwar in zweierlei Hinsicht:

- Einerseits möchte ich die Tätigkeit von Frau K. im KZ Ravensbrück in den Zusammenhang der von ihr erzählten Lebensgeschichte stellen und „verstehen“,
- andererseits möchte ich entlang dieser Lebensgeschichte die Brauchbarkeit des Begriffs „Täterin“ prüfen, der in jüngster Zeit wieder verstärkt in die Debatte um die Verantwortung der Frauen für die Verbrechen während des Nationalsozialismus eingeführt worden ist.¹

Als ich Frau K. kennenlernte, wußte ich nichts von ihrer Tätigkeit in Ravensbrück. Für mich war sie Informantin einer Generation, die als Jugendliche in einem großstädtischen Arbeitermilieu den Nationalsozialismus durchlaufen hatte. Die Interviewsequenz, in der sie über Ravensbrück berichtet, fällt in das zweite Gespräch mit ihr im Rahmen einer lebensgeschicht-

* Leicht überarbeitetes Manuskript eines Vortrags, gehalten auf der VII. Internationalen Oral-History-Konferenz in Essen vom 29. März bis 1. April 1990.

1 Vgl. Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus. Hrsg. von Angelika Ebbinghaus, Nördlingen 1987; Dagmar Reese und Carola Sachse, Frauenforschung und Nationalsozialismus. Eine Bilanz, in: Töchter-Fragen. NS-Frauen-Geschichte. Hrsg. von Lerne Gravenhorst und Carmen Tatschmurat, Freiburg 1990, S. 73–106; Dorothea Schmidt, Die peinlichen Verwandtschaften — Frauenforschung zum Nationalsozialismus, in: Normalität oder Normalisierung. Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse. Hrsg. von Heide Gerstenberger und Dorothea Schmidt, Münster 1987, S. 50–65; Christina Thürmer-Rohr, Aus der Täuschung in die Enttäuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen, in: dies., Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin 1987, S. 38–56; Karin Windaus-Walser, Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus, in: Feministische Studien, Jg. 6 (1988), H. 1, S. 102–115.

lichen Erzählung und schließt sich an die Beschreibung ihrer Arbeit bei der Firma Siemens umstandslos an. Ich war darauf völlig unvorbereitet und reagierte entsprechend hilflos. Einerseits wollte ich das Gespräch abbrechen, dem ich mich psychisch nicht gewachsen fühlte, andererseits scheute ich mich, meine „neutrale“ Position als Interviewerin aufzugeben, also das sachliche Anliegen aus den Augen zu verlieren. Neugierig war ich sicherlich auch. Ich glaube, jeder von Ihnen kennt ähnliche Situationen, in denen die Rolle als Wissenschaftlerin in Widerspruch tritt zu eigenen persönlichen oder politischen Überzeugungen. Sie sind persönlich unangenehm und sachlich nur schwer lösbar. Ich war unversehends in diese Situation geraten, die ich mir freiwillig kaum zugetraut hätte. Daher ist dieses Interview anders als andere: Ich habe dazwischengefragt und ich habe auch wertende Urteile eingeholt. Dennoch bleibt das Interview aussagekräftig und gewinnt seinen Wert durch die Analyse der unterschiedlichen Positionen zwischen Interviewtem und Interviewer, die rückblickend, aus einem Abstand von mehreren Jahren, für mich sichtbar sind: Wir verstanden uns damals nicht und redeten aneinander vorbei.

Überraschend war die Eröffnung des Aufenthalts von Frau K. im KZ Ravensbrück zunächst im Fluß der Erzählung; übergangslos wechselte Frau K. hier von der Beschreibung ihrer Tätigkeit in den Berliner Siemens-Betrieben nach Ravensbrück. Unerwartet kam diese Eröffnung jedoch für mich vor allem auf dem Hintergrund der bis dahin beschriebenen sozialen Herkunft, der politischen Orientierung, des Lebensweges von Frau K. ganz allgemein. Lassen sie mich das kurz erläutern.

Frau K. stammt aus einem sozialdemokratisch orientierten Elternhaus. Der Vater, beschäftigt bei der GASAG, ist aktiver Gewerkschaftler, wenngleich nicht Mitglied in der Partei. Trotz des relativ gesicherten Arbeitsplatzes des Vaters als städtischer Arbeiter sind beide Eltern erwerbstätig, wobei die Erwerbstätigkeit der Mutter mit großen Opfern verbunden ist. Die Erfüllung der alltäglichen Bedürfnisse steht im Zentrum des Familienlebens. Damit ist das Elternhaus von Frau K. als typischer Arbeiterhaushalt beschrieben, in dem mit steigender Armut die Sorge für den unmittelbaren Lebensunterhalt an Bedeutung gewinnt. Diese soziale Verortung bestätigt Frau K., wenn sie sagt: „Wir haben sehr gut gelebt, wir haben, wollen mal sagen, von Woche zu Woche haben wir gelebt. Wir haben regelrecht alles aufgegessen. Wir haben sehr, sehr gut gelebt. Ich sage ja, meine Kollegen, wenn ich das heute erzähle, die sagen, die muß ja Fürstenkind gewesen sein. Ich hab' alles bekommen, das Schönste und Beste, aber meine Eltern haben bloß von Woche zu Woche gelebt.“

Das vergleichsweise gute materielle Auskommen ist allerdings teuer erkaufte; Frau K. beschreibt ihre Mutter als „Arbeitstier“; von Kindheit gewöhnt an harte Arbeit, ist die Mutter zwar über alle Maßen fleißig, aber unfähig und ohne verbleibende Kraft, Wärme und Geborgenheit um sich zu verbreiten: „Ich war ein Kind, ich wollte, also das muß ich auch noch sagen, ich brauchte viel Liebe, und mein Vater war genauso, so drücken und so. Und das konnte meine Mutter nicht und die konnte es nicht so zeigen und so. Ick hab alles bekommen, aber nicht, ick wollte gern mal gedrückt werden und das hat hier Oma gemacht.“

In dieser Atmosphäre, von materieller Knappheit geprägt — denn das tritt trotz der Versicherungen von Frau K., man habe gut gelebt, in der Erzählung vor allem zutage und wird durch die Berufstätigkeit der Mutter noch belegt — bleibt für seelische Bedürfnisse kaum Raum. Hier wächst Frau K. heran. Sie scheint ein sensibles Kind gewesen zu sein, denn sie reagiert auf die Kälte in der Familie mit neurotischen Verhaltensweisen und regressiv anmutenden Wünschen: „Ick war ja Bettnässer bis neun Jahre. Da hab ick viel, viel Haue gekriegt von

Mutti, bis meine Oma Krach geschlagen hat: ‚Det Kind ist ja krank, bis neun Jahr, det ist unnatürlich.‘ Und dann bin ick elektrisiert worden und dann war es gut. Ick war immer so, vielleicht ist es albern, ick war schon achtzehn, nun schlief ick ja im Zimmer mit drin [. . .]. Mutti hat es jeden Tag gewußt! Da hab ick an die Wand geklopft. Dann kam sie an: ‚Wat willsteste?‘ — ‚Mutti, schuckel mich doch ein.‘ Dann mußt sie das Deckbett so nehmen und denn dreimal so hin- und herschütteln und dann konnt ich einschlafen.“

Die innere Struktur der Familie deutet hin auf eine gesellschaftliche Lage am unteren sozialen Rand, die tatsächliche materielle Situation weist darüber hinaus. Die Familie erscheint ideologisch ungefestigt. Eine politische Orientierung besteht, bleibt aber oberflächlich und setzt sich — z.B. durch Vereinszugehörigkeiten — kaum sozialkulturell im Familienalltag fort. Ansätze dazu sind zwar vorhanden, wenn auch noch wenig ausgeprägt und werden z.B. darin sichtbar, daß Frau K. auf Wunsch ihrer Eltern eine „weltliche Schule“ besucht.

Die Errichtung von Sammelschulen, im Volksmund „weltliche Schulen“ genannt, ging auf die Revolution von 1918 zurück. Im April 1923 wurden im Wedding acht Sammelschulen eröffnet mit 126 Klassen.² An die Stelle des Faches Religion trat an diesen Schulen das Fach Lebenskunde. Die Werkarbeit wurde besonders gefördert. An vielen Schulen gab es Werkstätten, und es wurden Schulgärten eingerichtet. Man bemühte sich um einen neuzeitlichen Grundschulunterricht, dessen Lernziele von den Interessen des Kindes her definiert wurden. Statt einer bloßen Anhäufung von Wissen versuchte man Arbeitstechniken zu vermitteln. Der Volkstanz, die rhythmische Gymnastik, der Schwimmunterricht wurden besonders gepflegt. Wanderungen, Besichtigungen, Aufenthalte in Schullandheimen hatten an diesen Schulen eine hervorragende Bedeutung. Die Prügelstrafe wurde abgeschafft und in fast allen Schulen bestand Koedukation.

Weil viele überzeugte sozialdemokratische und kommunistische Eltern ihre Kinder in Sammelschulen schickten, ging den Schulen der Ruf voraus, „Kommunistenschulen“ zu sein. Das waren sie nicht. Sie waren statt dessen fest in sozialdemokratischer Hand und deshalb seit Beginn der dreißiger Jahre von der Kommunistischen Partei auch heftig attackiert.

In eine dieser Schulen im Wedding wird Frau K. eingeschult und sie durchläuft sie — trotz der Bedenken der Mutter, hier nichts „Richtiges“ zu lernen — bis zum Februar 1933, als unter den Nationalsozialisten die Auflösung der Sammelschulen verfügt wird.³ Die größte Spanne ihrer Schulzeit verbringt Frau K. also in einem sozialdemokratisch geprägten, reformpädagogischen Milieu. Darüber hinaus lernt sie früh die sozialistische Arbeiterjugend kennen; mit acht Jahren wird sie Mitglied bei den „Falken“. Allerdings bringt sie dafür kaum politische, sondern eher pragmatische Gründe vor: „Damit ick von der Straße kam, bin ick in die roten ‚Falken‘ reingekommen und damals gab es nur ‚Fichte‘ von der KPD, oder SPD, und ick bin in die roten ‚Falken‘ reingekommen, damit ick zweimal in der Woche von der Straße kam, denn ick war eine richtige Straßengöre, kann man sagen, von morgens bis abends unten.“ Trotz des Besuchs der „weltlichen Schule“ und trotz der Mitgliedschaft bei den „Falken“ entwickelt Frau K. kein politisches Bewußtsein. Ihre Entscheidung gegen die kommunistische und für die sozialistische Jugendorganisation ist vor allem habituell bedingt: „.... Wir hatten

2 Vgl. Das Berliner Schulwesen. Hrsg. von Jens Nydahl, Berlin 1928, S. 47.

3 Hans-Norbert Burkert, Klaus Matulek und Wolfgang Wippermann, „Machtergreifung“. Berlin 1933, Berlin 1982, S. 228.

ja mal ein Zeltlager gehabt und da war ‚Fichte‘ gleich neben uns und da haben wir uns besucht und da haben die gesagt, das war bei uns besser. Erst einmal hatten wir ältere Leiter, die waren älter als wir, und da haben die selbst gesagt: ‚Au, euer Zeltlager ist schöner.‘ Da war mehr Zug drin, kein Drill, das will ich nicht sagen.“

Die Äußerung verweist auf den sozialen Ort und ist nicht ideologisch begründet. Frau K. gibt den sozialdemokratischen „Falken“ deshalb den Vorzug vor der kommunistischen Organisation, weil sie die gefestigtere Struktur aufweisen und weil dort eine höhere gesellschaftliche Etablierung bereits an der Ausstattung des Zeltlagers sichtbar ist. Da eine weltanschauliche Bindung aber weitgehend fehlt, verwundert es nicht, wenn Frau K. bereits kurz nach dem Januar 1933 — und nach dem Verbot der „Falken“ — Mitglied wird im „Verband für das Deutschtum im Ausland“ (VDA) und wenig später dem „Bund Deutscher Mädel“ beitrifft. Ihre Motive liegen auch hier jenseits politischer Erwägungen im schlichten Wechsel der Freizeitorganisation. Hinter dem lapidaren „da war auch zweimal die Woche ein Abend, einmal Turnen, einmal Heimabend“ ist der radikale Wechsel der politischen Orientierung offenbar völlig zurückgetreten.

Die soziale Lage ihrer Herkunftsfamilie, die letztlich für das Handeln von Frau K. entscheidend ist, zeigt sich kraß in der Frage der Berufswahl. Trotz der als „gut“ beschriebenen materiellen Situation wird zu keiner Zeit eine längere Schulausbildung erwogen. Die Berufswünsche von Frau K. selber entsprechen zunächst dem, was einem vierzehnjährigen Mädchen ihrer Schicht erreichbar erscheint: Verkäuferin oder Friseurin. In der Familie hegt man soziale Ambitionen, verfügt aber über keinerlei rationale Strategien, sie auch zu verfolgen. Der gewünschte gesellschaftliche Aufstieg stellt sich deshalb auch in der nächsten Generation nicht ein. Man bleibt, was man ist: Arbeiter. „Dann war es ja damals auch schwer, Arbeit zu kriegen, das war ja 35, dann sollte ich, meine Tante war in einer Buchdruckerei, man sagt ja immer, die Stehkragenproletarier, da wollte ich dann rein, als Annäherin. Mutti ist aber in einem verkehrten Arbeitsamt reingegangen und dann sind wir in die Buchbinderei reingekommen. Na und da hat sie das aufgeschrieben. Da kriege ich eine Karte, bei uns gleich im Nebenhaus, in der Buchbinderei, so Postkarten haben die gemacht, da hatte ich denn bis 37 gemacht. Und denn hat mein Vater gesagt, da bekam ich bloß acht Mark die Woche, da hat er gesagt: ‚Das ist zu wenig, die anderen verdienen mehr, such dir ‘ne andere Arbeit.‘ Und dann kam ich zum Arbeitsamt und da haben die gesagt: ‚Ach, so wat suchen wir ja.‘ Und dann mußte ich zur Landhilfe, ein Jahr. Mir hat das so gut gefallen, ich wollte dableiben. Und dann hat mein Vater geschrieben, komm mal zurück, und dann fing ich bei Siemens an. Ich hätte hier bei der AEG. Det wollte ich nicht. Ich wollte fahren, schön angezogen sein und denn mit der Bahn fahren und nachher habe ich det so bereut, wo die Bomben gefallen sind. Da mußte ich manchmal laufen. Da hab ich bis 45 gearbeitet und denn wurden wir entlassen, war ja nischt zu tun, denn habe ich erst geschippt hier, unsere Straße und die Grenzstraße haben wir frei geschippt und denn habe ich bei Osram angefangen...“

Die Berufskarriere von Frau K. ist der tragische Ausdruck dessen, daß eigene Vorstellungen niemals Raum gewinnen, ein individuell gestalteter Lebensweg zu keiner Zeit denkbar ist. Dabei lernt Frau K. frühzeitig, sich das von ihr Geforderte auch zu eigen zu machen; der Wechsel vom „ich sollte“ zum „ich wollte“ ist fließend, die Ambivalenz — obgleich im Erzählfluß offen präsent —, jedoch zugleich seltsam lapidar. Die Verweigerung ihrer Wünsche hinterläßt offenbar kaum Empörung und muß auch nicht verdrängt werden. Es scheint ein gewohntes, alltägliches Schicksal, das Frau K. gleichmütig an sich vorüberziehen läßt.

Hören wir dazu eine Erzählsequenz, in der sie berichtet, wie sie auf Drängen der Mutter eine Stelle als Pflichtjahrmädel ausschlägt, die ihr selber, u.a. aufgrund der Aussicht auf ein eigenes Zimmer, attraktiv erscheint: „...ick wollte hin und da hat meine Mutter gesagt: ‚Mensch, Mädels, hier hast du es nebenan [die Buchbinderei, bei der sie später anfängt zu arbeiten] und wirst nicht ausgenützt, da wirst du ausgenützt.‘ Denn die hatten ein Auto, das hat mich gereizt, die haben dann gesagt, ich kann jeden Sonntag mitfahren, ja. ‚Dann mußt du bloß auf die Kinder aufpassen.‘ Und dadurch hab ich dann in der Buchbinderei angefangen.“

Nichts an diesem Zitat macht „Sinn“. Unverbunden steht die Meinung der Mutter neben der Erwartung der Tochter und der schließlichen Entscheidung. Und das ist nur konsequent. Rationales Handeln liegt hier nicht vor, begründen muß Frau K. ihren Lebensweg nicht. Sie entscheidet nicht, über sie wird entschieden und sie schickt sich darein.

Zurückgekehrt aus dem Landjahr, fängt Frau K. als ungelernte Akkordarbeiterin bei der Firma Siemens an zu arbeiten. Sie hat es zunächst schwer, sich durchzusetzen. Als „pralles Landei“, wie sie sich selbst beschreibt, paßt sie nicht ins Bild der flotten Berliner Kolleginnen, die es zunächst ablehnen, mit ihr zusammenzuarbeiten. In einer Abteilung mit älteren Kolleginnen findet sie schließlich Unterschlupf und mausert sich dann auch schnell. „... die Haare machen lassen und so. Dann kriegte ich och mein erstes Geld, det war die Woche 20 Mark, det war ja viel Geld, da konnte ick mir ooch wat kaufen.“ Als Jüngste einer Kolonne bleibt sie jedoch weiterhin ausgegrenzt. Das ist der Hintergrund, vor dem sie für Ravensbrück geworben wird. Diese Geschichte beschreibt sie selber so: „Mein erster Chef, wo ick da als Landei da war, der kam nachher nach Ravensbrück, als oberster Chef ins KZ, von Siemens aus, und da hat er mich gekriegt. Ick wußt ja nicht, was KZ ist, und da war ick gewesen von Juli 43 bis Februar 44“.

Interviewerin (künftig: I.): „Sie haben dort gearbeitet?“

Frau K.: „Als Vorarbeiterin. Mein Verlobter war an der Front und ick dachte, ach Gott, wer weiß, wann der wieder Urlaub kriegt und dann hatten wir 400,- Mark Auslösung gekriegt im Monat. Aber ick hatte da für ’ne Deutsche Briefe rausgeschickt und bin gekriegt worden und sollte ick ein Vierteljahr bekommen, aber denn...“.

I: „Sie haben Briefe rausgeschmuggelt?“

Frau K.: „Ja, wir durften ja mit denen nicht sprechen, aber das hat sich ja doch ergeben, daß man mal privat spricht.“

Frau K.s Aufenthalt in Ravensbrück komprimiert sich in der Erzählung auf einige wenige Sätze: Sie führt den Sachverhalt ein („Mein erster Chef, [. . .], der kam nachher nach Ravensbrück, [. . .] und da hat er mich gekriegt“), rechtfertigt sich („Ick wußt ja nicht, was KZ ist“), fährt mit dem Sachverhalt fort („Da war ick gewesen von Juli 43 bis Februar 44“), begründet ihre Entscheidung („Mein Verlobter war an der Front und ick dachte, ach Gott, wer weiß, wann der wieder Urlaub kriegt und dann hatten wir 400,- Mark Auslösung gekriegt im Monat“) und leitet zu einem neuen Tatbestand über, der ihren Aufenthalt in Ravensbrück jäh beendet („Aber ick hatte da für ’ne Deutsche Briefe rausgeschickt und bin gekriegt worden und sollte ick ein Vierteljahr bekommen“).

Frau K. sieht sich offenbar als Opfer. Ihrer Empfindung nach war sie „gekriegt worden“. Frau K. verwendet diesen Begriff an zwei Stellen des Textes in unterschiedlichem Kontext. Während sie sich einmal darauf bezieht, wie sie geworben wurde für Ravensbrück, schildert sie das andere Mal ihre Verhaftung, die deshalb erfolgt, weil sie Briefe für einen deutschen Häftling geschmuggelt hat. In beiden Fällen fühlt sich Frau K. als Subjekt bemächtigt. Ebenso

hilflos wie der Arbeit in einem KZ ist sie der einjährigen Überwachung durch die Gestapo ausgeliefert. Wie kommt sie zu dieser Einschätzung? Dient sie ihr vielleicht nur dazu, sie von jeder Verantwortung freizusprechen? Gleich zu Anfang der Erzählsequenz rechtfertigt Frau K. ihren Entschluß, als Vorarbeiterin der Firma Siemens im KZ Ravensbrück tätig zu werden, damit, daß sie sagt: „Ich wußt ja nicht, was KZ ist.“ Daß diese Äußerung sowohl wahr wie unwahr ist, ersehen wir dann aus dem weiteren Verlauf des Gesprächs. Noch einmal ausdrücklich darauf angesprochen, wie sie geworben wurde, zeigt sie durch die Beschreibung ihrer damaligen Reaktion, daß durchaus Vorstellungen von einem KZ bei ihr bestanden, denn sie sucht sich vor dem Angebot zunächst zu schützen, was ihr letztlich jedoch nicht gelingt: I: „Wie sind Sie denn angeworben worden nach Ravensbrück? Durch den Meister?“

Frau K.: „Wenn der kam, der war ja denn in Ravensbrück Chef gewesen, denn bin ick schon immer geflitzt und der hat immer gesagt: ‚Mensch, kommen Sie doch, kommen Sie doch.‘ Und eines schönen Tages bin ich ihm doch in die Arme gerannt.“

Es spricht einiges dafür, daß Frau K. zumindest diffus ahnt, was ein KZ ist, als sie ihre Arbeit in Ravensbrück aufnimmt. Warum sonst hätte sie vor dem Meister „flitzen“ müssen? Aber auch hier rechtfertigt Frau K. ihr Verhalten durch Passivität, denn daß sie dem Meister in die Arme lief, kann letztlich nicht erklären, warum Frau K. ihre Zustimmung zu einem Vertrag für die Arbeit in einem KZ erteilt. Ihre Unfähigkeit, sich zu behaupten und ein an sie herangetrages Anliegen abzulehnen, spielen in ihre Entscheidung hinein. Doch würden wir Frau K., ihre Möglichkeiten sich zu entziehen, zu wenig ernst nehmen, ließen wir das allein als Begründung gelten: Neben dem Unvermögen, „nein“ zu sagen, gab es *auch* Anreize für sie, hatte Frau K. sich *auch positiv entschieden*. Sie, die von einer „Hochzeit in weiß“ träumt, einer kleinen Zweizimmer-Wohnung und Silberbesteck, will die Zeit, die der Verlobte an der Front verbringen muß, nutzen und ist, darin der Mutter sehr ähnlich, für den bescheidenen Wohlstand, der ihre Wünsche begrenzt, gern auch bereit, „Unangenehmes“ — wie sie meint — auf sich zu nehmen. Was Frau K. lockt, ist ein ungewöhnlich hoher Lohn, den sie „normalerweise“ — und auf ehrlichem Weg, wie man rückblickend sagen darf — niemals hätte erhalten können. Frau K. nennt diesen Lohn an zwei Stellen und spricht einmal von 400 und einmal von 800 Mark. Sie ist sich über die konkrete Summe, die sie erhalten hat, also nicht mehr im Klaren, was insofern unerheblich ist oder auch bezeichnend, als selbst durch die niedrigste von ihr benannten Summe deutlich wird, wie sehr dieser Lohn alles in ihrer sozialen Position Erwartbare übersteigt: „Wat hab ick bekommen? Ick hab an 800 Mark bald bekommen im Monat. Det war ja ein Vermögen damals!“ Geschickt setzt die Firma Siemens an dem fortwährend „nagenden Hunger“ der unteren Schichten an, an ihrer durchaus verständlichen Begehrlichkeit. Dabei beruhte die Großzügigkeit, die sie gewährte, auf dem Profit, den sie aus „Sklavenarbeit“ bezog, zu der die Häftlinge des KZs gezwungen wurden. Siemens nutzte also die sozialen und politischen Unterdrückungsverhältnisse nach zwei Seiten hin, einmal in Form der Bestechung und einmal durch nackte Gewalt. Frau K. hat sich durch Siemens „kaufen“ lassen. Sie hat sich blenden lassen durch eine hohe Entlohnung, das Versprechen auf eine leichte Arbeit, und erst nach Antritt der Arbeit hat sie einsehen müssen, welch hohen Preis sie selbst dafür zahlt: „Na ja, ick wollte ja gleich zurück wieder und dann haben sie gesagt, ick hab unterschrieben, dann mußte ick auch bleiben. Also es war zuerst schlimm.“ Es ist wahrscheinlich, daß Frau K. zumindest ahnt, was ein Konzentrationslager ist, als sie ihre Arbeit in Ravensbrück aufnimmt. Vorteil und Risiko abwägend entscheidet sie sich dafür, den Vertrag zu unterschreiben. Wenn sie dennoch zu ihrer Rechtfertigung vorbringt, nichts

von KZs gewußt zu haben, so spricht sie damit zugleich die unvorstellbare Wirklichkeit an, auf die sie in Ravensbrück trifft: „Ick wollte ja gleich wieder nach Hause. Ick konnte ja acht Tage lang nischt essen und denn stumpft man ab. Denn wurden ja die Häftlinge mächtig geschlagen und das haben wir uns denn verboten in unserer Gegenwart dann zu schlagen, denn am schlimmsten waren ja die SS-Frauen, die Männer noch nicht mal so.“

Die Geschichte von Frau K. ähnelt in mancherlei Weise den Beobachtungen von Margarete Buber-Neumann, die beschreibt, wie die SS mit hohen Löhnen unter den Arbeiterinnen in den Fabriken warb, wobei sie sorgfältig verschwieg, um welche Arbeit es sich handeln würde:⁴ „In den ersten Tagen ihrer Aufseherinnenexistenz ereignete sich bei der Hälfte der Frauen das gleiche: Sie kamen weinend in das Dienstzimmer der Oberaufseherin und verlangten, sofort entlassen zu werden. Dort machte man ihnen klar, daß nur der Schutzhaftlagerführer oder der Kommandant sie von ihrer Arbeit entbinden könne. Aber wenige wagten diesen Schritt. Die Furcht, zu einem Offizier zu gehen, der sie vielleicht anschnauzen könnte, hielt sie zurück.“⁵

Geschickt und skrupellos wurde die soziale Situation von der SS — ebenso wie von den großen Firmen, die durch das Lagersystem der Nationalsozialisten wirtschaftlich profitierten — dazu genutzt, sich die Frauen verfügbar zu machen. Ihre materielle Situation machte diese jungen Arbeiterinnen bestechlich, ihr geringer Bildungshorizont erleichterte ihren Betrug und die langgeübte Unterordnung und Furcht vor Autoritäten, wie sie gerade für junge Frauen dieser sozialen Schicht typisch waren, ließen kaum Widerstand erwarten. Die Empfindung einer instrumentellen Verfügung, wie sie sich durch das Interview von Frau K. fast wie ein Leitfaden zieht, hat hierin ihren materiellen Kern. Diese Empfindung verläßt Frau K. selbst dann nicht, als sie ausdrücklich für eine von ihr begangene Handlung gerade stehen soll. Frau K. hat für eine deutsche Gefangene Briefe geschmuggelt. Weil sie Mitleid hat mit dieser Frau und Verständnis für ihr Anliegen, setzt sie sich über ein Verbot hinweg: „Die Deutsche, die durfte nur einmal im Monat schreiben, und die hatte gerade einen Brief abgeschickt, und da kriegt sie Bescheid, det ihre Mutter gestorben ist, und die weinte so. Ick sage: ‚Wat heulste denn?‘ — wir haben ja nur immer ‚du‘ zu die Häftlinge gesagt — und da hat sie mir das erzählt und da habe ick gesagt: ‚Na Mensch, schreibe, und ick schick den Brief ab.‘ Na, und wenn man den kleinen Finger reicht! Dann kam die laufend an, ob ick nicht einen Brief abschicken kann bei ihre Schwestern hin...“

Ein spontanes Gefühl angesichts des Leids der Anderen motiviert Frau K., Hilfe zu leisten. Nicht die eigene Reflexion über das einer anderen Frau angetane Unrecht, sondern die Tränen ihres Gegenüber geben dabei den Ausschlag. Frau K. handelt impulsiv. Das aber impliziert, daß ihre Tat einmalig ist, sie von sich aus eine Fortsetzung gar nicht erwägt und sich unversehends in eine Situation hineinversetzt fühlt, die sie nicht vorgesehen hat und in der sie sich deshalb nicht zu behaupten vermag, weil es ihr nicht gelingt, das Anliegen des Häftlings gegen ihr eigenes Risiko realistisch abzuschätzen und ihr Handeln an dieser Einschätzung auszurichten. Auch im Nachhinein noch fühlt Frau K. sich ausgenutzt, was der tatsächlichen Hierarchie zwischen Häftling und Vorarbeiterin kraß widerspricht und vor allem Ausdruck dessen ist, daß die Unterordnung unter fremde Ansprüche, die ihr zutiefst vertraut und alltäglich ist, hier für sie lebensgefährlich wird. Gegen ihren Willen ist Frau K. zum Instrument in der Hand von verzweiferten Häftlingen geworden. Unter den Bedingungen eines KZ wären

4 Margarete Buber-Neumann, *Als Gefangene bei Stalin und Hitler. Eine Welt im Dunkeln*, Stuttgart 1958, S. 312f.

5 Ebda.

für jede Hilfestellung Vernunft, kühle Berechnung, planerisches Denken erforderlich gewesen. Von den Häftlingen konnte das in ihrer Situation gar nicht erwartet werden. Frau K. war — ihrer ganzen Erziehung nach — dazu nicht in der Lage. Sie versäumte deshalb, die notwendigen Vorsichtsmaßnahmen zu treffen und wird schließlich von einem anderen Häftling verraten.

In „Irma Grese oder Das Abgründige im Menschen“ schreibt der Schriftsteller Gunther R. Lys, der selbst Häftling im Konzentrationslager Sachsenhausen war, daß er nicht mehr an ein „unzerstörbares Bezugssystem von moralisch-ethischen Ideen und Grundsätzen“ glaube.⁶ Die Hölle des Lagers war für Lys die Abwesenheit jedes Gewissens. Die Zerstörung der Selbstachtung gehörte zum Programm der Vernichtung der Opfer. Zugleich schloß es die Wachmannschaften ein, die die Nationalsozialisten gezielt für Handlungen freistellten, für die persönliche Verantwortung nicht mehr zu tragen ist.

Hannah Arendt beschreibt die Einrichtung von Konzentrations- und Vernichtungslagern als „... Experiment, unter wissenschaftlich exakten Bedingungen Spontaneität als menschliche Verhaltensweise abzuschaffen“.⁷ Konzentrationslager glichen für sie „Laboratorien“, in denen totale Herrschaftssysteme ihren Anspruch unter Beweis stellten, daß unter Menschen schlechthin alles möglich ist und das sie total beherrschbar sind.⁸ Mit diesem Anspruch schafften sie innerhalb der „Welt der Lebenden“ eine „Welt der lebenden Toten“.⁹ Konzentrationslager standen damit jenseits menschlicher Gesellschaften und verkörperten für Arendt ein radikal Böses, für das jedes menschliche Maß fehlt. Wenn menschliches Zusammenleben daran gebunden ist, daß die Gewalt der Mehrzahl die Gewalt des Einzelnen begrenzt, wie Freud in „Das Unbehagen in der Kultur“ schreibt,¹⁰ so wurde dies in den Lagern gerade dadurch so gründlich verunmöglicht, daß die Entfesselung der unbegrenzten Gewalt des Einzelnen zu ihren inhärenten Prinzipien gehörte. In dem dadurch geschaffenen Nihilismus zerbrachen alle moralischen Maßstäbe und wurden obsolet. Wenn der juristische Begriff der Schuld die Frage nach der Verantwortung einschließt, so bedeutet das, in die Bewertung jeder Handlung die Frage eingehen zu lassen, in welchem Maß gesellschaftliche Normen und Werte sich in jedem Einzelnen Geltung verschaffen konnten und verinnerlicht worden sind. Die Entkopplung persönlichen Handelns von gesellschaftlich gültigen Maßstäben gehörte zu den Mechanismen, durch die sich die Welt in den nationalsozialistischen Lagern von der übrigen Welt stärker schied als durch alle Stacheldrähte. Weil die im System der Lager operierenden Verbrecher von aller Verantwortung entbunden waren, ließ man sie — in diesem Sinn — nicht schuldig, nicht zu Tätern werden und erreichte gerade darüber ihre totale Verfügbarkeit. Zugleich drückte man sie damit auf das Niveau unmündiger Kinder. Isa Vermehren beschreibt eine Ravensbrücker Aufseherin, die ihre freie Zeit mit ihren drei unehelichen Kindern bei ihrer Mutter verbringt und sich nur schwer aufzuraffen vermag, das Haus und schließlich sogar ihr Bett zu verlassen.¹¹ Vermehren fährt fort: „Die uns erkennbare Schuld eines sol-

6 Gunter R. Lys, *Irma Grese oder Das Abgründige im Menschen*, Berlin 1988.

7 Hannah Arendt, *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*, Bd. 3: *Totale Herrschaft*, Frankfurt/M., Berlin und Wien 1975, S. 210f.

8 Ebd.

9 A.a.O., S. 214.

10 Sigmund Freud, *Abriß der Psychoanalyse*. *Das Unbehagen in der Kultur*. Mit einer Rede von Thomas Mann als Nachwort, Frankfurt/M. 1972, S. 90.

11 Isa Vermehren, *Reise durch den letzten Akt*. Ravensbrück, Buchenwald, Dachau: Eine Frau berichtet, Reinbek bei Hamburg 1987, S. 59f.

chen Menschen beginnt da, wo er im Bewußtsein der eigenen Schwäche auch einen Dispens für seine Handlungen findet, anstatt seinen Lebensraum enger abzudecken nach dem Maße der eigenen Verantwortungskraft.“¹²

Wenn richtig ist, was Arendt schreibt, daß in den nationalsozialistischen Konzentrations- und Vernichtungslagern Spontaneität als menschliche Verhaltensweise abgeschafft werden sollte, dann hatte sich Frau K. im Gefühl des Mitleids für einen Häftling einen Rest an Menschlichkeit bewahrt. Für die Arbeit in einem KZ — und sei es nur als Vorarbeiterin für die Firma Siemens — hatte sie sich damit als nicht brauchbar erwiesen. Aus der Art, wie man nun mit ihr verfährt und mit welchem Ende, wird deutlich, wie das System der Lager die Herrschaft des Nationalsozialismus befestigen half. „Ick mußte ja zum Kommandanten rauf und det war sein Schreibtisch und ick mußte dann hier stehen bleiben und der hat überhaupt nicht nach det Protokoll gefragt [das vorher aufgenommen worden war]; der hat gefragt, wat mein Vater war und meine Mutter und ob ick Geschwister hab und so, und dann sagte er, rechtsmäßig hätte ich ein Vierteljahr gekriegt, aber er lehnt ab, also er macht keine Strafe, aber er übergibt es dem Kriegsgericht und wat die mit mir machen, da kann er, da hat er keinen Einfluß, also, ick brauche nicht zu ihm kommen. Denn mußte ich nach Potsdam und dann nach 'em Alex, also Alexanderplatz, und dann nachher Oranienburger Straße.“

Frau K. ist, wie sie meint, noch einmal „glimpflich“ davongekommen; ein Vierteljahr hätte sie „rechtsmäßig“ kriegen können, erklärt man ihr, aber davor bleibt sie bewahrt. Zwar muß sie sich ein Jahr lang monatlich einmal bei der Gestapo melden, aber — auch wenn die das als schwere Belastung empfindet — hat sie nicht unverdient Glück gehabt? Sie kehrt also zurück nach Berlin, zurück an ihre Arbeitsstelle bei der Firma Siemens, zurück zu den Kolleginnen, so als sei nichts geschehen. Aber sie ist weit davon entfernt, ganz „die Alte“ zu sein. Sie hat das KZ kennengelernt und sie weiß: „Ick wäre auch nicht lebend reingegangen. Ick hatte ja eine Rasierklinge noch und der kam hinterher, der Gestapomann, und ick habe gefragt, ob ick einen Mantel anziehen kann, weil wir ja durchs Lager liefen [als sie verhaftet und zum Kommandanten gebracht wurde] und auf einmal nimmt er die Hand und sagt: ‚Na, die Dummheit wollen wir mal sein lassen.‘ Ick wär nicht lebend und wenn ick aus dem Fenster gesprungen wär. Ick wußte ja, denn et wäre ja nicht bei 'nem Vierteljahr geblieben, die bleiben alle nicht, da brauchen sie bloß ein Wort sagen, schon wird ein Monat oder Vierteljahr verlängert. Ick kannte ja, wat los ist.“

Weil sie weiß, „wat los ist“, ist sie jetzt still. Ohnehin hat sie bereits gelernt, daß das Leben im Lager sich den Lebenden nicht mehr vermitteln läßt. Den Eltern hat sie zunächst „... richtig erzählt, wie es im Lager zugeht, wie die Häftlinge geschlagen werden und wie die sterben da wie die Fliegen und das haben die nicht geglaubt. Da haben die gesagt, das ist unmöglich...“. Der Vater hat ihr schließlich den Mund verboten und lange bevor sie nach Berlin zurückkehrt, hat sie gelernt, ihre Erlebnisse mit sich allein auszumachen. „Det hat keiner geglaubt, det konnte ooch keiner glauben, wat da los war.“ Nun, zurückgekehrt in die Welt der Lebenden legt sie im Schweigen, in das sie sich hüllt, Zeugnis ab von jener Welt des Grauens, der sie entronnen ist. Hatte sie in Ravensbrück ihre Spontaneität noch gewahrt, jetzt ist sie ihr abhanden gekommen. „Ick hab vollkommen abgeschaltet. Mir wurde nun gleich gesagt, det hat ja auch der Kommandant gesagt, ick soll nicht über die Zeit reden und da, ick hab vollkommen abgeschaltet, ick hab mit keinem. Die haben sich natürlich vollkommen gewundert, det ick mit einem Mal angetanzt komme, und da hab ick gleich gesagt: ‚Kinders,

12 A.a.O., S.60.

ick kann nicht darüber sprechen.⁴ Und dann war das halt erledigt. Waren alles ältere Kollegen und die haben sich schon denken können, wa. Und dann wurde überhaupt nicht darüber gesprochen und dann, ich war ja nun noch jung und dann war ein Trupp, die ein paar, zwei, drei Jahre älter waren, und dann haben sie gesagt: „Komm, wir gehen aus.“ Und dann hat man das überbrückt. Es wurde überhaupt nicht darüber gesprochen.“

Gründlicher als jede Internierung dies hätte leisten können, bewirkte das Wissen um die Hölle dieser lebenden Toten, mit dem Frau K. in den Alltag entlassen wurde, daß jedes unmittelbare Empfinden für Recht und Unrecht nun erstickt und Angst allein fortan ihr Handeln bestimmt: „Dann hatte ick Angst. Vorher hatte ich keine Angst, wie ick det nicht gekannt hatte.“

Was an der Lebensgeschichte von Frau K. deutlich wird, ist der banale Übergang einer jungen Frau aus einer normalen Beschäftigung zur Arbeit in einem KZ. Die Entscheidung dazu erfolgte vor dem Hintergrund der Erfahrungen eines sowohl sozial wie geschlechtsspezifisch geprägten Milieus und ist darüber nachvollziehbar. Erst im Rückblick stellt sie sich dar als lebensgeschichtliche Zäsur. Weil Frau K. zur Klasse der gesellschaftlich Benachteiligten zählt und weil sie als Frau dieser Klasse von Kindesbeinen an hat lernen müssen, verfügbar zu sein, konnte ein totalitäres Regime sich ihrer offenbar recht mühelos bedienen. Im Begriff der Täterin setzen wir die freie Verfügung über unser Handeln bereits voraus; zugleich schließt der Begriff die Frage nach der Verantwortung ein. In seinem Kern steht ein mündiges Subjekt. Wie uns die Lebensgeschichte von Frau K. aber zeigt, ist eine so gedachte Täterschaft nicht moralisch einklagbar. Statt dessen läßt sie erkennen, wie im Kontext eines sozialen Milieus, einer geschlechtsspezifischen Erziehung und eines politischen Systems Täterschaft systematisch verhindert wurde. Dagegen steht, daß wir auf diesem Begriff als politischer Forderung dennoch weiterhin bestehen müssen. Wie Karl Jaspers sagt: „Die innere politische Unfreiheit gehorcht, andererseits fühlt sie sich nicht schuldig. Sich haftbar wissen, ist der Anfang der inneren Umwälzung, welche die politische Freiheit verwirklichen will.“¹³ Darin hätte die Rede von den Täterinnen zuletzt ihren Sinn.

13 Karl Jaspers, *Die Schuldfrage. Von der politischen Haftung Deutschlands*, München 1987, S.52.

ARCHIV- UND BIBLIOTHEKSBESTÄNDE ZUR GEWERKSCHAFTSGESCHICHTE IN DER JOHANNES-SASSENBACH-STIFTUNG

Von Karlheinz Kuba

Am 1. Oktober 1990 wurde in Berlin die „Johannes-Sassenbach-Stiftung — Bibliothek und Archiv der Gewerkschaftsbewegung“ gegründet. Sie will Archivbestände und Veröffentlichungen gewerkschaftlicher Organisationen und einzelner Gewerkschafter sowie andere dokumentarische Materialien zur Gewerkschafts- und Sozialgeschichte sammeln, bewahren und wissenschaftlich erschließen, um sie der interessierten Öffentlichkeit zur Auswertung bereitzustellen. Als Grundlage ihrer Tätigkeit hat die Stiftung die archivalische Überlieferung des ehemaligen Gewerkschaftsbundes der DDR, des FDGB, und seiner Industriegewerkschaften und Gewerkschaften von 1945 bis 1990 übernommen sowie die umfangreichen Sammlungen von Druckschriften gewerkschaftlicher Organisationen seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts, die der FDGB seit 1945 zusammengetragen, gesichert und durch die eigenen Veröffentlichungen systematisch erweitert hat. Die wertvollen Bestände der ehemaligen Zentralbibliothek der Gewerkschaften und des Zentralen Gewerkschaftsarchivs des FDGB werden damit in ihrer Einheit erhalten und weiter für die Forschung nutzbar gemacht. Dabei stehen zur Zeit aktuelle Anforderungen zeitgeschichtlicher Forschung im Vordergrund. Mit der Beseitigung parteilich determinierter Zulassungsbeschränkungen, die in den alten Einrichtungen galten, hat die Johannes-Sassenbach-Stiftung breite Möglichkeiten einer pluralistischen Aufarbeitung der Geschichte des FDGB eröffnet.

Die Bibliotheksbestände

Als Johann Sassenbach 1929 seine bis dahin auf mehrere tausend Bände angewachsene private Bibliothek dem Ortsausschuß Berlin des ADGB übereignete, wollte er eine gewerkschaftliche Bildungsaufgabe weitergeführt wissen, der er einen wichtigen Teil seines Lebens gewidmet hatte. Der Ortsausschuß bemühte sich zunächst intensiv darum, die Bestände weiter zu komplettieren. Er wandte sich an alle Gewerkschaftsverbände, um die Lücken in den Reihen der Protokolle und Geschäftsberichte aufzufüllen. Diese hoffnungsvolle Entwicklung wurde jäh unterbrochen, als im Mai 1933 die SA das Berliner Gewerkschaftshaus besetzte. Als 1934 Nachforschungen nach dem Verbleib der Bibliothek angestellt wurden, war ein Teil der Außenstelle des Parteiarchivs der NSDAP übergeben, der Rest an den Altstoffhandel verkauft worden. Im selben Jahr richtete die Deutsche Arbeitsfront (DAF) eine Zentralbücherei ein, die sämtliche beschlagnahmten Gewerkschaftsbibliotheken zusammenzufassen suchte. Ihre Bestände wuchsen bis Ende 1940 auf rund 320 000 Bände an. Soweit die Bücher katalogisiert waren, wurden sie 1944 nach Schlesien verlagert und sind seitdem verschollen.

Die Erfahrungen der Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung und ihrer Niederlage am 2. Mai 1933 waren 1945 ein zentrales Thema der Diskussion um die Einheitsgewerkschaft. Bereits im Oktober 1945 beschloß daher der Vorbereitende Gewerkschaftsausschuß für Groß-Berlin, alle Materialien zur Gewerkschaftsgeschichte zu sammeln und zu diesem Zweck eine Bibliothek und ein Archiv einzurichten. Inzwischen hatte Ernst Lemmer, Mitglied des Vorbereitenden Ausschusses, bereits Nachforschungen nach dem Verbleib der früheren Gewerkschaftsbibliotheken anstellen lassen. Dabei stellte sich heraus, daß zumindest eine große Zahl nicht eingearbeiteter Dubletten der DAF-Zentralbücherei in den Kellern des früheren Buchdrucker-Verbandshauses den Krieg überdauert hatte. Sie wurden durch die amerikanischen

Besatzungsbehörden zum größten Teil dem FDGB übergeben und bildeten den Grundstock der geplanten Bibliothek. Er wurde in den folgenden Jahren durch zahlreiche antiquarische Erwerbungen und durch Schenkungen von alten Gewerkschaftern systematisch erweitert. Eine vom Geschäftsführenden Vorstand des FDGB Groß-Berlin im Dezember 1948 beschlossene Konzeption sah vor, sie zur Zentralbibliothek der Gewerkschaften Deutschlands zu entwickeln. Mit dieser Zielstellung übernahm sie im Februar 1949 der Bundesvorstand des FDGB. Sie erhielt ihren Sitz im Gewerkschaftshaus Unter den Linden 15, wo sie sich seitdem befindet.

In jahrelanger Arbeit wurde der alte Bestand vollständig verzeichnet. Dabei wurde deutlich, um welchen Wert es sich dabei handelt. Sind doch viele der gewerkschaftlichen Veröffentlichungen nur noch in dieser Bibliothek vorhanden. Gleichzeitig wurde der Bestand kontinuierlich um die Publikationen des FDGB ergänzt. Es wurde nicht nur erreicht, daß der Gewerkschaftsverlag von allen Publikationen Pflichtexemplare der Bibliothek übergab, sondern es konnte auch in großem Umfang die sogen. graue Literatur der gewerkschaftlichen Vorstände gesammelt werden. Das Ziel einer möglichst vollständigen Erfassung aller deutschsprachigen gewerkschaftlichen Neuerscheinungen konnte jedoch durch die zunehmende politische Verengung des ursprünglichen Konzepts, zu der ein Mangel an Valutamitteln kam, nur sehr eingeschränkt weiter verfolgt werden. Im Ergebnis dessen liegt der Anteil gewerkschaftlicher Veröffentlichungen aus der alten BRD und aus anderen westlichen Ländern nur bei 15 Prozent des Bestandes. Insgesamt umfaßt der Bibliotheksbestand heute rund 180 000 Bände. Im einzelnen handelt es sich dabei um:

Literatur zur Geschichte der Gewerkschaften bis 1945

1. Kongreß- und Tagungsprotokolle, Geschäftsberichte und Jahrbücher sowie Statuten von Organisationen der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung und anderen Organisationen in Deutschland sowie von internationalen Organisationen (20 000 Bände);
2. Zeitungen und Zeitschriften vor allem der Gewerkschaftsverbände und der Arbeiterparteien (1 653 Titel; 16 000 Bände);
3. Monographien, darunter zahlreiche Publikationen von Gewerkschaftsverbänden, Agitationsschriften, Verbandsgeschichten (23 000 Bände);
4. Belletristik, vor allem Veröffentlichungen der Buchgemeinschaften der Arbeiterbewegung, besonders der Büchergilde Gutenberg, und frühe proletarische Literatur (1 000 Bände).

Literatur zur Geschichte der Gewerkschaften seit 1945

1. Kongreß- und Tagungsprotokolle, Geschäftsberichte und Jahrbücher, Statuten des FDGB und seiner Einzelgewerkschaften, des DGB und seiner Einzelgewerkschaften, des Weltgewerkschaftsbundes und der Internationalen Arbeitsorganisation, von ausländischen Mitgliedsorganisationen des WGB sowie von Parteien und Organisationen der DDR (4 000 Bände);
2. Zeitungen und Zeitschriften, gewerkschaftliche Mitteilungsblätter des FDGB und seiner Industriegewerkschaften und Gewerkschaften (224 Titel), der internationalen Gewerkschaftsbewegung (52 Titel), und von ausländischen Gewerkschaftsorganisationen (84 Titel) (insgesamt 19 000 Bände);
3. Monographien, darunter nahezu vollständig alle Veröffentlichungen von Vorständen des

FDGB, der Industriegewerkschaften und Gewerkschaften sowie des Verlages Tribüne, auch vom FDGB herausgegebene Diatonvorträge, zahlreiche Betriebskollektivverträge u.a. (45 000 Bände);

4. Belletristik, u.a. Werke von Kunstpreisträgern des FDGB, Veröffentlichungen von Zirkelschreibender Arbeiter (2 000 Bände).

Sondersammlungen

Zu den Sondersammlungen gehören:

1. der wissenschaftlich und historisch wertvolle Teil der ehemaligen Hochschulbibliothek der Gewerkschaftshochschule Bernau, der nach seiner Umlagerung zunächst als gesonderter Bestand aufgestellt wird (ca. 35 000 Bände);
2. die bisher an der Gewerkschaftshochschule in Bernau aufbewahrten Privatbibliotheken von Theodor Leipart (570 Bände) und Hermann Duncker (mehr als 4 000 Bände), die Teil der jeweiligen Nachlässe sind;
3. die Sassenbach-Bibliothek. Es wurde begonnen, die im Bestand vorhandenen Bücher der Sassenbach-Bibliothek zu ermitteln und zu erschließen. Es wird erwogen, auch diese gesondert aufzustellen.

Die Archivbestände

Bestände gewerkschaftlicher Organisationen vor 1933

Die meisten Gewerkschaftsverbände hatten bis 1933 Archive aufgebaut. Über ihren Umfang und Inhalt läßt sich wenig sagen, da kaum etwas von ihren Beständen die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges überdauert hat. Es dürfte sich jedoch in den meisten Fällen um reine Pressearchive gehandelt haben. Das Schriftgut befand sich überwiegend noch in den Registraturen der Vorstandsbüros. Einen Eindruck vom Inhalt einer bedeutenden Registratur vermitteln die Akten des ADGB-Bundesvorstandes, die überwiegend bei der Historischen Kommission zu Berlin aufbewahrt werden, einzelne Akten auch im Archiv des DGB-Bundesvorstandes in Düsseldorf und im Archiv der sozialen Demokratie bei der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn sowie im Bundesarchiv Koblenz.

Der FDGB stellte 1945 im früheren Haus der Technik in Berlin eine umfangreiche Zeitungsausschnittsammlung der DAF sicher. Sie enthielt trotz umfangreicher Aussonderungen durch die DAF immer noch zahlreiche Mappen aus gewerkschaftlichen Pressearchiven seit Beginn der zwanziger Jahre. Der Bestand wurde in den fünfziger Jahren dem Zentralen Staatsarchiv der DDR, jetzt Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam, übergeben. Auch zwischen den übernommenen Büchern fand sich, wenn auch nur in geringem Maße, Archivgut an. Es bildet den Kern der archivalischen Überlieferung gewerkschaftlicher Vorstände aus der Zeit vor 1933, die jetzt im Archiv der Sassenbach-Stiftung aufbewahrt wird. Durch den Erwerb von Einzelstücken und kleineren Registraturen örtlicher Zahlstellen (z.B. der Ortsgruppe Schandau des Deutschen Landarbeiter-Verbandes, 17 Bände, 1919-1933) wuchsen die Bestände auf etwa 10 lfm an. Am bedeutendsten ist der Bestand des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes (99 Bände, 1881-1931). Er umfaßt vor allem die Protokollbücher der Vorstände des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes und seiner Vorgänger von 1887 bis 1929 sowie die Briefkopierbücher von 1884 bis 1902, die die Durchschriften der abgesandten Briefe des Vorstandes enthalten.

Der Bestand Graphischer Block (56 Bände, 1840-1933) besteht ebenfalls vorwiegend aus Protokollbüchern der Vorstände der verschiedenen Verbände der Buchdrucker, Lithographen und

Buchbinder. Dagegen enthält der Bestand Deutscher Tabakarbeiter-Verband (70 Bände, 1919–1934) vor allem Unterlagen über die Reichs-, Bezirks- und Ortstarife in der Zigarren-, Zigaretten- und Tabakindustrie sowie die Betriebs- und Arbeitslosenstatistiken. Vom Verband deutscher Berg- und Hüttenarbeiter (35 Bände, 1921–1933) existieren vor allem maschinenschriftliche Abschriften von Kongreß- und Generalversammlungsprotokollen sowie von Kassen- und Geschäftsberichten, die 1922/1923 angefertigt wurden. Außerdem sind Tarifan gelegenheiten überliefert.

Unter den Einzelstücken sind die Autobiographie Sassenbachs, ein um 1936 entstandenes Typoskript, das Protokoll der Vertrauensmännerkonferenz, auf der sich Bebel mit dem Berliner Bauarbeiterstreik auseinandersetzte, oder Teile eines umfangreichen Berichts des Regierungsassessors Dr. Palfner über seine Reise in die Sowjetunion, 1929–1930, erwähnenswert. Ein eigentümliches zeitgeschichtliches Dokument ist eine mehrbändige Sammlung von Karikaturen aus der Presse der Weimarer Republik.

Archivbestände des FDGB

Der vom Umfang und von der Bedeutung her wichtigste Bestand ist der des Bundesvorstandes des FDGB. Das ist dem glücklichen Umstand zu danken, daß bereits im Juni 1946 beim Bundesvorstand ein Archiv eingerichtet wurde. Zunächst gelangten jedoch kaum Akten in dieses Archiv. Es widmete sich fast ausschließlich der Pressedokumentation, mit der aktuellen Anforderungen des Vorstandes entsprochen wurde. Erst die tiefgreifende Reorganisation des Apparats des Bundesvorstandes im Mai 1949, bei der weitgehend sowjetische Strukturen übernommen wurden, machte es notwendig, beim Archiv des Bundesvorstandes eine Altregistratur einzurichten. Sie nahm die Akten der aufgelösten Hauptabteilungen des Bundesvorstandes auf. Dadurch blieben in größerem Umfange Akten bis 1946, in Einzelfällen bis 1945 zurück, erhalten. Gerade diese Akten erweisen sich für die Aufarbeitung der Geschichte des FDGB als besonders wichtig. Sie ermöglichen, viele Vorgänge aufzuhellen, die zur völligen Unterordnung des FDGB unter die SED führten.

Angelehnt an die staatliche Archivgesetzgebung der DDR setzte das Archiv in den folgenden Jahren eine regelmäßige Übernahme von Akten aus den wichtigsten Bereichen des Apparates des FDGB-Bundesvorstandes durch. Insgesamt wuchs der Bestand bis 1989 auf rund 1 000 lfm an. Vollständig überliefert sind die Protokolle der Kongresse und der Bundesvorstandssitzungen sowie die Beschlüsse des Präsidiums und des Sekretariats des Bundesvorstandes. Umfangreiche Teilbestände bilden die Bereiche des Vorsitzenden, der Organisationsinformation, Arbeit und Löhne, Kultur und Bildung und Internationale Verbindungen, wenn auch Lücken der Überlieferung für einzelne Jahre nicht völlig verhindert werden konnten. Erheblich schwächer sind seit den fünfziger Jahren die Sozialpolitik, der Arbeitsschutz oder der Feriendienst der Gewerkschaften dokumentiert. Der Bestand Bundesvorstand reicht bis in die Phase der Auflösung des FDGB 1989/90. Der Anfang Februar gewählte Geschäftsführende Vorstand sprach sich in mehreren Beschlüssen dafür aus, das Archivgut vollständig zu sichern und in das Archiv zu überführen. Dem persönlichen Einsatz der Archivare ist es zu danken, daß diese Beschlüsse weitgehend durchgesetzt und zahlreiche wichtige Akten der letzten Jahre (wenn auch oft in desolatem Zustand) geborgen werden konnten.

Archivbestände der Einzelgewerkschaften

Das Archiv verwahrt Bestände einzelner Industriegewerkschaften und Gewerkschaften im Gesamtumfang von etwa 1 500 lfm. Im einzelnen ergibt sich jedoch ein differenziertes Bild.

Die Organisationbereiche der 18 Industriegewerkschaften, die 1945 gegründet wurden, veränderten sich in der Folgezeit wiederholt. Veranlassung dazu gab Anfang der fünfziger Jahre häufig das Bestreben, sich weitgehend der sowjetischen Struktur anzupassen. Später zielte die Teilung, Neugründung oder Zusammenlegung von Gewerkschaften vor allem auf die Übereinstimmung der gewerkschaftlichen Organisation mit den Geschäftsbereichen der Ministerien der DDR. Im Jahre 1958 war eine Reihe von Zusammenschlüssen und Neubildungen von Industriegewerkschaften Veranlassung, ein zentrales Archiv einzurichten, um die Akten der aufgelösten Zentralvorstände zu sichern. Zu diesem Zeitpunkt waren jedoch viele Akten von Zentralvorständen, die bereits nach der Reorganisation der Industriegewerkschaften in den Jahren 1949/50 ihre aktuelle Bedeutung eingebüßt hatten, verlorengegangen. Lediglich die Bestände der IG Metall, der ehemaligen IG Eisenbahn und der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung reichen bis 1946, mit einzelnen, besonders wertvollen Akten bis in die Gründungsphase 1945 zurück. Bei der IG Bergbau sind ausgewählte Akten in geringem Umfang ebenfalls seit 1946 erhalten. Die Mehrzahl der Industriegewerkschaften ist mit eigenen Beständen jedoch erst seit Beginn der fünfziger Jahre überliefert. Für diese kann daher für die ersten Jahre nach 1945 nur der Bestand des FDGB-Bundesvorstandes zur Auswertung herangezogen werden.

Insgesamt ist der Bestand der IG Metall mit ca. 300 lfm der bedeutendste. Den Kern der mit 200 lfm ebenfalls sehr umfangreichen Überlieferung der IG Transport und Nachrichtenwesen bildet der Bestand der IG Eisenbahn, der bis Mai 1945 zurückreicht. Mit Beständen um 100 lfm sind die IG bzw. Gewerkschaften Bau-Holz, Bergbau-Energie, Druck und Papier, Handel, Nahrung und Genuß, Land, Nahrungsgüter und Forst sowie öffentliche Dienste vertreten, um 50 lfm die IG bzw. Gewerkschaften Gesundheitswesen, Kunst, Textil-Bekleidung-Leder, Unterricht und Erziehung sowie Wissenschaft. Nicht überliefert sind die IG Chemie, Glas und Keramik, die Gewerkschaft der Zivilbeschäftigten der Nationalen Volksarmee sowie Akten der kurzlebigen Neugründungen nach 1989 wie die Gewerkschaften der Armeangehörigen oder der Volkspolizei.

Bestände der Bezirksgewerkschaftsarchive

Für das Archivgut der gewerkschaftlichen Vorstände in den Bezirken und Kreisen der DDR wurden 1958 fünfzehn Bezirksgewerkschaftsarchive eingerichtet. Sie haben bis 1989/90 etwa 6 000 lfm Archivgut aufgenommen. Dabei stehen neben großen Archiven wie Berlin, Halle, Leipzig oder Schwerin mit Beständen um 1000 lfm kleine Archive, die nicht mehr als 200 bis 300 lfm Akten verwahren. Vielfach setzt die Überlieferung erst Mitte der fünfziger Jahre ein. Von den Akten der früheren Landesvorstände sind nur Reste, vorwiegend aus den beiden letzten Jahren ihres Bestehens, in die Archive gelangt. Während vom FDGB-Landesvorstand Sachsen-Anhalt immerhin mehr als 500 Akten erhalten blieben, sind es vom Landesvorstand Thüringen nur 70. Um so wichtiger sind die Bestände einzelner Kreisvorstände, die bis 1945 zurückreichen.

Für die Bezirksgewerkschaftsarchive wurde 1985 eine einheitliche Tektonik eingeführt. Sie ermöglichte erstmals einen genauen Überblick über die Struktur der Überlieferung. Danach bilden in allen Bezirksgewerkschaftsarchiven der Bezirksvorstand des FDGB etwa ein Viertel, die Bezirksvorstände der Industriegewerkschaften ein weiteres Viertel und die Bestände der Kreisvorstände etwa die Hälfte des Gesamtumfanges. Bestände aus den Jahren 1945 bis 1952 fallen mit rund drei Prozent der Überlieferung kaum ins Gewicht. Die wichtigste Akten-

gruppe stellen in allen Beständen die Protokolle der Delegiertenkonferenzen, Vorstandssitzungen und Sekretariatssitzungen dar. Schriftwechsel wurde nur in geringem Umfang archiviert.

Die Bestände der Bezirksgewerkschaftsarchive werden zur Zeit noch in den Häusern der ehemaligen Bezirksgeschäftsstellen des FDGB aufbewahrt. Sie sind jedoch durch den Beschluß des Auflösungskongresses der Johannes-Sassenbach-Stiftung zugewiesen worden. Sobald der benötigte Magazinraum vorbereitet ist, sollen sie nach Berlin überführt werden.

Nachlässe und biographische Sammlungen

Die rund 40 Nachlässe von Gewerkschaftern sind in der Mehrzahl nicht sehr umfangreich. Häufig handelt es sich um Teilnachlässe oder gar nur um Nachlaßsplitter. Eine Ausnahme stellt der wissenschaftlich äußerst bedeutsame Nachlaß von Hermann und Käte Duncker dar. Den Kern dieses Bestandes, der insgesamt 365 Mappen aus der Zeit von 1873 bis 1962 umfaßt, bilden die umfangreiche Korrespondenz sowie die wissenschaftlichen Ausarbeitungen Hermann Duncckers. Darin widerspiegelt sich das Wirken Duncckers als Propagandist des Marxismus und als Funktionär der Arbeiterbewegung vom Beginn des Jahrhunderts bis in die Zeit seiner mehr als ein Jahrzehnt währenden Tätigkeit als Rektor der Gewerkschaftshochschule Fritz Heckert in Bernau. Der testamentarisch dem FDGB übereignete Nachlaß wurde mehrere Jahre im Zentralen Parteiarchiv der SED aufbewahrt und dort bereits der Auswertung zugänglich gemacht. Seit 1990 befindet er sich wieder im Gewerkschaftsarchiv.

Beachtung verdient auch der Nachlaß des früheren Vorsitzenden der Ortsverwaltung Berlin des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Max Urich (64 Mappen, 1913–1951), besonders wegen der darin enthaltenen Materialsammlung zur kommunistischen Opposition im DMV. Dagegen dokumentiert der Nachlaß von Otto Streine (1873–1943) von 1914 amtierender, von 1916 bis 1928 gewählter Vorsitzender des Verbandes der Maler, Lackierer, Anstreicher, Tüncher und Weißbinder (34 Mappen, 1863–1937), fast ausschließlich Tarif-, Arbeitsschutz- und andere berufliche Fragen des Malergewerbes. Streines Tätigkeit als Geschäftsführer der Volksfürsorge hat darin keinen Niederschlag gefunden. Von Theodor Leipart (1867–1947), von 1920 bis 1933 Vorsitzender des ADGB, gelangte ein Teilnachlaß aus dem Besitz von Hermann Schlimme in das Gewerkschaftsarchiv. Er umfaßt vorwiegend kleinere Niederschriften zur Gewerkschaftsgeschichte, die Leipart 1946/1947 aus der Erinnerung angefertigt hat.

Nachlaßreste von jeweils einer bis drei Mappen liegen vor von Richard Barth (1882–1956), 2. Vorsitzender des Verbandes der deutschen Buchdrucker; August Blume (1893–1970), 2. Vorsitzender des Deutschen Sattler-, Tapezierer- und Portefeuille-Verbandes; Wilhelm Eggert (1880–1939), Sekretär des ADGB-Bundesvorstandes; Hermann Grünewald (1870– um 1940), Vorsitzender des Allgemeinen Verbandes der Deutschen Bankangestellten; Alexander Knoll (1864–1955), Sekretär des Bundesvorstandes des ADGB; Franz Scheffel (1873–1967), Vorsitzender des Einheitsverbandes der Eisenbahner Deutschlands, sowie von einer Reihe örtlicher Funktionäre.

Die Nachlässe führender Gewerkschafter der DDR enthalten bis auf einige Dokumente des persönlichen Lebens kaum Schriftgut aus der Zeit vor 1945. Dagegen bietet ein Teil von ihnen durchaus wichtige Ergänzungen zur Geschichte des FDGB von 1945 bis Mitte der fünfziger Jahre. Sie bestehen vorwiegend aus Materialien, die ursprünglich Registraturgut waren, das von den Betroffenen nach Hause mitgenommen wurde. Briefe und andere persönliche Äußerungen sind leider nur selten erhalten.

Besonderes Interesse verdienen die Nachlässe bzw. Teilnachlässe der Mitbegründer des FDGB Otto Braß (1875–1950), Vorsitzender des Vorbereitenden Gewerkschaftsausschusses für Groß-Berlin (13 Bde, 1945–1950), Roman Chwalek (189–1974), 1. Vorsitzender des FDGB Groß-Berlin 1946–1949, dann Vorsitzender der IG Eisenbahn (48 Bde, 1945–1971), Bernhard Göring (1897–1949), 2. Vorsitzender des Bundesvorstandes des FDGB (22 Bde, 1916–1949) und Hermann Schlimme (1882–1955), 2. Vorsitzender des FDGB Groß-Berlin 1946–1951, sowie Adolf Deter (1900–1969), 1. Vorsitzender des FDGB Groß-Berlin 1949–1951, dann Sekretär des FDGB-Bundesvorstandes (107 Bde, 1926–1974), Carl Fugger (1897–1966), Sekretär des Bundesvorstandes des FDGB, später Direktor der Gewerkschaftshochschule (52 Bde, 1894–1971), Grete Groh-Kummerlów (1909–1980), Sekretär des Bundesvorstandes des FDGB 1950–1957 (102 Bde, 1945–1980), Adolf Kaufmann (1904–1976), Leiter des Sekretariats des FDGB-Bundesvorstandes (38 Bde, 1922–1976), Ernst Krüger (1895–1970), Generalsekretär des FDGB-Bundesvorstandes (23 Bde, 1947–1949), Walter Maschke (1891–1980), Sekretär des Bundesvorstandes des FDGB, später stellvertretender Vorsitzender des Zentralvorstandes der Gewerkschaft Kunst (57 Bde, 1892–1981), Karl Olterdorf (1889–1973), Vorsitzender des Zentralvorstands der IG öffentliche Betriebe und Verwaltungen bzw. Verwaltungen-Banken-Versicherungen (61 Bde, 1907–1979), Fritz Rettmann (1902–1981), 1. Vorsitzender der IG Metall Groß-Berlin (135 Bde, 1916–1981).

Nachlaßreste sind unter anderem überliefert von Gertrud Grothe (1911–1960), Vorsitzende des Zentralvorstands der Gewerkschaft Gesundheitswesen, Rudolf Jäger (1907–1974), Mitglied des Geschäftsführenden Bundesvorstandes des FDGB, Kurt Kühn (1898–1963), 1. Vorsitzender des Landesvorstandes Sachsen des FDGB, Kurt Meier (1914–1985), Sekretär des Bundesvorstandes des FDGB, Josef Orlopp (1888–1960), Sekretär des Bundesvorstandes des FDGB, Paul Peschke (1890–1983), 1. Vorsitzender des Zentralvorstandes der IG Metall, Rudolf Richter (1889–1954), 1. Vorsitzender des Zentralvorstandes der IG Nahrung und Genuß.

Neben den Nachlässen stehen für biographische Forschungen unterschiedliche personenbezogene Sammlungen zu Verfügung. Dazu gehören Personalakten, Erinnerungsberichte (von denen jedoch nur wenige wirklich bedeutsame Ergänzungen zu den Organisationsbeständen darstellen) sowie die Personendossiers der früheren Pressearchive des FDGB-Bundesvorstandes. Zu letzteren gehören rund 200 Mappen über Gewerkschafter der DDR, die von 1946 bis 1963 geführt wurden. Ein etwa gleich großer Teilbestand über Gewerkschafter des DGB und seiner Einzelgewerkschaften befand sich bis 1990 in der Registratur des FDGB-Bundesvorstandes, wurde dort bis zu diesem Zeitpunkt laufend ergänzt und erst bei der Abwicklung des FDGB in das Archiv übernommen. Die biographischen Sammlungen schließen auch Autographen und andere Einzelschriftstücke, die auf Personen bezogen sind, ein.

Archivische Sammlungen

Mit dem Registraturgut flossen dem Gewerkschaftsarchiv im Laufe der Jahre unterschiedliche Materialien zu, die für die Gewerkschaftsgeschichte bedeutungsvoll sind. Sie wurden in einer Reihe von Sammlungen zusammengefaßt. Nicht immer standen dem Archiv Mitarbeiter zur Verfügung, die diese Sammlungen kontinuierlich betreuen und ergänzen konnten. Die Überlieferung ist daher für die einzelnen Jahre ungleichmäßig, ein Teil der Materialien ist bisher nur grob geordnet. Dennoch konnten die Sammlungsbestände bereits vielfältig für Ausstellungen, Buchillustrationen und andere Zwecke genutzt werden.

Nur ein geringer Teil der Sammlungen ist der historischen Abteilung des Archivs zuzurechnen. Dazu gehören etwa 1000 Flugblätter und Organisationsdrucksachen (Rundschreiben und ähnliches) sowie etwa 300 Mitgliedsbücher verschiedener Verbände vor allem der freien Gewerkschaften. Museale Sachzeugen wie Fahnen, Medaillen und Abzeichen oder Plakate fehlen für die Zeit vor 1933 fast völlig. Auch Fotos sind nur in geringer Zahl vorhanden. Sie stammen überwiegend aus Nachlässen.

Die Sammlungen ergänzen vorwiegend die Archivbestände ab 1945. Am umfangreichsten sind die Zeitungsausschnittsammlungen verschiedener Vorstände. Sie umfassen etwa 500 lfm. Besonders aussagekräftig ist der Bestand des früheren Pressearchivs des FDGB-Bundesvorstandes von 1945 bis Ende der fünfziger Jahre mit etwa 200 lfm. Eine ähnliche Sammlung über die Gewerkschaften der alten BRD, die neben Zeitungsausschnitten auch Organisationsdrucksachen und andere „graue Literatur“ des DGB und der Einzelgewerkschaften enthält, wurde bis Ende der achtziger Jahre systematisch vervollständigt und 1990 in das Archiv übernommen. Das Archiv hat ferner etwa 5 000 Flugblätter und Traktate sowie über 2 000 Plakate seit 1945 zusammengetragen. Gesammelt wurden außerdem, wenn auch sporadisch, museale Sachzeugen wie Fahnen und Wimpel, gewerkschaftliche Auszeichnungen, Medaillen und Abzeichen, Mitgliedsbücher und Ausweise, Delegiertenmappen und Ehrengeschenke an die Organisation, darunter künstlerische und volkskünstlerische Arbeiten.

Das Bild- und Tonarchiv umfaßt etwa 27 000 Fotos, 100 Filme und einzelne bedeutsame Tonaufzeichnungen. Da das Archiv über fast keine technischen Möglichkeiten zur Wartung und Präsentation dieser Medien verfügt, beschränkt sich die Nutzung weitgehend auf die Fotosammlung.

Benutzung

Die Benutzung der Bibliothek und des Archivs regeln die neue Benutzungsordnung für die Bibliotheksbestände vom 15. Januar 1991 und die ebenfalls neu gefaßte und vom Kuratorium des Johannes-Sassenbach-Stiftung bestätigte Archivordnung vom 12. März 1991. Die Bibliothek ist als öffentliche Präsenzbibliothek jedermann zugänglich. Die Benutzung der Bestände ist kostenlos. Kopierleistungen sowie aufwendigere Recherchen werden im Rahmen der Möglichkeiten übernommen und nach der geltenden Gebührenordnung der Johannes-Sassenbach-Stiftung dem Nutzer berechnet. Die Bibliothek ist dem deutschen und internationalen Leihverkehr angeschlossen. Eine Ausleihe außer Haus ist jedoch nur im Ausnahmefall möglich, wenn mehrere Exemplare im Bestand sind. Literatur, die vor mehr als 30 Jahren erschienen ist, wird nicht ausgeliehen.

Zur Benutzung der Archivbestände wird jeder zugelassen, der in seinem Antrag einen wissenschaftlichen, dienstlichen, rechtlichen oder berechtigten persönlichen Grund geltend macht. Eine schriftliche oder telefonische Voranmeldung ist zweckmäßig. Das Archivgut soll vor allem der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Geschichte des FDGB möglichst umfassend zur Verfügung stehen. Hierfür wird der Zugang zu den Beständen in großzügiger Weise ermöglicht werden. Andererseits darf selbstverständlich die Benutzung weder Persönlichkeitsrechte noch den Datenschutz oder andere schutzwürdige Belange Betroffener beeinträchtigen. Bei Nachlässen haben sich außerdem in einigen Fällen die Erben ein Mitspracherecht bei der Benutzungsentscheidung vorbehalten.

Die Johannes-Sassenbach-Stiftung — Bibliothek und Archiv der Gewerkschaftsbewegung hat ihren Sitz Unter den Linden 15, O-1086 Berlin. Die Einrichtung ist für die Benutzung diens-

tags und donnerstags von 10 bis 18.30 Uhr, mittwochs bis 17 hr und freitags bis 16.30 Uhr geöffnet. Am Montag ist sie geschlossen. Telefonische Vermittlung über Ostberlin 9/2 00 09 61.

VON ENDE KEINE SPUR — DIE HISTORIKER WERDEN IMMER NOCH VON ROSA LUXEMBURG FASZINIERT

Von Helmut Trotnow

Der Spruch aus der altbekannten Volkswagenwerbung gilt auch für die Rosa-Luxemburg-Rezeption: Sie läuft und läuft ... und läuft. Ein Abflachen ist nicht in Sicht. Ganz im Gegenteil. Mit der Öffnung der Archive in der ehemaligen DDR werden demnächst Quellenbestände zugänglich, von denen die Historiker auf der ehemals westlichen Seite früher nur träumen konnten. Neue weitere Arbeiten werden die Folge sein. Bedenkt man dann noch, daß sich aufgrund der politischen Veränderungen in der UdSSR auch dort die Archive öffnen könnten, dann wäre sogar mit einem regelrechten Boom von Arbeiten zur Biographie von Rosa Luxemburg zu rechnen. Inwieweit es dabei auch zu grundsätzlich neuen Erkenntnissen über die sozialistische Theoretikerin, Sozialdemokratin und Mitbegründerin der KPD kommen könnte, sei dahingestellt. Sicher aber ist jetzt schon eins: Es bedarf keines „Gegenanschreibens“ mehr gegen die staatlich kontrollierte Geschichtsschreibung in den sogen. sozialistischen Staaten. Es gibt sie nicht mehr, die marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung, die eigentlich immer nur ein Pseudonym gewesen ist für Geschichtsschreibung im Interesse der politischen Führung. Endlich kann sich das historische Interesse auf die eigentlich relevanten Fragen konzentrieren, ohne detektivisch nachweisen zu müssen, wo und warum denn diesmal die Kollegen des Marxismus-Leninismus in ihren Arbeiten die Quellen gar nicht, mangelhaft oder verstümmelt ausgewertet haben. Die Quellen sind nun jedermann zugänglich und damit überprüfbar. Hinsichtlich der Rosa-Luxemburg-Rezeption läßt sich dabei schon jetzt feststellen: Das monolithische Bild von Rosa Luxemburg als linientreue Vorkämpferin der ehemaligen DDR und folgsame Anhängerin des Sozialismus bolschewistischer und vor allem stalinistischer Prägung wird in der Zukunft kein ernstzunehmender Orientierungspunkt mehr sein.

Der Zufall wollte es, daß das ehemalige Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED 1988 eine Bibliographie¹ herausbrachte, in der ziemlich erschöpfend all das zusammengetragen worden ist, was im Verlauf der 40jährigen DDR-Geschichte zum Thema Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht erarbeitet wurde. Anlaß war der 70. Jahrestag der Ermordung der beiden KPD-Gründer am 15. Januar 1919. 669 Titel listet die Bibliographie auf, die im Zeitraum von 1945–1987 in der DDR erschienen sind. Monographien gehören ebenso dazu wie Beiträge aus Sammelbänden und Zeitschriften sowie Artikel aus dem Zentralorgan der SED, „Neues Deutschland“ (B-Ausgabe). Es handelt sich also nicht nur um wissenschaftliche, sondern auch populärwissenschaftliche Publikationen. Bei den verzeichneten Schriften von den beiden Politikern selbst werden alle nach 1945 erschienenen Auflagen angegeben und — soweit ermittelbar — auch die dazugehörenden Besprechungen. Wohlgemerkt: Das Ganze ist ausschließlich auf die Region der ehemaligen DDR beschränkt.

1 Karl Liebknecht — Rosa Luxemburg. Veröffentlichungen von und über Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in der DDR. Bibliographie. Zusammengestellt von Helga Kogler. Eingel. von Gabriele Schumacher (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.5). — Berlin: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Bibliothek, 1988. 145 S.

Die Bibliographie umfaßt fünf Abschnitte, die mit folgenden, sich selbst erklärenden Überschriften versehen sind: Literatur von Karl Liebknecht, Literatur von Rosa Luxemburg, Erst- und wichtige Neudrucke, Literatur über Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg sowie Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg in Kunst und Literatur. Vorangestellt ist den Abschnitten eine ausführliche Einleitung, verfaßt von Gabriele Schumacher. Hier wird einerseits die Entwicklung der DDR-Geschichtsschreibung zum fraglichen Thema skizziert und zum anderen ein Abriss zu Leben und Werk der beiden revolutionären Politiker gegeben. Die Darstellung beruht auf den hinlänglich bekannten Vorstellungen. Den Abschluß bildet ein Verzeichnis der ausgewerteten Periodika und ihrer Abkürzungen.

Die Herausgeber sehen ihre Bibliographie im Kontext der Bemühungen, das „revolutionäre Vermächtnis“ von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zu bewahren. Daß dies trotz der wechselhaften Geschichte nicht nur Deutschlands, sondern auch des Sozialismus/Kommunismus möglich gewesen ist, so schreibt Frau Schumacher, „ist vor allem ein Ergebnis der unermüdlichen Anstrengungen der KPD und der SED. Sie haben dafür gesorgt, daß der Nachlaß beider Revolutionäre zusammengetragen und erschlossen wurde“. Der Anspruch ist durchaus berechtigt. Und doch gibt er nur die halbe Wahrheit wieder. Bis heute liegt in der DDR beispielsweise keine Ausgabe der gesammelten Werke von Karl Liebknecht vor, die auch nur annähernd wissenschaftlichen Charakter beanspruchen darf. Viele Aussagen wurden unterdrückt, weil sie einfach nicht in Einklang zu bringen waren mit den real existierenden Verhältnissen in der DDR. Im Falle von Rosa Luxemburg sah es insofern etwas anders aus, weil der Wettbewerb mit der Geschichtsschreibung aus dem Westen größer gewesen ist. Doch auch hier bedurfte es erst der großen Arbeit von John Peter Nettl Mitte der 60er Jahre,² um eine Umorientierung zu erzwingen. Die Schwäche der Bibliographie, wie im übrigen die Schwäche der gesamten DDR-Geschichtsschreibung, lag nicht zuletzt darin, daß sie im eigenen Saft schmorte. Anstatt sich inhaltlich mit den Wertungen und Urteilen der nicht-kommunistischen Forschung auseinanderzusetzen, wurde gebetsmühlenartig immer wieder die jeweils von der Partei verordnete Darstellung heruntergeleiert. Desinteresse und Ermüdung waren die Folge. Dennoch ist es gut, diese Bibliographie zu haben; sie ermöglicht einen schnellen Überblick über das, was die DDR-Geschichtsschreibung zum Thema Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zu bieten hatte.

Fast gleichzeitig zur DDR-Bibliographie erschien in Großbritannien eine biographische Skizze zu Rosa Luxemburg mit dem Untertitel: „A Life for the International“.³ Verfasser ist Richard Abraham, Lehrer an einer Londoner Schule, der durch eine Studie zu Alexander Kerensky bekannt geworden ist. Das Buch richtet sich in erster Linie an einen allgemein interessierten Leserkreis der englischen Sprachwelt. Die Darstellung ist in fünf große Kapitel gegliedert, die sich weitgehend an der Chronologie des Lebenslaufs Rosa Luxemburgs orientieren. Wie der Untertitel andeutet, liegt der Schwerpunkt der Darstellung auf Luxemburgs Aktivitäten im Sinne einer international ausgerichteten Arbeiterbewegung. Breiten Raum nehmen dabei ihre Erfahrungen in der Sozialdemokratie des Königreichs Polen und — später — auch Litauens ein, die sogen. SDKPiL, die sie gemeinsam mit Leo Jogiches, ihrem langjährigen Lebensgefährten und engsten politischen Mitarbeiter, 1893 gründete. Die SDKPiL war Teil der Russischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, der auch die Men-

2 J.P. Nettl, Rosa Luxemburg, 2 Bde, London 1966.

3 ABRAHAM, Richard: Rosa Luxemburg. A Life for the International (= Berg Women's Series). — Oxford, New York and Munich: Berg Publications 1989. XI, 178 S.

schewiki und vor allem die Bolschewiki unter Leitung Lenins angehörten. Abraham sieht in Rosa Luxemburg eine echte Vertreterin des Gedankens der internationalen Solidarität, die aufgrund ihres Lebensweges mehrere Sprachen beherrschte und in verschiedenen Kulturkreisen und den dazugehörigen politischen Geschichten zu Hause war. Polen und Rußland waren ihr ebenso vertraut wie Deutschland, Frankreich oder Belgien. Das abschließende Urteil ist positiv. „Above all“, heißt es resümierend in der Einleitung, „she was the incarnation of revolutionary audacity“. Dem ist nicht zu widersprechen. Rosa Luxemburg selbst hat mehrfach in ihren Briefen an Freunde bestätigt, daß sie bereit sei, für ihre politische Überzeugung voll einzustehen — notfalls auch mit ihrem Leben. Dennoch hinterläßt die Lektüre des Buches einen unbefriedigenden Eindruck. Die Ergebnisse der bisherigen Rosa-Luxemburg-Forschung werden zwar in groben Umrissen gut und knapp wiedergegeben, doch leidet die Darstellung darunter, daß sie über eine eigene Fragestellung nicht verfügt. Wenn Abraham seinen Untertitel wirklich ernst genommen hätte, dann wäre er beispielsweise der Frage nachgegangen, warum Rosa Luxemburg trotz ihres ausgeprägten Internationalismus geradezu peinlich darauf geachtet hat, daß selbst ihre engsten politischen Mitstreiter in Deutschland von ihren polnisch-russischen Verflechtungen so gut wie nichts wußten. Warum hielt sie diese „geheim“, wenn sie doch international wirken wollte? Blickt man dann auf ihren Briefwechsel mit Leo Jogiches, so stellt sich ernsthaft die Frage, inwieweit sie selbst ihrem internationalen Anspruch gerecht geworden ist. Die Vorbehalte gegen ihre deutsche Umwelt blieben bis zum Schluß bestehen, selbst nach 20 Jahren Leben in diesem Land. Ihr Wissen um „die Deutschen“, insbesondere um den deutschen Proletarier, der ihr politisch doch sehr am Herzen lag, war höchst oberflächlich, wie Abraham selbst betont. Welch' fatale Auswirkungen diese mangelhafte Verwurzelung der revolutionären Politikerin in der sie umgebenden Gesellschaft haben sollte, wurde nirgendwo deutlicher als in den revolutionären Ereignissen vom November 1918, in deren Verlauf sie gemeinsam mit Karl Liebknecht und Leo Jogiches zwar die KPD gründete, doch gleichzeitig auch ihr gewaltsames Ende fand. Die rebellierenden Arbeiter Berlins waren eben nicht die politisch erwachten Massen, wie man es 1905 hatte im Zarenreich beobachten können, wozu damals auch Polen zählte. Die Anhänger der Spartakusgruppe, aus der 1918/1919 die KPD hervorging, zeichneten sich eben nicht durch ein politisches Bewußtsein aus; vielmehr lassen sie sich einem radikalisierten Lumpenproletariat zuordnen. Nicht umsonst wollte der nüchterne Organisator Jogiches die Gründungsversammlung der KPD sogleich wieder aufheben. Er sah darin keine tragfähige Basis für eine echte revolutionäre Partei. Die spätere Geschichte sollte ihm mehr als recht geben. Rosa Luxemburgs Tragik bestand letztlich darin, daß ihre Vorstellungen, die streng rational ausgerichtet waren, nicht immer übereinstimmten mit ihrem Handeln, das eher emotional bestimmt wurde.

Eine der Arbeiten, auf deren Ergebnisse sich Abrahams Darstellung stützt, ist die Rosa-Luxemburg-Biographie von Elżbieta Ettinger. Sie erschien zuerst 1986 in englischer Sprache⁴ und liegt jetzt in einer deutschen Übersetzung vor.⁵ Gegenüber dem englischen Vorläufer ist die deutsche Ausgabe durch einen Dokumentenanhang mit dreißig Briefen an Rosa Luxemburg von ihrem Vater und ihren Geschwistern erweitert worden. Ohne Frage darf man Ettingers Untersuchung in die Reihe der bahnbrechenden Arbeiten zu Rosa Luxemburg setzen. Dabei ist ihr Ansatz ein eher unpolitischer; ihr Erkenntnisinteresse richtet sich nicht so sehr

4 ETTINGER, Elżbieta: Rosa Luxemburg. A Life. — Boston: Beacon Press 1986. XV, 286 S.

5 ETTINGER, Elżbieta: Rosa Luxemburg. Ein Leben. Aus dem Amerikanischen von Barbara Borfeldt. — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1990. 383 S.

auf die Politikerin und Revolutionärin sondern vorrangig auf den Menschen; ein Mensch, der zumindest in der preußisch-deutschen Gesellschaft in dreifacher Hinsicht stigmatisiert war: als Frau, als Jüdin und als Behinderte — ein bei Babys ihrer Generation häufig anzutreffender Hüftschaden war in ihrer Kindheit nicht rechtzeitig erkannt worden und führte zu einer lebenslangen Gehbehinderung. Zur Begründung ihres Ansatzes schreibt Ettinger: „Das private Leben Rosa Luxemburgs ist aus sehr unterschiedlichen Gründen wenig beachtet worden. Ihre Freunde respektierten ihr starkes Bedürfnis nach Privatheit; ihre Genossen waren allein an ihrer öffentlichen Tätigkeit interessiert; fortwirkende viktorianische Tabus, politische Opportunität, erzwungene oder selbstaufgelegte Zensur, auch die Unzulänglichkeit von Quellen (manche in Privathand) haben zu dem Bild der eindimensionalen Frau beigetragen, das die Welt kennt“. Daß diese Frau auch ein durchaus revolutionär zu nennendes Privatleben geführt hat, ist durch verschiedene Tatsachen in den letzten Jahren bekannt geworden. Ihre geheime Liaison mit Leo Jogiches war zwar schon Nettl bekannt gewesen. Der vom IML herausgegebene Briefwechsel von Rosa Luxemburg⁶ brachte dann das Verhältnis mit Kostia Zetkin ans Tageslicht, Sohn von Clara Zetkin und rund 15 Jahre jünger als seine Geliebte, und schließlich veröffentlichte Sybille Quack in einer Arbeit zu Paul Levi,⁷ Anwalt von Rosa Luxemburg und ebenfalls Mitbegründer der KPD, Briefe von ihr, aus denen hervorging, daß es vor dem Ersten Weltkrieg auch mit ihm eine Affäre gegeben hat. Welche Persönlichkeit verbirgt sich also hinter der Politikerin Rosa Luxemburg? Woraus bestand sie und wie wurde sie geprägt? Antworten auf diese Fragen bietet Ettingers Biographie und ihre Antworten sind nicht nur höchst interessant sondern auch politisch aufschlußreich und vor allem einleuchtend. Mit ihrem Ansatz hat Ettinger der Luxemburg-Forschung eine Perspektive eröffnet, deren Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann, auch wenn ihre Arbeit bei weitem nicht alle Fragen beantwortet, vielleicht auch gar nicht beantworten kann. Dafür kennt sich Frau Ettinger auch nicht genug in der Geschichte der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung aus. Soviel läßt sich aber schon jetzt sagen: Ohne den Menschen ist die Politikerin Rosa Luxemburg nicht zu verstehen. Gerade in ihrem privaten Leben findet sich ein Teil jener Erklärungen für die Tatsache, daß von dieser Politikerin bis heute eine Faszination ausgeht, ohne die es nicht zu den wiederholten Darstellungen der Historiker kommen würde. Und schließlich wird nach der Lektüre von Ettingers Buch auch klar, warum die Arbeiten der marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung trotz aller krampfhaften Bemühungen letztlich den Eindruck einer Blutleere machen mußten. Nach deren Darstellung hatte die Revolutionärin Rosa Luxemburg keine inneren Konflikte und Widersprüche. Dabei war schon in Nettls Biographie deutlich geworden, wieviel Dynamit in dieser Persönlichkeit gesteckt haben muß — ganz gleich, wie man ihr politisches Handeln bewertet.

Ettingers Arbeit ist in drei große Blöcke unterteilt, die sich an den regionalen Stationen des Lebensweges von Rosa Luxemburg orientieren: Polen, Schweiz und Deutschland. Der letztgenannte Block ist mit 7 Kapiteln der umfangreichste, der Abschnitt über die Schweiz mit zwei Kapiteln der kürzeste. Polen wird in vier Kapiteln abgehandelt. Die Darstellung ist streng chronologisch geordnet. Inhaltlich beruht sie vor allem auf einer Auswertung der weitreichenden Korrespondenz, insbesondere mit Leo Jogiches und Kostia Zetkin. Beide Männer

6 Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe. Hrsg. vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, 5 Bde, Berlin [DDR], 1982–1985.

7 Sybille Quack, Geistig frei und niemandes Knecht. Paul Levi — Rosa Luxemburg: Politische Arbeit und persönliche Beziehung. Mit 50 unveröffentlichten Briefen, Köln 1983; Taschenbuchausgabe: Frankfurt/M. und Berlin 1986.

haben einen außergewöhnlichen Platz in ihrem Leben eingenommen. Dies gilt vor allem für Leo Jogiches, 1867 im litauischen Wilna geboren, einer russischen Familie entstammend, der lange Zeit nur als Name durch die Geschichtsschreibung der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung geisterte. Ettinger ist es gelungen, von ihm ein Bild wie aus Fleisch und Blut zu malen. Der Mensch Rosa Luxemburg bleibt unverständlich, kennt man nicht ihre Beziehungen zu Jogiches, der ein Bestandteil ihres Lebens, ja in gewisser Weise sogar ihrer Persönlichkeit gewesen ist. In der Schweiz hatten sich die beiden 1891 kennengelernt, wohin sie auf unterschiedlichen Wegen und aus unterschiedlichen Gründen geflohen waren. Bemühungen um den Aufbau einer sozialistischen Arbeiterbewegung in Rußland und Polen brachten sie zusammen. Gemeinsam wollten sie die internationale Arbeiterbewegung in ganz Europa voranbringen: Er als organisatorischer, sie als journalistischer Kopf. Jogiches war der erste — und vielleicht sogar der einzige — Mann, den Rosa Luxemburg in ihrem Leben leidenschaftlich und bedingungslos geliebt hat. Er jedoch war nicht in der Lage, ihre Gefühle so zu erwidern, wie sie es erwartete. „In der Hektik der politischen Arbeit“, urteilt Ettinger, „sahen sie das, was sie verband, nicht das, was sie trennte“. Für Jogiches, der sein gesamtes persönliches Vermögen in die politische Arbeit steckte und in der Anfangszeit auch die politische Karriere von Rosa Luxemburg finanzierte, war die Politik im Sinne seiner Ideen schlichtweg der Lebenszweck. Rosa Luxemburg dagegen glaubte, das politische Engagement mit ihrem privaten Glück verbinden und verwirklichen zu können. Ja, wie man ihrem berühmten Brief an ihn entnehmen kann, nachdem sie 1898 in Absprache mit ihm nach Berlin gegangen war, um in der SPD zu arbeiten, konnte sie sich sehr wohl eine Rolle als Hausfrau und Mutter neben der politischen Arbeit vorstellen. Jogiches war dazu nicht in der Lage. Bis zum Schluß hat er sich gegenüber der Außenwelt nicht zu dieser Beziehung bekannt. Erstaunlich ist, daß auch sie sich diesem Verhalten nicht widersetzt hat, selbst als 1905 die Liebesbeziehung endete. Übrigens: Ettinger zeigt, daß sie es gewesen ist, die diese Beziehung beendete, und nicht, wie Nettl in seiner Biographie angenommen hatte, Leo Jogiches. Trotz des persönlichen Bruches blieb die politische Zusammenarbeit zwischen den beiden bestehen, auch als Rosa Luxemburg in der SPD und der Zweiten Internationale zu einer anerkannten Journalistin und Theoretikerin aufgestiegen war. Jogiches dagegen verschwand im Hintergrund des Anonymen und tauchte erst im Ersten Weltkrieg wieder auf, als es nach der Verhaftung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht galt, auf konspirativem Wege die Spartakusorganisation aufzubauen. Am Ende ihres Lebens scheinen sich beide auch menschlich wieder näher gekommen zu sein, wenn auch ohne die frühere Leidenschaft. Glaubt man den Erinnerungen von Mathilde Jacob,⁸ die beide gut gekannt haben muß, so scheint Jogiches nach der Aufdeckung der Umstände der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht keine Lebensperspektive mehr für sich gesehen zu haben. Er, der immer wieder, selbst in der Novemberrevolution noch, den staatlichen Instanzen entkommen konnte, ließ sich nach der Veröffentlichung seiner Recherchen im USPD-Blatt „*Freiheit*“ fast ohne Gegenwehr festnehmen und identifizieren. Sein Lebensschicksal war damit besiegelt.

Die Auswertung der Korrespondenz von Rosa Luxemburg in polnischer Sprache fördert auch neue Tatsachen zu ihrem familiären Hintergrund ans Licht. Es war keine großbürgerliche jüdische Familie, wie Nettl es aufgrund von Rosa Luxemburgs eigenen Andeutungen in ihrem

8 Mathilde Jacob, Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Weltkrieg und Revolution 1914–1919. Hrsg. und eingeleitet von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann, in: *IWK*, Jg.24(1988), H.4, S.435–515.

deutschen Bekanntenkreis dargestellt hatte. Ihre Kindheit und Jugend waren alles andere als problemlos und sollten ihren weiteren Werdegang erheblich beeinflussen. Zu beiden Eltern hat Rosa nie ein enges Verhältnis gehabt. Ihr Vater, ein kleiner, wenig erfolgreicher jüdischer Geschäftsmann, „personifizierte die Welt“ so Ettinger, „der sie zu entkommen suchte“. Auf ihre Mutter dagegen war sie geradezu „neidisch“, weil dieser etwas gelungen war, was sie selbst, die internationale Sozialistin, nie geschafft hat: „Sie machte sich zwei Kulturen zu eigen, die jüdische und die polnische, und fühlte sich in beiden so zu Hause wie Rosa fremd“. Das jüdische Element wies sie in ihrem späteren Leben immer wieder zurück. Zur polnischen Identität dagegen fühlte sie sich immer hingezogen, ohne diese jedoch jemals zu erreichen. Bis heute gibt es keine Biographie aus ihrem Geburtsland. Schon früh änderte sie ihren eigentlichen Namen: Rozalia Luksenburg in Rosa Luxemburg. Anlaß dazu war 1897 der ihr von der Universität Zürich verliehene Doktorgrad. Gewiß hat das Aufwachsen in der jüdisch-polnischen Kultur das Denken und Handeln der späteren Politikerin beeinflusst. Dennoch geht Ettinger einen Schritt zu weit, wenn sie schreibt: „Mit neunzehn war Rosa intellektuell und emotional erwachsen. Die folgenden dreißig Jahre ihres Lebens fern von Polen waren die Fortsetzung bereits gefestigter Haltungen“. Selbst wenn man dieses Urteil ausschließlich auf den Menschen — also nicht auf die Politikerin — bezieht, ist es überzogen. Ettinger selbst widerlegt diese Aussage mit ihrer eigenen Darstellung zum Verhältnis von Rosa Luxemburg und Leo Jogiches. Diese Beziehung zog sich wie ein roter Faden durch ihr Leben und hat ihre weitere Entwicklung zutiefst geprägt. Die sorgfältige Analyse ihrer Korrespondenz bietet aber nicht nur Antworten, sie liefert auch Fragen, die durchaus relevant sind auch für die Bewertung ihrer politischen Betätigung. Rosa Luxemburg ist eine begnadete Briefschreiberin gewesen. Dies ist keine neue Erkenntnis. Ihre Briefe an Freunde aus dem Gefängnis während des Ersten Weltkrieges sind geradezu literarische Meisterwerke. Einfühlsam, abgeklärt, ja zum Teil sogar optimistisch korrespondierte die Eingesperrte mit den Freunden „draußen“. Sonja Liebknecht, die Frau des inhaftierten Mitstreiters Karl beispielsweise, wurde beruhigt und ermutigt, Mathilde Jacob, Sekretärin und guter Geist, erhielt klare Aufträge für die Regelung ihrer Versorgung während der Haft mit Essenssachen und Arbeitsmaterialien und Hans Diefenbach wiederum wurde ein Partner, mit dem sie geradezu flirtend Fragen der Literatur erörterte. Die Zeitgenossen sind nicht wenig überrascht gewesen, als diese Korrespondenz kurz nach ihrem Tode veröffentlicht wurde. Von der „roten Rosa“ und dem „revolutionären Flintenweib“ der Novemberrevolution war da nichts zu spüren. Wie diese Briefe jedoch immanent quellenkritisch zu lesen sind, zeigt jetzt die Arbeit von Ettinger; nicht umsonst ist sie Professorin für Rhetorik am Massachusetts Institute of Technology, das berühmt geworden ist durch eine intensive Sprachforschung. Rosa Luxemburg hat ihre Briefe fast immer sehr sorgfältig konzipiert und je nach dem Adressaten gestaltet. „Chamäleonartig“, so Ettinger, paßte sich Rosa Luxemburg in ihren Aussagen den Bedürfnissen und Erwartungen ihrer jeweiligen Briefpartner an, von denen wir leider nicht wissen, wie sie darauf reagiert haben. Je nach dem Briefpartner nahm sie eine andere Gestalt an, fast wie im Theater, so daß sich am Ende die Frage stellt, wer der Mensch Rosa Luxemburg wirklich gewesen ist. Vor lauter Kulisse verschwindet ihre persönliche Identität. Was waren ihre wirklichen Gefühle und Gedanken? Was war Theaterspiel und was war Wirklichkeit? Und vor allen Dingen: Läßt sich diese Erkenntnis auch auf ihre politische Korrespondenz und sogar auf ihre politisch-journalistische Arbeit übertragen? Mehrfach taucht in ihrer Korrespondenz vor dem Kriege die Klage auf, daß sie vor dem Abfassen von Artikeln gar nicht so recht wußte, bei welcher Endaussage sie mit ihrem geplanten Beitrag landen werde.

Die Endaussage von Ettingers Rosa-Luxemburg-Biographie ist zwiespältig. Sie zeigt, daß Rosa Luxemburg alles andere als ein in sich ruhender, harmonischer Mensch gewesen ist. In ihrem Leben gab es sehr wohl auch andere Dinge als die Politik. Die Analyse ihres privaten Lebens macht darüber hinaus deutlich, daß sie „ein Mensch aus Fleisch und Blut mit Stärken und Schwächen, Triumphen und Alpträumen“ gewesen ist. Diese Aussage mag Rosa-Luxemburg-Adepten nicht gerade erfreuen, doch wird meines Erachtens gerade dadurch die enorme Lebensleistung dieser Frau deutlich, die trotz aller persönlichen Schwächen ihren Idealen gemäß zu leben und zu wirken versuchte und letztlich dafür auch mit ihrem Leben einstand. Hierin dürfte vor allem eine der Erklärungen liegen, warum diese Politikerin bis heute immer wieder die Historiker zu Arbeiten angeregt hat.

Zum Schluß noch ein Wort zur deutschen Übersetzung: Sie ist vorzüglich gelungen. Man hat nie den Eindruck, eine Übersetzung zu lesen. Förderlich dürfte dabei die Entscheidung des Verlages gewesen sein, nicht nur die im englischen Original zitierten deutschen Quellen original wiederzugeben, sondern auch die Zitate aus den polnischen Quellen direkt ins Deutsche zu übertragen und nicht den Umweg über die englische Sprache zu gehen.

DEUTSCH-DEUTSCHE DIALOG-TAGUNG „WOZU NOCH GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG?“ IN BERLIN, HALLE UND LEIPZIG (4. BIS 10.11.1990)

Von Heidi Behrens-Cobet und Norbert Reichling

Ist eine deutsch-deutsche „Dialog-Tagung“ zur Geschichte der Arbeiterbewegung im November 1990 nicht mindestens 12 Monate zu spät gekommen? Man kann auch einen anderen Schluß ziehen: Gerade die Umbruchzeit wollte das Bildungswerk der Humanistischen Union NRW zusammen mit ‚ExpertInnen‘ der Geschichte der Arbeiterbewegung nutzen für eine Diskussion über Bilanz und Perspektiven des Themas in den neuen und den alten Bundesländern.

Die damit Befaßten hatten in beiden deutschen Staaten nicht nur unterschiedliche Arbeitsbedingungen, sondern das Forschungsfeld ‚Arbeiterbewegung‘ erfüllt auch grundverschiedene Funktionen. Nur einige erinnernde Stichworte zu den Ausgangspunkten dieses ‚Systemvergleichs‘: In der DDR galt die Vergangenheit der Arbeiterbewegung — verkürzt auf ihren revolutionären Strang — als Vorgeschichte des ersten deutschen sozialistischen Staates. Die (in der Regel legitimatorische) Beschäftigung mit ihr genoß höchste Akzeptanz und konnte bedeutenswerte personelle wie materielle Ressourcen beanspruchen. Im Westen dagegen führte dieses Arbeitsgebiet eine Kümmerexistenz, bis es in den letzten 15 Jahren eine bescheidene Konjunktur in Forschung und musealer Darstellung erlebte. Die DDR-Historiographie blendete aus, was außerhalb des als Tradition reklamierten kommunistischen Mainstreams lag, oder denunzierte es mittels schlichter Kategorien wie Sozialdemokratismus, Trotzismus usw. In der BRD sahen die Defizite anders aus: Nach einer primär politik- und organisationsgeschichtlichen Phase stieß die Alltagswende in der Geschichtswissenschaft einen Perspektivenwechsel auch in Sachen Arbeiterbewegung an. Die Arbeit der Geschichtswerkstätten hielt zumeist am Charakter einer Gegengeschichte zum vorherrschenden Geschichtsbild fest. Hier wie in der SPD-nahen Geschichtsschreibung wurde aber überwiegend die ‚weiße Linie‘ der Bewegung wahrgenommen, nicht oder kaum die Anteile von Autoritarismus, Nationalismus

usf. Diese Einäugigkeit diene häufig der Verklärung des „kleinen Mannes“, einer Begründung oder Stärkung diverser linker Identitäten. Die Methode der Oral History fügte diesem Bild einige Grautöne hinzu; der Facettenreichtum des Arbeiterlebens und die Subjekte selber gerieten in den Blick, während in der DDR weitgehend übersehen wurde, „daß große Differenzen — um nicht zu sagen Welten — innerhalb dessen klaffen, was man global ‚proletarische Lebenswirklichkeit‘ nennt“ (Erhard Lucas 1976). Diskussionsstoff genug also für einen einwöchigen Austausch in der ehemaligen DDR, an dem VertreterInnen aus Erwachsenenbildung, Forschung und Lehre, Museen und Archiven beider Teile der Bundesrepublik teilnahmen.

Die ehemalige Gewerkschaftshochschule „Fritz Heckert“ in Bernau

Heinz DEUTSCHLAND, bis September 1990 Abteilungsleiter an der FDGB-Hochschule in Bernau und Mitautor der offizösen FDGB-Geschichte von 1982, umriß die Bedeutung historischer Forschung und Lehre in der Bernauer Ausbildung für leitende Gewerkschaftsfunktionen. Er referierte (selbst-)kritisch Entwicklungsphasen, Inhalte und Absichten der Schule: den obligatorischen ‚Durchgang‘ von den Bauernkriegen bis in die Gegenwart mit der Orientierung an „revolutionären Massenbewegungen“, die jeweiligen Grundlagen vom „Kurzen Lehrgang“ bis zur Geschichte von SED und FDGB. Trotz vieler Aufbruchversuche sei es immer wieder mißlungen, die Kanonisierungen der SED zu überwinden; entsprechende Versuche einzelner Forscher und Lehrkräfte (z.B. Karl Fuggers) wurden als revisionistisch gebrandmarkt. Erst die „Erbe und Tradition“-Diskussion habe etwas Offenheit („Bekenntnis zur ganzen Arbeiterbewegung“) gebracht, aus heutiger Sicht viel zu wenig. Die politische Reglementierung der Gewerkschaften und die immer weitergetriebene Verengung der Ausbildungsziele seien Gegenstand heftiger interner Auseinandersetzung gewesen. Lokalgeschichtliche Arbeit müsse auch als Versuch gesehen werden, den genuin gewerkschaftlichen Beitrag in Politik und Geschichte, das Moment der Interessenvertretung, zu akzentuieren. — Auch wenn diese Bewertungen wohl einer Ex-post-Perspektive entspringen, war doch die entsprechende ‚Nachhilfe‘ in DDR-Geschichte für Westdeutsche äußerst instruktiv — ebenso wie die Debatte, die durch Beiträge ehemaliger Lehrkräfte der Hochschule bereichert wurde und primär um das politische Klima der letzten Jahre kreiste.

Zeitzeugen und Oral History in BRD und DDR

Im Auftrag des Filmarchivs der DDR hat Thomas GRIMM, jetzt freier Filmemacher in Ost-Berlin, bis 1986 biographische Portraits produziert. In den letzten Jahren sammelte Grimm Zeitgeschichtliches wie „Jugend im Nationalsozialismus“, „Umsiedler in der DDR“ und Interviews, zum Beispiel mit Wolfgang Harich, Walter Markov, Manfred Stolpe, Theo Pinkus.¹ Lebensläufe interessieren Thomas Grimm mit Blick auf ihren sozialen Kontext, z.B. den der Arbeiterbewegung oder der Wissenschaftsentwicklung; er sucht nach solchen, in denen sich politische Umwälzungen als historische Schichten niedergeschlagen haben. Individuelle Handlungsmöglichkeiten in einer „geschlossenen Gesellschaft“ waren Hauptthema der Diskussion. Die TeilnehmerInnen stimmten darin überein, daß Grimms „Gesellschaftsbiographien“ das öffentliche Reden und Nachdenken über die jüngste wie die NS-Vergangenheit unterstützen können; offen blieb die Frage, inwieweit Grimms Interesse am ‚großen Ganzen‘ der einzelnen Biographie gerecht wird.

1 Vgl. als schriftlichen ‚Niederschlag‘: Walter Markov, Zwiesprache mit dem Jahrhundert. Dokumentiert von Thomas Grimm, Berlin und Weimar 1989.

„Die Partei braucht sich nicht den Spiegel zurückgebliebenen Bewußtseins vorhalten zu lassen.“ — Diese (kolportierte) Maxime aus dem realsozialistischen Schatzkästlein bestimmte noch unlängst die DDR-Diskussion um Oral History, und die daraus resultierenden Unterschiede zur ‚Alt-BRD‘ waren Anlaß, exemplarisch den Stellenwert biographischer Studien für eine alltagsgeschichtlich fundierte Arbeiter- und Sozialgeschichte auszuloten. Vorge stellt wurden die Projekte ‚Geschichtserfahrung Berliner Bürger in der Zeit des Nationalsozialismus und in der DDR‘ (Akademie der Wissenschaften, Berlin), ‚Bildungserfahrungen von Mitgliedern der Sozialistischen Arbeiter-Jugend in Essen‘ (Heidi Behrens-Cobet, Bildungswerk der Humanistischen Union NRW) und ‚Sozialisatorische Bedeutung und Milieus der Berliner Arbeiterjugendbewegung in der Weimarer Republik‘ (SOBAJ) (FU Berlin). Die Ostberliner Wissenschaftler, so die Darstellung von Rainer ECKERT, Jürgen KÖHLER und Heiner RÖGER, haben seit 1987 in einer interdisziplinären Arbeitsgruppe versucht, den Anpassungs- und Resistenzleistungen sowie der Entwicklung individueller Perspektiven unter dem NS-Regime auf die Spur zu kommen. Mit dem Umbruch haben sich selbstredend Fragestellungen, Fragesteller und Interviewte verändert — offen wird nun die Kontinuität autoritärer Instanzen thematisiert. Das Projekt hat mit einem eher quantitativen Forschungsansatz begonnen, im Zuge des Austauschs mit westdeutschen KollegInnen wurde mit der Oral History experimentiert. Dem jetzt zu erwartenden ‚Ansturm‘ von Erfahrungsgeschichte glauben die Projektmitarbeiter mit der Oevermannschen ‚objektiven Hermeneutik‘ beizukommen, die einen Ausweg aus der Uneindeutigkeit qualitativen Vorgehens verspreche.

Heidi BEHRENS-COBET stellte am Beispiel ihrer Arbeit methodische Probleme biographischer Forschung heraus. Es geht in ihrem Projekt um den Stellenwert von Bildung in den Lebensgeschichten ehemaliger SAJ-Mitglieder, also auch um die Relation zwischen ‚großer‘ und Individualgeschichte. Verschiedene Quellenbestände werden zur Erhellung der Lebensbedingungen und des politischen Kontexts herangezogen, zentrale Bedeutung haben jedoch ca. 25 lebensgeschichtliche Interviews mit Männern und Frauen aus der SAJ, von denen Behrens-Cobet annimmt, daß sie nicht nur die angebotene ‚Kampfbildung‘ aufnahmen, sondern darüber hinaus aufstiegsorientierter waren, als es Partei- und SAJ-Führung von ihrem Nachwuchs erwarteten. Wie sich insbesondere im Vergleich mit dem dritten Forschungsbericht (Roland GRÖSCHEL vom Westberliner Projekt SOBAJ) zeigte, ist solche Konzentration auf die Perspektive der Interviewten keineswegs Gemeingut biographischer Forschung. Im SOBAJ-Projekt geht es um nicht weniger als die Erforschung von Ereignis-, Organisations- und Lebensgeschichte, im engeren Sinne um die Sozialisationswirkungen sozialistischer Milieus und politisch-moralische Grundorientierungen ehemaliger Mitglieder von SAJ, KJVD und Gewerkschaftsjugend. Die Recherchen der Arbeitsgruppe basieren vornehmlich auf mündlichen Quellen, sie will aber der Gefahr einer ‚Mythologisierung des Lebenslaufs‘ begegnen durch das Heranziehen weiterer Informationen quasi als Korrektiv zur biographischen Darstellung. Das Beispiel der beiden Berliner Projekte zeigte deutliche Vorbehalte gegenüber den interviewten ‚Experten des Alltags‘; und die Warnung vor dem ‚Subjektivismus‘ bestimmte auch die Diskussion. Zwischen West und Ost, aber auch unter den westlichen TeilnehmerInnen war der Nutzen qualitativer Methoden für induktive Schübe und neue Forschungsfragen noch umstritten.

Museum „Arbeiterleben um 1900“

Der wissenschaftlichen und kulturpolitischen Bedeutung des Museums „Arbeiterleben um 1900“ in Berlin (Prenzlauer Berg) galt die nächste Diskussionsrunde. Das Museum zeigt detailgetreue Räume einer Berliner Arbeiter-Mietwohnung und sollte in dieser Konzentration auf den Reproduktionsbereich — als indirekte Antwort auf die politikgeschichtliche Ausstellung des Ostberliner „Museums für deutsche Geschichte“ — dem Geschichtsbild der DDR neue Dimensionen hinzufügen. Nicht bei den tonangebenden HistorikerInnen der Arbeiterbewegung, sondern in Nischen wie Kulturwissenschaft und Volkskunde war es möglich, das Leben des Proletariats nicht allein als das einer „kämpfenden Klasse“ darzustellen. In der Schilderung von Tobias BÖHM (Leiter des Museums) und Isolde DIETRICH von der Humboldt-Universität wurde deutlich, wie diese kleine Einrichtung ein Stück ‚Subversion‘ offiziöser Ideologie leistete. Hier konnte das Leben relativ etablierter Arbeiterschichten museal präsentiert werden, ohne die politische Denunziation als „Arbeiteraristokratie“ gleich mitzuliefern. Die Sorge, daß mit dem Ende der DDR und ihres politisch-kulturellen Bezugssystems diese Funktion obsolet werden wird, ist als Bedrohung der Institution vielleicht noch ernster zu nehmen als Ressourcenprobleme: Das Zeigen der „indifferenten“ Arbeiterschaft und ihres Alltags entbehrt nunmehr seines heroisch-hohlen Gegenparts. Westdeutsche BetrachterInnen jedenfalls können — wie die Diskussion zeigte — die ungebrochen realistische Präsentation als problematisch interpretieren.

Gedenkstätte Sachsenhausen: Stalinistischer Antifaschismus

In der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen hat es nach dem Umbruch kosmetische Korrekturen der alten Ausstellung gegeben: Einige besonders ‚anstößige‘ Elemente sind entfernt, ästhetisierende Großfotos von Lagerdetails an ihre Stelle getreten. Von den MitarbeiterInnen wurden als Mängel der bisherigen Arbeit benannt: Die Verfolgung und Vernichtung der Juden und der christliche Widerstand seien unzureichend dargestellt, bislang verschwiegene Opfergruppen wie Sinti und Homosexuelle seien in Zukunft einzubeziehen. Das öffentliche Interesse am sowjetischen „Speziallager Nr.7“, das bis März 1950 bestand, habe solche Pläne verzögert. Neue Forschungsimpulse verheißen jetzt zugänglich gewordene sowjetische Archivalien aus dem Sachsenhausen-Prozeß; die begonnene Etablierung eines Beirats der Gedenkstätte kränkt an der augenblicklichen Dominanz anderer Probleme. Zukünftig wird es aber vor allem auf die Bereitschaft der MitarbeiterInnen ankommen, das bisher Vertretene zu revidieren. Manche Äußerungen ließen daran zweifeln: So erhofft sich die Abteilung Pädagogik einen Ausweg aus der momentanen Orientierungslosigkeit durch ein bundesweites „gemeinsames Grundkonzept für alle Gedenkstätten“ und verbindliche Definitionen dessen, was der Nationalsozialismus sei.

Die TeilnehmerInnen der Tagung kritisierten solche Entwicklungen aus unterschiedlichen Perspektiven: Einige mutmaßten, daß Sachsenhausen nun zu einem Duplikat der Gedenkstätte „Deutscher Widerstand“ in West-Berlin werden könne und dem Arbeiterwiderstand nur eine „Schmuddelecke“ zugestanden würde, während andere eher Probleme im Nicht-Zulassen von Zweifel und Selbstkritik sowie im Mangel an Komplexität sahen. Die beabsichtigte Erweiterung des den jüdischen Opfern gewidmeten Ausstellungsteils z.B. scheint weniger prinzipiellen Überlegungen zur Historisierung der Shoah geschuldet zu sein als vielmehr der Antizipation diffuser aktueller Erwartungen.

Auseinandersetzung mit dem Stalinismus

Zu diesem Programmpunkt waren in der Humboldt-Universität sehr unterschiedliche Gruppen zusammengekommen: Beate BORMANN vom oppositionellen „Linken Dokumentationszentrum Stalinismus“, die Arbeitsgruppe „Opfer des Stalinismus“ am ehemaligen Institut für Marxismus-Leninismus (jetzt: Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung) und der „Kautsky-Bernstein-Kreis“, der sich als Studienkreis und sozialdemokratische Plattform innerhalb der SED/PDS gegründet hatte und sich nunmehr als parteiübergreifender Forschungs- und Diskussionskreis versteht. Das Linke Dokumentationszentrum und das ehemalige IML sind Anlaufadressen für Verfolgtengruppen, deren vielgestaltige Betroffenheiten an der Tauglichkeit eines schlichten Opfer-Begriffs zweifeln lassen (neben den beachteten Dissidenten der Linken u.a.: Zwangsadoptierte, Umgesiedelte, Karrieregeschädigte, Opfer des stalinistischen Antisemitismus). Beide Institutionen unterstützen Rehabilitierungsversuche, verstehen sich aber in erster Linie als Katalysatoren historischer Aufklärung.² Mit diesem Interesse werden vom Linken Dokumentationszentrum auch Kontakte zu vergleichbaren Gruppen in Osteuropa geknüpft.

Der Kautsky-Bernstein-Kreis wird sich zukünftig u.a. mit der Frage beschäftigen, inwieweit die DDR jemals als „Hoffnung der Arbeiterbewegung“ habe gelten können. In ähnliche Richtung geht die Neugier von Horst LAUDE (Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung): Nun sei zu analysieren, welches der soziale Gehalt des „Stalinismus“ genannten Systems gewesen sei, welche Interessen eigentlich „bedient“ worden seien. Die Suche nach der ‚schwarzen Linie‘ in der Arbeiterbewegungsgeschichte muß vielleicht, das ergab die Diskussion, nicht nur mit Hilfe neuer Quellen die Geschichte der internationalen kommunistischen Bewegung neu bewerten, sondern auch — weiter ausgreifend — sozialistische Avantgardeansprüche und Paternalismen jeglicher Färbung einbeziehen. Die vergleichende Diskussion realsozialistischer und nationalsozialistischer Herrschaftstechniken drängt sich, so war hier einmal mehr zu erfahren, den „neuen Bundesbürgern“ offenbar auf — die Verletzung eines Tabus, an dem die meisten TeilnehmerInnen aus dem Westen lieber festhalten würden.

Die Vielfalt der Arbeiterbewegung entdecken

Das Thema „Vielfalt“, das im stadtgeschichtlichen Museum Halle auf Einladung der dortigen Freidenker diskutiert wurde, hatte sehr unterschiedliche Implikationen — je nachdem, ob die Referenten aus dem Westen oder dem Osten der Bundesrepublik kamen. Jochen ZIMMER (Universität/Gesamthochschule Duisburg) referierte über „Arbeiterbewegung und Naturschutz“, ein Thema, das quer liegt zu gängigen Betrachtungsweisen. Die Mischung sozialpolitischer und ethischer Motive habe in der Naturschutzpolitik schon seit dem letzten Jahrhundert zu unübersichtlichen Fronten geführt; er konstatierte bis in die heutige Gewerkschaftsbewegung hinein ein „Bündnis von Kapital und Arbeit zuungunsten der Natur“. Der Eigensinn der ‚Neben‘-Organisationen sei oft unterschätzt worden: Ist die Arbeit in den vielen, gelegentlich geradezu autistischen Spezialgliederungen der Arbeiterbewegung nicht auch eine Rückzugsmöglichkeit vom parteigelenkten Leben gewesen?³

2 In den Fängen des NKWD. Deutsche Opfer des stalinistischen Terrors in der UdSSR. Hrsg. vom Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 1990.

3 Hundert Jahre Kampf um die freie Natur. Ein Lesebuch zu hundert Jahren Naturfreundegegeschichte. Hrsg. von Jochen Zimmer, Essen 1991

Frank GRÜNEWALD von der Pädagogischen Hochschule Halle plädierte dafür, daß in der Ex-DDR überhaupt erst eine Perspektive auf die Vielfalt der Arbeiterbewegung gewonnen werden müsse; angesichts der Vernachlässigung des sozialdemokratischen Organisationskosmos und der ‚sektiererischen‘ linken Gruppen könnten organisationsgeschichtliche Forschungsansätze nicht als überholt angesehen werden. Heinrich EPPE vom Archiv der Arbeiterjugendbewegung in Oer-Erkenschwick reflektierte ein Stück Arbeiterbewegungstradition in der DDR-Geschichte, nämlich die erziehungsdiktatorische Verallgemeinerung von Grundsätzen der alten Arbeiterbewegung, die im Ergebnis mehr Energien und emanzipatorisches Potential gebunden als freigesetzt habe.

Am Nachmittag wandte sich die Debatte der in der DDR lange verbotenen (und kurz vor dem Umbruch noch von der Staatssicherheit funktionalisierten) Freidenkerbewegung zu. Die Geschichte dieser Organisation ist im Westen spät und unvollständig, im Osten gar nicht erforscht worden. Für Theo SCHNEID vom Freidenker-Archiv in Duisburg und Uwe VÖLKE, Historiker in Halle, ergeben sich jetzt neue Forschungs- und Kooperationsmöglichkeiten. Über die Geschichte der weltlichen Schulen in Preußen, eines von Freidenkern mitgetragenen Reformmodells der Weimarer Zeit, informierten Norbert REICHLING und Heidi Behrens-Cobet sowie Otto JACOB für die Hallenser Verhältnisse. Beide Beiträge wurden illustriert und ergänzt durch die Berichte ehemaliger SchülerInnen der „Sammelschule Nord“ in Halle.

Was wird aus der „Geschichte der Arbeiterbewegung“ in Leipzig?

In Leipzig sei bei den mit dem Tagungsthema befaßten Institutionen einerseits ein Niedergang der bisherigen Aktivitäten zu beobachten, auf der anderen Seite gebe es jetzt neue Ansätze und Entfaltungsmöglichkeiten für vernachlässigte Themen und Methoden. — So jedenfalls zeichnete sich die widersprüchliche Leipziger Entwicklung nach dem Eingangsreferat von Evelyn ZIEGS (bisher Mitarbeiterin am Franz-Mehring-Institut) ab. Sie bat die zahlreich anwesenden VertreterInnen der Forschung, der Leipziger Museen und der Erwachsenenbildung um eine Einschätzung der Zukunft ihrer Einrichtung bzw. ihrer Arbeit. Der Leiter des „Museums des Reichsgerichts“ (bisher „Dimitroff-Museum“) skizzierte den Übergang seines Hauses von der Propagierung eines einseitigen Bildes hin zur komplexen Präsentation der deutschen Justizgeschichte; der Reichstagsbrand-Prozeß solle weiterhin ein herausgehobenes Beispiel der NS-Justiz bleiben. Einer vermeintlichen Stimmung, die Geschichte der Arbeiterbewegung sei in Forschung und Lehre „heruntergewirtschaftet“, widersprach Karl CZOK von der Historischen Kommission der Sächsischen Akademie. Es habe manch international anerkannten, wenngleich aus heutiger Sicht kritisierbaren Beitrag aus Leipzig gegeben. In Zukunft müßten die historischen, in der DDR weitgehend verdrängten, regionalen Räume endlich ihre Würdigung erfahren. Mit dem Verfall der Kategorie ‚Bewegung‘ und der politischen Geschichtsschreibung sah Volkmar TIETZ von der Pädagogischen Hochschule neue Chancen für die Kunst- und Kulturgeschichte der Arbeiterschaft. Karin SOHL (Stadtgeschichtliches Museum Leipzig) betonte stark die neuen Möglichkeiten differenzierter Geschichtspräsentation, schränkte zugleich aber ein, daß die MitarbeiterInnen sich nur allmählich mit neuen Zugängen und Darstellungsformen vertraut machen können. Hartmut ZWAHR (Karl-Marx-Universität Leipzig) berichtete über Spielräume und Behinderungen im Universitätsbetrieb der letzten Jahre. Regionalgeschichtliche Arbeiten seien von höchster Stelle blockiert worden, hier gebe es ein großes Nachholbedürfnis.

War schon die Spezialisierung auf das Thema ‚Arbeiterbewegung‘ ein Beitrag zur Stabilisierung der SED-Macht? Wird beim Zurechtrücken der „richtigen Dimensionen“ mit der überbetonten proletarischen Frauenbewegung die historische Frauenforschung insgesamt ad acta gelegt? Ist der jüdische Beitrag zur Arbeiterbewegungsgeschichte genügend erforscht? Diese Fragen standen — neben dem Versuch, die ‚handgreiflichen‘ Transformationen des Reichsgeschichtsmuseums einzuschätzen — im Mittelpunkt der Debatte. Gegen überhöhte Erwartungen an bundesdeutsche Institutionen erinnerten westliche Diskussionbeiträge daran, daß auch in der alten Bundesrepublik die vielgerühmte Pluralität nicht ‚kampflos‘ und ‚von oben‘ durchgesetzt wurde.

Kooperation — Austausch — ‚Entwicklungshilfe‘

Die letzte Veranstaltung galt einer West-Initiative in Sachen DDR-Geschichtsaufarbeitung: das Essener Kulturwissenschaftliche Institut hat, um dem „Sog nach Westen“ etwas entgegenzusetzen, Anfang des Jahres 1990 eine Forschungsstelle in Leipzig eröffnet, deren Arbeit von Leipziger WissenschaftlerInnen unterstützt wird. Vier MitarbeiterInnen — drei aus der ehemaligen DDR — sind zur Zeit dabei, regionale Untersuchungen anzuleiten und eigene erfahrungsgeschichtliche Projekte durchzuführen — auch, aber nicht nur bezogen auf die Arbeiterschaft in Ost-Deutschland. Dorothee WIERLING hat bis zum Frühjahr 1990 an einem umfangreichen Oral History-Projekt über die „volkseigene Erfahrung“ der DDR-Bevölkerung mitgearbeitet, dem nun eine Nacherhebung folgen soll.⁴

Die Diskussion in der Forschungsstelle berührte zum einen das Thema ‚Konkurrenz‘ — eine westdeutsch finanzierte Einrichtung entsteht, während gleichzeitig Leipziger Einrichtungen geschlossen werden —, andererseits die durch Asymmetrien gekennzeichnete Situation der ‚Entwicklungshilfe‘. Partielle und nur allmählich aufholbare Vorsprünge der westlichen Kolleginnen und Kollegen seien unbestreitbar, denn von internationalen Kontakten und methodologischen Diskussionen waren die meisten DDR-ForscherInnen abgeschnitten. Die MitarbeiterInnen aus der ehemaligen DDR halten es deshalb für fruchtbar, wenn unbelastete und innovative Einrichtungen wie die Forschungsstelle Know How und Ressourcen zur Verfügung stellen für notwendige historische Forschung in der Region. (Zwei Tagungen haben bereits stattgefunden, eine zum Thema „17. Juni 1953“, die zweite widmete sich den „Juden in Sachsen“. Mehrere Projekte — z.B. zur Leipziger Nicolaikirchen-Bewegung oder über biographische Zugänge zur DDR-Theatergeschichte — wurden begonnen.) Der „fremde Blick“ auf DDR-Verhältnisse wecke auch Mißtrauen, sei aber geeignet, manche Zusammenhänge besser als „von innen“ zu erkennen. Wünschenswert für die Zukunft sei die Umkehrung dieses Herangehens — der Versuch von „DDR-Ethnologen“, die alte Bundesrepublik zu verstehen.

Lernprozesse und „Abwicklung“?

Daß die Dialog-Tagung zu diesem Zeitpunkt keine nur fachliche sein würde, sondern auch eine Exploration des kultur- und wissenschaftspolitischen Umbruchs in den neuen Bundesländern, war eingeplant. Doch weit mehr noch als erwartet, spielten auf östlicher Seite Fragen der Bestandssicherung von Institutionen und individueller sozialer Absicherung eine Rolle. Uns stellte sich eine vertrackte Verknüpfung beider Bereiche dar: Nur eine rasche Fertig-

4 Lutz Niethammer, Alexander von Plato und Dorothee Wierling, Die volkseigene Erfahrung, 2 Bde, Berlin 1991; eine von mehreren Teilauswertungen: Lutz Niethammer, Volkspartei neuen Typs? Sozialbiografische Voraussetzungen der SED in der Industrieprovinz, in: Probleme des Klassenkampfes, Nr.80 (Jg.20, Nr.3), Berlin 1990, S.40-70 (mit weiteren Literaturhinweisen).

stellung veränderter Konzepte und Forschungsdesigns scheint für viele KollegInnen in der früheren DDR den Arbeitsplatz oder die Einrichtung sichern zu können. Geduldige Reflexion steht angesichts der erwarteten Veränderungen nicht hoch im Kurs, Diskussionsprozesse werden als riskant angesehen. Es soll sofort wieder etwas ‚Fertiges‘ vorweisbar sein, das politisch-bürokratische Unterstützung sichert und die Erwartungen der Öffentlichkeit nicht enttäuscht. Das gedankliche Einholen des Zusammenbruchs alter Wahrheiten könnte dabei zu kurz kommen. Nur wenige beharren wie Barbara KÜHLE, die Leiterin der Forschungsabteilung in Sachsenhausen, auf der Chance, aus „eigenen Fehlern“ zu lernen.

Die Bereitschaft zur Übernahme westlicher Standards — besonders forciert im „Evaluierungs“-Prozeß an den ostdeutschen Hochschulen — ist von einigen westlichen TeilnehmerInnen der Dialog-Tagung als Kolonisierung durch die Bundesrepublik (analog zur „Anschluß“-Diskussion) gedeutet worden. Wir halten dagegen ein ganzes Bündel von Motiven für virulent: Existenzängste, theoretische und empirische Nachholbedürfnisse, Neugier und die Ablehnung alter Strukturen und Wissensbestände — ohne westliche Arroganz und wissenschaftspolitische Kalküle zu leugnen.

Die Tagung zeigte eine Momentaufnahme der ehemaligen DDR im November 1990. Viele Veränderungen hatten sich schon vollzogen oder standen unmittelbar bevor: Die FDGB-Hochschule in Bernau wird Fortbildungszentrum von Olivetti und der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte. Ob sich der DGB seines dortigen ADGB-„Erbes“ annimmt, ist noch fraglich — ebenso, ob sich daneben eine kleine, von ehemaligen MitarbeiterInnen gegründete Einrichtung der politisch-gewerkschaftlichen Bildung (das „Bildungs- und Begegnungszentrum Bernau“) halten kann. Die Zukunft der Berliner Akademie-Beschäftigten ist ungewiß, und auch die Forschungs- und Bildungslandschaft in Leipzig ist in Auflösung (Franz-Mehring-Institut, Institut zur Geschichte der sozialistischen Literatur) oder Umstrukturierung begriffen (Urania, fast alle Museen ...). Eigenständige Versuche der Umorientierung oder Neugründung von Instituten setzen sich gleichzeitig dem allgegenwärtigen Verdacht des Etikettenschwindels aus.

Ist das der Anfang vom Ende der Beschäftigung mit Arbeiter- und Arbeiterbewegungsgeschichte? Für die ehemalige DDR bleibt zu hoffen, daß sich Hartmut Zwahrs Prognose bewahrheitet: Obwohl die Geisteswissenschaften insgesamt diskreditiert seien, gebe es Quellen und Fundamente für einen Neubeginn; jüngere, unbelastete WissenschaftlerInnen außerhalb der etablierten Institutionen würden sich weiter der Arbeitergeschichte und auch den „Entartungen des Sozialismus“ als deren Bestandteil zuwenden.

Für die alten Bundesländer stellt sich die Situation anders dar — die Arbeitsbedingungen haben sich durch den Einigungsprozeß nicht weiter verschlechtert. Die kritische Aufarbeitung der DDR-Geschichte könnte auch neue Legitimation und ‚Nachfrage‘ mobilisieren. Wahrscheinlich wird der Blick auf Organisationen und Bewegungen weiter entgrenzt und der Erfahrungs- und Kulturgeschichte der Arbeiter und Arbeiterinnen größere Beachtung zuwachsen. Bewegungsgeschichte als ‚Sinngebung‘ würde mit solcher Ausfächerung zunehmend schwieriger, auch wenn die gegenwärtigen Umbrüche den entsprechenden Bedarf zu steigern scheinen.

„JUDEN UND DEUTSCHE ARBEITERBEWEGUNG“ INTERNATIONALER KONGRESS DES STEINHEIM-INSTITUTS, DUISBURG

Von Werner Ripkens

„Soziale Utopien und religiös-kulturelle Traditionen. Juden und deutsche Arbeiterbewegung bis 1933“ — das war das Thema eines internationalen Kongresses, zu dem sich vom 17. bis 20. Dezember 1990 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus der Bundesrepublik, Großbritannien, Israel und den Vereinigten Staaten in Mülheim/Ruhr trafen. Organisator war das Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität-Gesamthochschule Duisburg, Kooperationspartner waren das Londoner Leo-Baeck-Institut und die Berliner Stiftung Neue Synagoge — Centrum Judaicum.

Mit einem Vortrag über Stephan Born eröffnete Walter GRAB (Tel Aviv), renommierter Jakobinismus-Forscher und Begründer des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv, den wissenschaftlichen Teil der Tagung. Der Buchdrucker Born war einer der bedeutendsten Repräsentanten der entstehenden sozialistischen Arbeiterbewegung. Er einte die Berliner Proletarier und stand an der Spitze der ersten deutschen Arbeiterbewegung. Seine Beteiligung an den Dresdener Barrikadenkämpfen zwang Born zur Emigration.

„Jüdische Aspekte“ sucht man bei Born vergebens. Und so gab Grab lediglich einen marginalen Hinweis auf Borns Jüdesein: Die „Flucht“ in einen anderen Namen — Born hieß ursprünglich „Simon Buttermilch“ — deutet darauf hin, daß er sich des Namensstigmatas bewußt war. Ebenso wie andere als Juden geborene linksgerichtete Intellektuelle glaubte Born an eine gemeinsame Lösung der jüdischen und der deutschen Schicksalsfragen. Damit war ein grundsätzliches Problem angeschnitten, das in den Referaten wie in den Diskussionbeiträgen immer wieder zur Sprache kam: In welcher Haltung standen einzelne Sozialisten zum Judentum und inwieweit ist es zulässig und redlich, sie als Juden retrospektiv „fremdzubestimmen“?

In insgesamt 14 Referaten wurde ein grundsätzlicher Blick auf die Thematik geworfen, in deren biographischen Mittelpunkt — wohl nicht zufällig — Eduard Bernstein gerückt wurde. Der in London lehrende Historiker Robert WISTRICH porträtierte „jüdische Aspekte“ bei Eduard Bernstein, wobei wohl erstmalig dessen Hinwendung zu jüdischen Fragen prononciert herausgestellt wurde. In seinen späten Jahren näherte sich Bernstein dem Zionismus, ohne sich der Bewegung anzuschließen.

Ludger HEID (Duisburg) überraschte mit bislang unbekannten archivarischen Dokumenten, die Bernsteins Engagement für die in Deutschland als Proletarier lebenden „Ostjuden“ belegen. Bernstein fungierte demnach, so Heid, als eine Art parlamentarischer „Ombudsmann“ für die geächteten und verfolgten „Ostjuden“. Die theoretischen und programmatischen Auseinandersetzungen um den „richtigen“ Weg des Sozialismus zwischen Bernstein und Karl Kautsky, in denen die „Judenfrage“ eine wesentliche Bedeutung einnahm und über deren unterschiedliche Auffassung sich schließlich der politische wie menschliche Bruch der beiden Parteitheoretiker vollzog, kam im Verlaufe der Tagung in mehreren Vorträgen zur Sprache. Der Titel des Vortrags „Proletarier zu sein und Jude dazu, das bedeutet unsägliches Leid...“ ist einem Wort Kautskys entlehnt, und dies kann nach dem vorgestellten Referat allenfalls als Antithese zu Kautskys sonstiger ablehnender Haltung zum Judentum verstanden werden.

„Die Sklarek-Affäre 1929 und die sozialdemokratische Reaktion“ war das Thema von Donna HARSCH (Pittsburgh). Es ging um einen Betrug an der Berliner Stadtbank durch die Gebrü-

der Sklarek, Teilhaber einer Kleiderfabrik, die den Auftrag hatten, Stadtarbeitern Uniformen zu liefern. Zwei der Brüder waren Mitglieder der SPD, zudem waren die Sklareks „Ostjuden“. Aus dieser Konstellation bezog der Skandal für alle Gegner der Weimerer Republik seine Attraktivität. Strategie beider angegriffenen Gruppen, der Juden wie der SPD, war es, so Harsch, aus Furcht, die hergestellte Verknüpfung zwischen Juden und Sozialisten zu bestätigen, die eigene Gemeinschaft zu verteidigen, den Angriff auf die andere aber stillschweigend hinzunehmen.

Kurt KOSZYK (Dortmund) fragte nach der Rolle der sozialdemokratischen Publizistik in der Dreyfus-Affäre. In den SPD-Periodika ging es weniger um das individuelle Schicksal von Dreyfus, sondern vielmehr darum, anhand dieses Falles den Militarismus überhaupt zu verurteilen. Der Antisemitismus habe, so Koszyk, dabei für die SPD kaum Gewicht gehabt, vertrat die Sozialdemokratie doch den Standpunkt, daß mit der vollständigen Assimilation sich das Problem des Antisemitismus gleichsam automatisch lösen würde. Ein Gedanke, der auch in dem Beitrag von Shlomo NA'AMAN (Tel Aviv) „Die Judenfrage als Frage des Antisemitismus“ ausgeführt wurde. Dieses Referat mußte verlesen werden, da Na'aman aus gesundheitlichen Gründen seine Teilnahme kurzfristig absagen mußte.

Arno HERZIG (Hamburg) referierte über „Judenhaß und Antisemitismus bei den Unterschichten und in der frühen Arbeiterbewegung 1750–1880“. Die Proletarisierung kleinbürgerlicher wie kleinbäuerlicher Schichten im Zuge der industriellen Revolution trug Traditionen des Judenhasses dieser Gruppen auch in die frühe Arbeiterbewegung. Trotzdem waren, wie Herzig ausführte, jüdenfeindliche Äußerungen oder gar Aktionen relativ selten. Dort, wo sie auftraten, knüpften sie an zünftische Traditionen an oder waren ursächlich in den pareiinternen Auseinandersetzungen miteinander konkurrierender Arbeiterparteien (ADAV und SDAP) begründet.

Einem der populären Politiker der deutschen Sozialdemokratie — Paul Singer — widmete sich Laurenz DEMPS (Humboldt-Universität Berlin) in seinem Beitrag. Die Wahl Singers zum Parteivorsitzenden zu einem Zeitpunkt, als sich in Deutschland der „moderne“ Antisemitismus manifestierte, war ein deutliches Zeichen seitens der Arbeiterbewegung gegen den Antisemitismus. — Etwas aus dem Rahmen fiel der Beitrag von Micha BRUMLIK (Heidelberg). Auf dem Hintergrund des französischen Frühsozialismus und der späteren anarchistischen Bewegung befaßte er sich mit der Frage, inwieweit in ihnen Judenfeindschaft ein systematisches Element der politischen Agitation gewesen ist.

„Jüdische“ Frauen haben von jeher ein Schattendasein in der Historiographie der Arbeiterbewegung geführt. Allenfalls die „dreifach stigmatisierte“ Rosa Luxemburg — Frau, Jüdin, Behinderte — fand über alle ideologischen Grenzen hinweg immer Beachtung. Doch wie stand es mit all jenen, die keinen Biographen oder keine Biographin gefunden haben? In einer Sektion beschäftigte sich der Kongreß mit diesem Thema. Betrachtet wurden die gesellschaftliche Rolle, die historische Bedeutung und der politische Lebensweg bemerkenswerter Frauengestalten in der Arbeiterbewegung.

Susanne MILLER (Bonn) wandte sich in ihrem Beitrag der Freundschaft von Rosa Luxemburg und Luise Kautsky zu. Bei manchem, was sie trennte, war ihnen ihre tiefe Loyalität gegenüber der internationalen Arbeiterbewegung gemeinsam. Ihre Freundschaft zerbrach, als Rosa Luxemburg mit Karl Liebknecht in der revolutionären Situation des Jahres 1918 eine Politik vertrat, die derjenigen Karl Kautskys völlig entgegengesetzt war. — Daß Jüdinnen eine Rolle in der SPD-Frauenbewegung einnahmen, diese These belegte Christl WICKERT

(Berlin) in ihrem Referat anhand der Beispiele Käthe Frankenthal, Berta Jourdan, Adele Schreiber-Krieger, Toni Sender und Hedwig Wachenheim. Für sie sei es nicht relevant gewesen, aus einem jüdischen Elternhaus zu stammen, wichtiger sei hingegen die Tatsache, daß sie als „Bürgerliche“ eine andere Ausgangsbasis hatten als Arbeitertöchter. Wickert stellte fest, daß weder über Antisemitismus noch über frauenfeindliche Erfahrungen in den Lebenserinnerungen dieser Frauen berichtet wird.

Den politischen Werdegang von Rosi Wolfstein-Fröhlich zeichnete Klaus-Dieter VINSCHEN (Duisburg) nach. Von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg nachhaltig beeinflusst, kämpfte Rosi Wolfstein-Fröhlich für Sozialismus, Frauenrechte, Emanzipation der Arbeiter und gegen Militarismus. Von 1921 bis 1924 war sie Mitglied des Preußischen Landtages. Vinschen charakterisierte Wolfstein-Fröhlich als eine Frau, die immer ihre Unabhängigkeit, auch gegenüber der eigenen Partei, bewahrte. Diese Haltung brachte sie schließlich in Opposition zur Parteiführung und führte zu ihrem Entschluß, 1924 sämtliche Parteiämter niederzulegen. Mit dem Politiker, Philosophen und Literaturwissenschaftler Gustav Landauer beschäftigten sich die Referenten des letzten Tages: Hanna DELF (Frankfurt/M.) wandte sich dem Briefwechsel zwischen Gustav Landauer und Fritz Mauthner zu. Beide repräsentieren, so Delf, zwei deutsch-jüdische Lebensentwürfe. Der Anarchist und Sozialist Landauer begreift gegen Ende seines Lebens sein Sozialismus-Konzept als jüdische Botschaft und Bedingung deutsch-jüdischer Identität. Während Landauer schweigt, wird Mauthner zum Verfechter deutscher Kriegspolitik. Im Wunsche, dem Vaterland zu dienen, wird Mauthner 1914 zum „Prediger nationalen Hasses“. Ihre fast dreißig Jahre währende Freundschaft zerbrach kurz vor der Ermordung Landauers in München. Der Beitrag von Christoph KNÜPPEL (Krefeld) hatte Gustav Landauer und den Streik der Berliner Konfektionsarbeiter von 1896 zum Thema.

Juden beteiligten sich schon in der frühen Arbeiterbewegung an hervorragender Stelle. Ihr Einsatz für die Rechte der Arbeiter, die ja, ähnlich wie sie selbst, einer benachteiligten Gruppe angehörten, erschien als Möglichkeit, auch die Emanzipation der Juden durchzusetzen. War die organisierte Arbeiterbewegung auch programmatisch immer frei von Antisemitismus, wurde sogar Antisemitismus und Sozialismus auf dem Kölner Parteitag der SPD 1893 in einer verpflichtenden Resolution als unvereinbar erklärt, so gab es doch auch innerhalb der Arbeiterparteien individuelle antisemitische Agitation von durchaus prominenten Mitgliedern wie etwa Wilhelm Hasselmann, Karl Kautsky, Gustav Noske u.a.. Antijüdische persönliche Auslassungen gegen Juden von Sozialisten waren durchaus parteiübergreifend, das gilt für Sozialdemokraten ebenso wie für Kommunisten. Und selbst von Juden sind antijüdische Invektiven — ob aus „Selbsthaß“ oder anderen Gründen — bekannt: Von Karl Marx und Ruth Fischer beispielsweise sind unrühmliche Äußerungen überliefert.

Vierzehn Jahre nach dem letzten und bis dahin einzigen Symposium zum Thema „Juden und jüdische Aspekte in der deutschen Arbeiterbewegung“, das 1976 in Tel Aviv stattfand, scheint sich ein Perspektivwechsel abzuzeichnen. Waren seinerzeit Antisemitismus und Sozialdemokratie als unvereinbar — selbst im persönlichen Umfeld — festgestellt worden, so kam man in Mülheim zu einer neuen Bewertung: Individueller, taktisch verbrämter Antisemitismus war verbreitet, und die Sozialdemokratie hat diese Haltungen unwidersprochen hingenommen. In der abschließenden Diskussion wurde jedoch auch deutlich herausgestellt: Die „Judenfrage“ war nicht das zentrale Thema der innerparteilichen Debatte der Linksparteien. Und für die Juden selbst, die sich innerhalb der Arbeiterbewegung engagierten, wurde festgehalten, daß ihnen Herkunft und Religion unwichtig waren. Ihnen allen war die Überzeugung gemeinsam,

daß das Judentum keine Nation, sondern lediglich eine Konfession darstelle und daß, wenn das Ziel des Sozialismus irgendwann erreicht werde, ohnehin alle Glaubensbekenntnisse bedeutungslos würden. Die sozialistische Idee war das Surrogat für Religion und Volkstum. Sozialisten lehnten demnach eine besondere „jüdische Identität“ ab, ohne allerdings ihr Judentum abzulehnen. — Geplant ist die Herausgabe der Vorträge in einem Tagungsband, der voraussichtlich im Herbst 1992 erscheinen wird.

INTERNATIONALES SYMPOSIUM ZUM 120. GEBURTSTAG ROSA LUXEMBURGS VOM 5. BIS 6. MÄRZ 1991 IN BERLIN

Von Hartmut Henicke und Elfriede Lewercnz

„Rosa Luxemburg — Was weiter? Zu neuen Fragen an Edition, Biographik und Theoriegeschichte aus aktueller Sicht“ so lautete das Thema des Internationalen Symposiums zum 120. Geburtstag der sozialistischen Theoretikerin. Eingeladen hatten auf Initiative Annelies LASCHITZA¹ (Berlin) die Forschungsgruppe „Deutsche Sozialdemokratie im Kaiserreich 1871 - 1918“ des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung (IfGA) und das „Rosa-Luxemburg-Institut“ (RLH) in Schöneiche/Fichtenau. Der Einladung folgten 55 Historiker, Philosophen und Archivare aus Finnland, Frankreich, Japan, Polen, der Schweiz, der Sowjetunion und Deutschland.

Es war das erste Mal seit der Studienwoche in Reggio Emilia 1973, wo die Vorgeschichte der 1980 in Paris gegründeten Internationalen Rosa-Luxemburg-Gesellschaft begann, daß eine derartige, dem Luxemburg-Thema gewidmete wissenschaftliche Veranstaltung in Berlin stattfinden konnte, noch dazu auf den Tag genau an einem runden Jubiläum. Diese Tatsache berechtigt schon dazu, dem Symposium das Attribut „historisch“ zuzuordnen.

Nach der Eröffnung des Symposiums durch Günter BENSER, den Direktor des IfGA, der in seiner Ansprache die Geschichte und Konzeption des neuen Instituts vorstellte, nahm Annelies Laschitzka das Wort zu ihrem Referat. Es thematisierte den Umgang mit Rosa Luxemburg in Vergangenheit und Gegenwart. Die Luxemburg-Biographin der Ex-DDR und Mitherausgeberin der bisher größten wissenschaftlichen Ausgabe der Werke und Briefe Rosa Luxemburgs machte damit auch den Stand der eigenen Vergangenheitsbewältigung deutlich. Für die Luxemburg-Forschung der ehemaligen DDR war es ein „großer, unverzeihlicher Fehler“, daß sie sich nach dem XX. Parteitag der KPdSU dem Verbot der SED-Führung beugte, den Umgang der KPD, Komintern und SED mit Rosa Luxemburg kritisch aufzuarbeiten. Dadurch war zwar die Herausgabe einer wahrheitsgetreuen Luxemburg-Edition und die allmähliche Demontage des Stalinschen Luxemburg-Bildes möglich gewesen, der konzeptionelle Neuansatz blieb jedoch stecken und konnte nicht genügend publik werden.

Der Fortschritt des von Günter Radczun und Laschitzka inaugurierten theoretisch-methodischen Neuansatzes bestand in der Wertung Luxemburgs und Lenins als gleichrangige Erkenntnisträger, deren Unterschiede aus den jeweils verschiedenen Erkenntnissituationen resultierten. Die Grenze der neuen Diktion war die nach wie vor praktizierte Überhöhung der Stalinschen Leninismus-Interpretation zum einzigen Wahrheits- und damit Vergleichskriterium. Laschitzka folgerte, daß eine sinnvolle Erberezption nur das Ergebnis eines offenen und die unterschiedlichen Auffassungen respektierenden Streites sein kann.

Im Hauptteil ihres Referates konzentrierte sich die Referentin dann auf die Luxemburg-Rezeption in der kommunistischen Bewegung in der Zeit von 1919 bis 1951. Sie periodisierte diese Zeitspanne in die Abschnitte Frühjahr 1919 — Rettung des Nachlasses, 1921/1922 — Startschuß zur Werkausgabe und erster Fehlschlag, 1923 bis 1928 — Editionsfortschritte trotz Feldgeschrei gegen den „Luxemburgismus“, 1931/1932 — Stalins Vernichtungsurteil fiel noch vor der faschistischen Barbarei, 1951 — Erneute Kolportage des Stalinschen Fehlurteils in die Propaganda- und Geschichtsarbeit der SED.

Die zweitägige Diskussion rückte als Schwerpunkte den Umgang mit Rosa Luxemburg, ihr Demokratieverständnis sowie ihr Verhältnis zu Problemen und Personen der russischen und deutschen Arbeiterbewegung in den Mittelpunkt. In der Diskussion zum Hauptreferat plädierte Klaus KINNER (Leipzig) für eine noch differenziertere Sicht der widerspruchsvollen Luxemburg-Rezeption durch die KPD bis 1928, und Siglinde HEPPENER (Berlin) erklärte den Geschichtsfatalismus zu einer Ursache für die theoretische Verflachung und dogmatische Enge in der kommunistischen Bewegung. Ossip K. FLECHTHEIM (Berlin) verwies darauf, daß der Kampf gegen den „Luxemburgismus“ in den „linken Perioden“ schärfer geführt wurde als in den „gemäßigteren Perioden“. In der Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs und der blutigen Niederschlagung der Novemberrevolution sah Theo PINKUS (Zürich) die Ursache für den tiefen Bruch mit dem Reformismus.

Anschließend referierten Hans-Josef STEINBERG (Köln/Bremen) über die Behandlung Rosa Luxemburgs in der alten Bundesrepublik Deutschland und Helmut HIRSCH (Düsseldorf) über Rosa Luxemburg in Kunst und Literatur unter besonderer Berücksichtigung des jüdischen Aspekts. Steinberg periodisierte den von ihm untersuchten Zeitraum in die Abschnitte 1949–1966, 1966–1976, 1976–1989. In den ersten sieben Jahren der BRD sei das wissenschaftliche Interesse an Rosa Luxemburg gleich Null gewesen und im öffentlichen Bewußtsein dominierte das Bild von der „blutigen Rosa“. Das änderte sich erst schlagartig in den 60er Jahren mit dem Beginn der außerparlamentarischen Opposition und mit dem Erscheinen wissenschaftlicher Literatur von und über Rosa Luxemburg. Seit Mitte der 70er Jahre tendiere trotz einiger weiterer Publikationen das Interesse an Rosa Luxemburg wieder gegen Null. Auf den Trotta-Film eingehend, der gleichwohl in großem Maße das öffentliche Luxemburg-Bild beeinflusste, warnte Steinberg davor, Persönlichkeiten der Arbeiterbewegung durch eine Karikatur der sie umgebenden Personen hervorzuheben.

Helmut Hirsch zufolge eignet sich Rosa Luxemburg besonders zur kontroversen Diskussion über Nutzen und Schaden der Beziehung von Kunst, Literatur und Wissenschaft zueinander. Er bezog sich dabei auf konkrete Beispiele der künstlerischen und literarischen Bewältigung der Persönlichkeit Rosa Luxemburgs, insbesondere auf den Film Margarete von Trottas. Hirsch beanstandete an der Darstellung des Luxemburg-Typus die Ausblendung des spezifischen Witzes als Ausdruck des wertvollsten Kulturerbes des europäischen Judentums. In Elżbieta Ettingers Biographie sei hingegen die jüdische Subkultur überbelichtet.

In der folgenden Diskussion, an der sich Feliks TYCH (Warschau), Hinrich RÖMER (Dresden), Ulrich CARTARIUS (Bonn), Harald WESSEL (Berlin), Theo Pinkus und die beiden Referenten beteiligten, standen Rosa Luxemburgs Verhältnis zum Judentum, das öffentliche Luxemburg-Bild in der alten BRD und der DDR sowie die Rolle der Biographie Rosa Luxemburgs von Paul Frölich im Mittelpunkt.

Erwin LEWIN (Berlin) referierte über die Umsetzung des Stalinschen Luxemburg-Urteils

von 1931 in der Komintern. Er sprach von einer Kampagne gegen den „Luxemburgismus“, in der sich sowohl Multiplikatoren fanden, die Stalins Diktion zu vertiefen suchten, aber auch Kräfte, die Widerspruch anmeldeten.

Über die Bedeutung Rosa Luxemburgs für die Zukunft der Menschheit sprach Narihiko ITO (Tokio). Dabei ging Ito von der Organisationsfrage, insbesondere von der Wechselseitigkeit von Zentralisation und Dezentralisation, von Führerschaft und Masse aus, die so strukturiert sein müsse, daß sich der Mensch frei und gleichberechtigt entfalten kann. Am Beispiel von Rosa Luxemburgs Imperialismusauffassung und ihrer Sicht der nationalen Frage erläuterte Ito ihr Ethos für Demokratie und Humanismus.

Manfred SCHARRER (Berlin) wandte sich Rosa Luxemburgs Demokratie- und Diktaturbegriff zu. Er konstatierte einen Bruch im Luxemburgschen Denken, nachdem sie aus der Breslauer Haft entlassen worden war und fortan für die Radikalisierung der Novemberrevolution wirkte. Habe sie noch 1918 auf der Grundlage des traditionellen sozialdemokratischen Demokratieverständnisses gegen Lenin polemisiert, näherte sie sich 1919 den bolschewistischen Positionen. Von da an war der Antagonismus zwischen Sozialismus und Kommunismus nicht mehr überbrückbar. Diese Chance sei heute nach der Aufgabe des Dogmas von der Diktatur des Proletariats und der zentral geleiteten Ökonomie wieder gegeben.

In der Diskussion stand Scharrers Fragestellung im Mittelpunkt. Dazu äußerten sich Dieter ENGELMANN, Harald KOTH (beide Leipzig), Jakow DRABKIN (Moskau), Siglinde Hep-pener, Horst HELAS, Henryk SKRZYPCZAK, Gisela WENZEL (alle Berlin), Hans-Josef Steinberg, Jaqueline BIOS (Fontenay-aux-roses), Feliks Tych, Claudie WEILL (Paris) und Helmut Hirsch. Wegen der unterschiedlichen theoretisch-methodischen Prämissen war die Diskussion überaus kontrovers. Unterstrichen wurde die Notwendigkeit eines konkret historischen Herangehens an diese Problematik und die eines exakteren Begriffsinstrumentariums. Die letzten beiden Beiträge des ersten Tages hielten Harald Koth und Hartmut HENICKE (Berlin). Koth referierte die Luxemburgsche Spontaneitätsauffassung aus der Sicht der ehemaligen DDR. Er wandte sich gegen eine Überschätzung der Differenzen zwischen Luxemburg und Lenin in der Frage von Spontaneität und Bewußtsein, der er nur die Bedeutung eines Akademikerstreits beimaß. In revolutionärer Situation, im Verlauf der elementaren Volksbewegung entwickelten beide kommunistische Strategien, mit denen sie der spontanen Bewegung Richtung und Ziel weisen wollten.

Henicke analysierte Rosa Luxemburgs Verständnis von innerparteilicher Demokratie vom Revisionismusstreit bis zur KPD-Gründung. Er warf die Frage auf, ob das Scheitern des Projekts einer systemüberwindenden Massenpartei im Verlaufe des 20. Jahrhunderts die Negativbestätigung der Luxemburgschen Parteauffassung sei oder der Beweis für deren Realitätsferne.

Der erste Tag fand seinen Abschluß bei einem rustikalen Abendessen im Rosa-Luxemburg-Haus in Schöneiche/Fichtenau, wobei es zu einer anregenden Diskussion mit interessierten Bürgern und Bürgerinnen kam.

Am zweiten Tag stellte Feliks Tych ein neues Dokument aus bisher unbekannten Manuskripten R. Luxemburgs vor. Es handelt sich um die in Briefen unter der Bezeichnung „Credo“ erwähnte Arbeit vom August 1911. Im Auftrage Leo Jogiches' geschrieben, war dieser Aufsatz als eine offizielle Stellungnahme der polnischen Sozialdemokratie gegen die drohende Parteisplaltung der SDAPR gedacht. R. Luxemburg unterzieht darin jede Richtung in der russischen Sozialdemokratie ihrer Kritik, insbesondere jedoch die von Lenin vertretenen Organisations-

prinzipien. Zugleich entwickelt sie ihre eigenen Vorstellungen von einem Modell der sozialdemokratischen Partei weiter. Für Tych stellt dieses Dokument eine „Brücke“ dar, die eine interessante Verbindung zwischen Luxemburgs Arbeit „Zur Organisationsfrage“ (1904) und dem Manuskript „Zur russischen Revolution“ (1918) herstelle. Erstmals in deutscher Sprache wird dieses von den Luxemburg-Forschern mit Spannung erwartete Dokument im September 1991 in der IWK veröffentlicht werden.

Mit der Rolle und dem Platz R. Luxemburgs in der deutschen Arbeiterbewegung befaßten sich die zwei folgenden Beiträge. Eckhard MÜLLER (Berlin) ging den Beziehungen zwischen Luxemburg und Bebel nach und kam zu dem Schluß, daß trotz aller Auseinandersetzungen ihr freundschaftliches Verhältnis erhalten blieb im beiderseitigen Bestreben, den revolutionären Charakter der deutschen Sozialdemokratie zu verteidigen und ein Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft zu sein und zu bleiben.

Volker EMMRICH (Berlin) sprach über Rosa Luxemburgs Verhältnis zur deutschen Arbeiterbewegung, die in den innerparteilichen Auseinandersetzungen seit der Jahrhundertwende den alten Parteityp immer mehr in Frage gestellt und die durchlebte Parteigeschichte an der Jahreswende 1918/19 mit der Mitwirkung an der Gründung einer neuen Arbeiterpartei quitiert hat. So sehr sich Rosa Luxemburg von Traditionen der deutschen und internationalen Sozialdemokratie auch distanzierte, sei sie aber im unerschütterlichen Antikapitalismus, in der sozialistischen Zielstellung und vor allem im sprichwörtlichen Demokratismus mit der klassischen deutschen Sozialdemokratie verbunden geblieben. Die Frage nach dem Platz R. Luxemburgs im Verhältnis von Kontinuität und Diskontinuität in der Geschichte der Sozialdemokratie stelle sich nicht als ein so genereller Bruch dar, wie er von ihr selbst formuliert und wie er von der vornehmlich am Leninschen Parteityp ausgerichteten Parteigeschichtsschreibung der DDR dargestellt worden sei. Der hehre Mutationsversuch Rosa Luxemburgs sei eher der Versuch, unter veränderten Bedingungen die klassische deutsche Sozialdemokratie im Hegelschen Sinne aufzuheben und aufzubewahren.

In der sich anschließenden, von Hans-Josef Steinberg, Hinrich Römer, Jakow Drabkin, Ulrich Cartarius, Elke KELLER, Wilfried HENZE, Helmut TROTNOW, Henryk Skrzypczak, Ursula HERRMANN, Andreas MALYCHA (alle Berlin), Feliks Tych, Annelies Laschitzka und Klaus Kinner geführten Debatte wurde der Terminus „klassische deutsche Sozialdemokratie“ als so für nicht tragfähig gehalten, er bedürfe einer konkreten zeitlichen bzw. inhaltlichen Bestimmung. Kritische Anmerkungen gab es auch zum Problem Kontinuität — Diskontinuität. Für Kontinuität im Marxschen Sinne sei nicht ausschlaggebend, ob sich eine bestimmte ideologische Traditionslinie nachweisen lasse, wie etwa die direkte Anknüpfung an Marx durch R. Luxemburg auf dem Gründungsparteitag der KPD, sondern es sei vielmehr notwendig, die verschiedenen Konzepte in der Arbeiterbewegung auf ihre Realitätsnähe hin zu prüfen, da der letzte Orientierungspunkt für das historische Urteil dort und nicht im Subjektiven zu suchen sei. Kontrovers diskutiert wurde die Frage, ob das Marxsche Instrumentarium seit der Jahrhundertwende ausreichend war, um zu neuen Erkenntnissen, zur Einschätzung des Imperialismus vorstoßen und entsprechende taktische und strategische Schlußfolgerungen ziehen zu können.

Die Frage, wer eigentlich in die *erste* Reihe der damaligen sozialdemokratischen Führer gehörte und tatsächlich konkrete Einflußmöglichkeiten besaß, löste eine anregende Debatte über das Verhältnis von Parteiführung und Massen sowie über den Einfluß, den Theoretiker generell auf die Parteipraxis zu nehmen vermögen, aus.

Die letzte Diskussionsrunde, an der sich Skrzypczak, Trotnow, Steinberg, Benser, Wilfriede OTTO (Berlin), Römer, Laschitzka und Claudie Weill beteiligten, schloß sich an den Beitrag von Dieter Engelmann über das Verhältnis Rosa Luxemburgs zu den sozialdemokratischen Pazifisten 1914–1918 an. Er bewertete die Friedenskonzeption der sogen. Sozialpazifisten und der Spartakusgruppe als gleichberechtigte Denk- und Handlungsvarianten deutscher Sozialdemokraten im Ersten Weltkrieg, die beide nicht realisiert werden konnten. Während die Auffassungen der Spartakusgruppe in der DDR-Historiographie favorisiert wurden, habe man die andere Konzeption nur ungenügend auf ihre Substanz und im Hinblick auf das Gemeinsame sozialdemokratischer Friedenskonzepte untersucht. Schon Luxemburgs Kritik an den Sozialpazifisten, wie sie vor allem in ihren Briefen zum Ausdruck komme, sei ungerecht und unsachlich gewesen und habe zu einer gehässigen Polemik im Leninschen Stil geführt. Von Intoleranz gegenüber Andersdenkenden in den eigenen Reihen sei auch R. Luxemburg nicht frei gewesen. Engelmann distanzierte sich vom diffamierenden Leninschen Begriff Sozialpazifisten und schlug den Terminus „sozialdemokratische Pazifisten“ vor. Dies stieß nicht auf Zustimmung, da es sich nur um eine begriffliche Trennung von Lenin handele, aber nichts aussage über die unterschiedlichen Positionen dieser sozialdemokratischen Kriegsgegner im Vergleich zu bürgerlichen Pazifisten. Konsens bestand hingegen über die ungute Tradition in der Arbeiterbewegung, den unsanften Briefstil auf die politischen Debatten und die Polemik in der Literatur übertragen zu haben. Zu dem Defizit der Arbeiterbewegung gehöre es, bis in die jüngste Vergangenheit Sachfragen nicht offen, mit gegenseitiger Akzeptanz diskutiert zu haben.

Zu den noch lange nicht gänzlich erforschten und erneut benannten Fragen verspricht die Fortsetzung der Luxemburg-Edition einen fundierten Beitrag zu leisten. Feliks Tych kündigte den Band 6 der Gesammelten Werke R. Luxemburgs an. Dieser wird in zwei Büchern die polnischen Arbeiten R. Luxemburgs enthalten. Von den etwa 250 Aufsätzen wurden jene 119 aufgenommen, bei denen die Autorschaft R. Luxemburgs mit Sicherheit nachgewiesen werden konnte. Die Edition wird die Biographie R. Luxemburgs ergänzen helfen und vor allem Material liefern zur weiteren Erforschung der Theorie der Revolution, u.a. anhand der von ihr geführten Polemik in der Polnischen Sozialistischen Partei (1905–1908/09), zur nationalen Frage sowie zur polnischen Parteilandschaft.

Elke Keller informierte über Probleme des Bandes 6 der „Gesammelten Briefe“ Rosa Luxemburgs, der von Mitarbeitern des Instituts für Geschichte der Arbeiterbewegung vorbereitet wird. Er wird Briefe R. Luxemburgs an Personen der internationalen Arbeiterbewegung enthalten sowie nachträglich aufgefundene Briefe an Amtspersonen. Erstmals werden 70 Briefe an Kostja Zetkin, die bisher mit Rücksicht auf den Schutz der Privatsphäre Rosas ausgespart blieben, aufgenommen. Es erging der Wunsch und die Bitte an die Forscher, Hinweise auf weitere Briefpartner zu geben.

Über die vom 2. bis 4. November 1991 in Tokio stattfindende Tagung der Rosa-Luxemburg-Gesellschaft informierte Narihiko Ito.

Das Rosa-Luxemburg-Symposium, dessen Veranstalterinstitut existentiell gefährdet ist, war getragen von sachlicher, lebhafter Diskussion und gab Anregungen zu neuen Fragestellungen für die Forschung. Mögliche Themen für zukünftige Diskussionen könnten sein: die nationale Frage in der Vielfalt großer Denker, Bewußtsein und Mentalität der Massen, Einflußmöglichkeiten und Berechenbarkeit von Massenbewegungen.

Die Teilnehmer des Symposiums engagierten sich darüber hinaus für den Erhalt der Möglich-

keiten, die weltweit geschätzte und unterstützte historisch-kritische Marx-Engels-Gesamtausgabe weiterführen zu können. Sie unterzeichneten eine Erklärung, in der sie sich entschieden gegen die Entscheidung der „Unabhängigen Kommission zur Überprüfung des Vermögens der Parteien und Massenorganisationen der DDR“ wandten, das Konto der MEGA-Stiftung Berlin e.V. zu sperren und ihr Vermögen der Treuhandstelle zu übergeben. „Zum wissenschaftlichen Erbe, zur Gedankenwelt und zum politischen Handeln von Marx und Engels“, so heißt es in der Erklärung, „kann man stehen, wie man will, aber ein Deutschland, das beide wieder einmal ins Exil treibt, dürfte nur Unverständnis und Mißbilligung der kultivierten Welt finden.“

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (86)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der "Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)

- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers

- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 **(Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
- 10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 12 **(Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
- 13 **Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**
- 14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 22.2.1991

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

- 0 **91-001**
- 1 Humboldt-Univ. Berlin, Institut für Bibliothekswissenschaft und wissenschaftliche Information, Universitätsstr. 7, O-1080 Berlin
- 2.1 PETER, Gisela; R.-Staimer-Str. 22, O-1150 Berlin
- 2.2 Prof. Dr. Friedrich Nestler
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/89, Abschluß: 3/91
- 6 Dipl.
- 8 Bearb.
- 9 **Die bibliographische Leistung Johann Sassenbachs**
- 10.1 1890-1914
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Analyse des „Verzeichnisses der in deutscher Sprache vorhandenen gewerkschaftlichen Literatur“ (1906-1912); Darstellung seines Entstehungs- und Wirkungszusammenhangs
- 14 Vergleichende bibliographiehistorische Studie
- 16 Archivalien und gedruckte Quellen zur Bildungsarbeit und zur Verlagsgeschichte der Gewerkschaften Deutschlands

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

- 0 **91-002**
- 2.1 HERRMANN, Ursula, Prof. Dr.; Harnackstr. 20, O-1130 Berlin
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 4/91
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Zur Vorgeschichte des Vereinstags Deutscher Arbeitervereine in Gera 1867**
- 10.1 1867
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Veröffentlichung von je drei Briefen von August Bebel und Max Hirsch an den Vorsitzenden des Ständigen Ausschusses und Einbeziehung von Briefen von Vereinen an letztgenannten in die vorangestellte wissenschaftliche Mitteilung
- 12 Veröffentlichung geplant
- 14 Auswertung von Archivmaterialien
- 16 August-Bebel-Archiv (Archiv des Verbandes Deutscher Arbeitervereine)
- 0 **91-003**
- 2.1 TYCH, Feliks, Prof. Dr.; ul. Chopina (5^b) m. 22, PL-00-559 Warszawa; Tel. 213-184
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Dokumentation
- 8 Bearb.
- 9 **Rosa Luxemburg: Die Lage in der Russischen Sozialdemokratie im Sommer/Herbst**

- 1911. Ein unbekanntes Manuskript. — Drei unbekannte Briefe Rosa Luxemburgs über die Oktoberrevolution**
- 10.1 1911
 12 Veröffentlichung vorgesehen in: IWK
 16 ZPA Warschau
- 0 91-004**
 1 Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts
 2.1 EIBER, Ludwig, Dr.; Hermann-Schaller-Str. 31, W-8000 München 82
 4 Laufend
 5 Abschluß: 7/91
 6 Edition
 9 **Arbeiterwiderstand in Hamburg (1933–1945)**
 10.1 1933–1945
 10.2 Hamburg
 11.1 Schwerpunkt: Organisationen der Arbeiterbewegung
 12 Veröffentlichung 1991/92 im Verlag Volksblatt
 16 BA Koblenz/Berlin/Potsdam; Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung Berlin; AdSD/FES
- 0 91-005**
 2.1 KALBAUM, Günter; Hexentwiete 31, W-2000 Hamburg 56; Tel. 040/814088
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 6/89, Abschluß: 6/90
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
 8 Bearb.
 10.1 1936
 10.2 Deutschland
 12 **Die freiwilligen sozialen Leistungen des Privatversicherungsgewerbes im Jahre 1936. Eine Dokumentation. Hrsg. von G. Kalbaum** (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beih. 62). Stuttgart: Steiner 1990
 14 Veröffentlichung und Kommentierung einer Quelle als Faksimile
 16 A des Gesamtverbandes der Deutschen Versicherungsgesellschaft e.V., Köln
- 0 91-006**
 1 Univ. Köln, Historisches Seminar, LS Prof. Dr. Otto Dann, Albertus-Magnus-Platz, W-5000 Köln 41
 2.1 RÜTHER, Martin, Limburger Str. 22, W-5000 Köln 1; SCHÜTZ, Uwe, Weyertal 47, W-5000 Köln 41
 4 Laufend
 5 Abschluß: 6/91
 6 Geförderte Forschung; Edition
 8 Stiftung Volkswagenwerk
 9 **Die deutsche Bevölkerung im Jahr 1945/46 im Spiegel zeitgenössischer Berichterstattung**
 10.1 1945/46
 10.2 Britische und amerikanische Besatzungszone
 12 Veröffentlichung geplant 1992
 16 Berichte und Briefe von ISK-Mitgliedern an Willi Eichler
- 0 91-007**
 1 Univ. Köln, Historisches Seminar, LS Prof. Dr. Otto Dann, Albertus-Magnus-Platz, W-5000 Köln 41
- 2.1 RÜTHER, Martin, Limburger Str. 22, W-5000 Köln 1; SCHÜTZ, Uwe, Weyertal 47, W-5000 Köln 41
 4 Laufend
 5 Abschluß: 10/91
 6 Geförderte Forschung; Edition
 8 Stiftung Volkswagenwerk
 9 **Göttingen 1945/46 im Spiegel zeitgenössischer Berichterstattung**
 10.1 1945/46
 10.2 Göttingen
 12 Veröffentlichung geplant 1992
 16 Berichte und Briefe v.a. von Fritz Schmalz an Willi Eichler
- C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE**
- 0 91-008**
 2.1 NEUDECKER, Ilia; Nieuwe Rijn 16 F, NL-2312 JC Leiden; Tel. 071/123179
 4 Abgeschlossen
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
 8 Bearb.
 9 **Oda Olberg und die ‚Ausmerze minderwertigen Erbguts‘. Sozialisten und Eugenik vor 1933**
 10.1 1900–1933
 10.2 Deutschland, Österreich
 11.1 Anhand einer Darstellung der eugenischen Ansätze der Sozialdemokratin Oda Olberg (1872–1955) werden die Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten ihrer Eugenik zur NS-Rassenhygiene herausgearbeitet
 12 Veröffentlichung geplant
 13 Ms., 1990
 14 Auswertung von Archivalien und Publikationen von Oda Olberg sowie Zeitgenossen
 16 Zeitungen; Veröffentlichungen von Oda Olberg; Archivalien
- 0 91-009**
 2.1 TYCH, Feliks, Prof. Dr.; ul. Chopina 5^b m. 22, PL-00-559 Warszawa; Tel. 213–184
 4 Abgeschlossen
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
 8 Bearb.
 9 **Leo Jogiches' Kritik an der bolschewistischen Partei**
 10.1 1903–1919
 12 Veröffentlichung vorgesehen in: IWK
 16 IML-Moskau; Archiv der Arbeiterbewegung Warschau
- D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE**
- 0 91-010**
 2.1 LITTEN, Freddy; Habsburgerstr. 8, W-8000 München 40; Tel. 089/393964
 4 Laufend
 5 Beginn: 12/86
 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie; Aufsatz
 8 Bearb.
 9 **Otto Braun (1900–1974)**
 10.1 1900–1974
 10.2 Deutschland, Sowjetunion, China

- 11.1 Biographie Brauns; als Hintergrund: illegale Apparate der KPD, sowjetische Nachrichtendienste, KPCh-Geschichte, Kriegsgefangene im Zweiten Weltkrieg
- 12 **Litten, F.: Otto Brauns frühes Wirken in China (1932-1935)** (= Osteuropa-Institut: Working Paper, Nr. 124). M.A., Univ. München 1988
- 13 **Litten, F.: Otto Braun in Deutschland 1900-1928.** Ms., 1990
- 14 Auswertung von gedruckten und ungedruckten Quellen
- 16 Archivalien; Artikel; Bücher; Zeitungen (mehrsprachig)
- 0 **91-011**
- 1 Univ. München, Institut für Ostasienkunde, Kaulbachstr. 51 a, W-8000 München 22; Tel. 089/2180-2362
- 2.1 LITTEN, Freddy; Habsburgerstr. 8, W-8000 München 40; Tel. 089/393964
- 2.2 Prof. Dr. Wolfgang Bauer
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 12/86, Abschluß: 3/88
- 6 M.A.; Monographie
- 8 Bearb.; Bayerische Begabtenförderung
- 9 **Otto Brauns frühes Wirken in China, 1932-1935**
- 10.1 1932-1935
- 10.2 China
- 11.1 Darstellung der Tätigkeit und militärischen Theorien O. Brauns im oben genannten Zeitraum; Geschichte der KPCh als Hintergrund
- 12 **Litten, F.: Otto Brauns frühes Wirken in China, 1932-1935** (= Osteuropa-Institut: Working Paper, Nr. 124). M.A., Univ. München 1988
- 14 Auswertung gedruckter Quellen
- 16 Artikel; Bücher (zeitgenössische und spätere in verschiedenen Sprachen)
- 0 **91-012**
- 2.1 VOIGTLÄNDER, Fred; Am Wiesengraben 9, O-1170 Berlin
- 2.2 Prof. Dr. Hermann Weber, Univ. Mannheim
- 4 Laufend
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Bearb.
- 9 **Biographie Emmy Damerius — und eigene Erinnerungen (1930-1989)**
- 10.1 1903-1989
- 10.2 Deutschland, UdSSR, Schweiz, CSR, Großbritannien
- 16 Ae; Archivalien; Zeitungen
- 0 **91-013**
- 1 TU Berlin, FB 1, Institut für Geschichtswissenschaften, Ernst-Reuter-Platz 7, W-1000 Berlin 12
- 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, W-1000 Berlin 21
- 4 Abgeschlossen
- 6 Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Sozialistin, Parlamentarierin, Jüdin. Die Beispiele Käthe Frankenthal, Berta Jourdan, Adele Schreiber-Krieger, Toni Sender und Hedwig Wachenheim**
- 10.1 1870 bis 1989
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Jüdinnen in der Arbeiterbewegung; Beispiele für Akkulturation
- 12 Veröffentlichung im Tagungsbericht „Soziale Utopien und religiös-kulturelle Traditionen“. Hrsg. von L. Heid und J.K. Schoeps. — Veröffentlichung von Einzelbiographien im Jüdischen Lexikon
- 16 Autobiographien; Nachlässe; Interviews
- 0 **91-014**
- 1 Univ. Hamburg, Institut für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg, Rentzelstr. 3, W-2000 Hamburg 13
- 2.1 HANKE, Christian; Parkallee 9 a, W-2000 Hamburg 13
- 2.2 Prof. Dr. Klaus Saul
- 4 Laufend
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Dr. Carl Herz — eine politische Biografie**
- 11.1 Lebensweg eines Vertreters des gemäßigten Flügels der USPD bzw. des linken Flügels der SPD, vor allem in der Zeit der Weimarer Republik; wie demokratisch war die SPD in der Weimarer Republik, vor allem in Berlin
- 16 Hauptquelle: Nachlaß Carl Herz im IISG Amsterdam; Interviews mit Verwandten von Carl Herz
- 0 **91-015**
- 2.1 TYCH, Feliks, Prof. Dr.; ul. Chopina 5^b m. 22, PL-00-559 Warszawa; Tel. 213-184
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 88, Abschluß: 92
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
- 8 Bearb.
- 9 **Leo Jogiches (1867-1919). Seine Tätigkeit und Wirkung in der russischen, polnischen und deutschen Arbeiterbewegung**
- 10.1 1867-1919
- 10.2 Rußland, Schweiz, Deutschland, Polen
- 12 Veröffentlichung geplant. — Teilveröffentlichung vorgesehen in: IWK
- 16 Archivalien; Presse; Memoiren; monographische Arbeiten
- 0 **91-016**
- 1 Friedrich-Ebert-Stiftung, Archiv der sozialen Demokratie, Godesberger Allee 149, W-5300 Bonn 2
- 2.1 CARTARIUS, Ulrich, Dr. M.A.; c/o FES/AdSD
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/90, Abschluß: 4/91
- 6 Aufsatz
- 8 FES/AdSD
- 9 **Leo Jogiches-Tyszka in Deutschland**
- 10.1 1900-1919
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Mit einem Dokumentenanhang
- 12 **Cartarius, U.: Leo Jogiches-Tyszka als Mensch und Politiker in Deutschland**, Veröffentlichung vorgesehen in: IWK
- 16 Ae; Literatur

0 91-017

- 2.1 SELIGMANN, Michael, Dr.; Mondstr. 96, W-4400 Münster; Tel. 0251/315586
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 2/91
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Gustav Landauer und die Revolution in Bayern 1918/19**
- 10.1 November 1918 bis Mai 1919
- 10.2 Bayern
- 11.1 Knappe quellengesättigte Darstellung der Aktivitäten Landauers in den letzten Monaten vor seiner Ermordung als Beitrag zu einer Sammlung von biographischen Aufsätzen
- 12 Veröffentlichung im Herbst 1991 im Sammelband „Gustav Landauer — Tradition und Utopie“ im Verlag Klaus Boer, München
- 16 Briefe; Tagungsprotokolle; Archivalien verschiedener Münchner Ae; bayerische Tageszeitungen

0 91-018

- 2.1 BURAZEROVIC, Manfred; Pfalzgräfinstr. 5, W-4300 Essen 14
- 2.2 Prof. Dr. Siegfried Bahne
- 4 Geplant
- 5 Beginn: 10/91, Abschluß: 12/94
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Max Nettlau — Historiker der anarchistischen Bewegung. Nettaus Einfluß auf die anarchistische Bewegung in Spanien in den 20er und 30er Jahren**
- 10.1 1920–1940
- 13 Burazerovic, M.: Max Nettlau. [00.], 1990/91

0 91-019

- 2.1 BOETTCHER, Holger, Dr.; Brucknerstr. 10, W-2400 Lübeck; Tel. 0451/476990
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 11/90, Abschluß: 11/91
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 9 **Fritz Schmitz**
- 10.1 1893–1933
- 10.2 Freiburg i.Br., Berlin, Lübeck
- 11.1 Biographie des — nach Julius Leber — zweiten führenden Kopfes der Sozialdemokratie Lübecks
- 16 Der Bearb. sucht dringend weiteres Material

0 91-020

- 1 Univ. Marburg, Seminar für Neuere Geschichte
- 2.1 PFEIFFER, Wolfram; Marburger Str. 9, W-3552 Wetter; Tel. 06423/6335
- 2.2 Prof. Dr. Hellmut Seier
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 88, Abschluß: 91
- 6 Diss.
- 8 Stipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung
- 9 **Franz Hitze und die Sozialpolitik der Zentrumspartei im wilhelminischen Kaiserreich**
- 10.1 Schwerpunkt 1880–1914
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Verbindung biographischer und systematischer Fragestellungen; F. Hitze als wichtigster Vertreter der praktischen katholischen Sozialpoli-

tik der Zeit (im Reichstag, in katholischen Verbänden, als erster Professor für Christliche Sozialwissenschaften); Anteil des Zentrums an der Genese des deutschen Sozialstaats; Übergang von antikapitalistischer Sozialkritik und Ständestaatsutopie zu systemadäquater staatlicher Sozialpolitik im Katholizismus

- 13 Arbeitspapiere (nur zu privatem Gebrauch und für Geldgeber)
- 16 Hitzes Schriften; Zeitschrift „Arbeiterwohl“; Reichstagsakten; Zentrumsnachlässe; VolksvereinsA; Zentrumspresse

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen Darstellungen über größere Zeiträume

0 91-021

- 1 Verschiedene Institutionen
- 2.1 MOSSE, Werner E., Prof.Dr.; POHL, Hans, Prof.Dr.
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 4/89, Abschluß: 10/91
- 6 Tagungsband
- 7 Friedrich-Naumann-Stiftung
- 8 Bearb.; Friedrich-Naumann-Stiftung
- 9 **Jüdische Unternehmer in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert**
- 10.1 19. und 20. Jahrhundert (bis 1945)
- 10.2 Deutschland
- 12 **Jüdische Unternehmer in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert.** Hrsg. von Werner E. Mosse und Hans Pohl (= Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, Beih. 64). Stuttgart: Steiner 1991
- 14 Verschiedene Vorgehensweisen
- 16 Verschiedene Ae

0 91-022

- 1 Univ. Freiburg, Historisches Seminar, LS für Neuere und Neueste Geschichte, Werthmannplatz, W-7800 Freiburg i.Br.
- 2.1 DELL, Peter, M.A.; Merzhauser Str. 12, W-7800 Freiburg i.Br.; Tel 0761/408521
- 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 6/93
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Sozialdemokratie und Junkertum. Die sozialdemokratischen Positionen zum ostelbischen Landadel**
- 10.1 1890–1920
- 10.2 Preußen, Deutschland
- 11.1 Es sollen die Gründe der Nichtentmachtung bzw. der Nichtenteignung der preußischen Junker im Revolutionsjahr 1918/19 untersucht werden; die Untersuchung des Zeitraums von 1890 bis 1903 (s. 13) ergab, daß die Sozialdemokratie die Machtfülle der Junker, basierend auf den agrarischen Verhältnissen in Ostelbien und ihrer

privilegierten Stellung im Staatsapparat, mitnichten unter-, sondern sehr realistisch einschätzte; die Frage, weshalb die Sozialdemokratie in der Revolution 1918/19 das Junkertum faktisch ignorierte, wird vor diesem Hintergrund umso dringlicher

- 13 **Dell, P.: Sozialdemokratie und Junkertum. Die sozialdemokratischen Positionen zum ostelbischen Landadel 1890–1903.** M.A., Univ. Freiburg 1990

- 16 Sozialdemokratische Presseerzeugnisse, Protokolle, Nachlässe, Polizeiberichte (SPD-A; StAe Potsdam, Merseburg, Dahlem; div. Ae in Polen und den Fünf Neuen Bundesländern)

0 **91-023**

- 2.1 GUTTSMAN, W.L.; 33 Mount Pleasant, GB-Norwich NR2 2DH; Tel 0603/504060

- 4 Laufend

- 5 Beginn: 5/90, Abschluß: 5/92

- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie

- 8 Bearb.; Stipendium: Emeritus Fellowship des Leverhulme Trust

- 9 **The Visual Art and the German Working Class, 1900–1933**

- 10.1 1900–1933 (but principally 1918–1933)

- 11.1 Einfluß der Politik und der Ideologien der deutschen Linken auf die Bildende Kunst und der Einfluß der Bildenden Kunst auf das Denken und die Organisationen der Arbeiterbewegung; sozialistische Ikonographie

- 12 **Guttsman, W.L.; Icon and Revolution.** Exhibition Catalogue. Norwich 1986. — **Guttsman, W.L.; Workers Culture in Weimar Germany Between Tradition and Commitment.** Oxford: Berg Publishers 1990

- 16 Teilweise die Publikationen und Nachlässe (soweit möglich) der Künstler und Künstlergruppen, teilweise die Veröffentlichungen der Parteien (SPD, KPD); Zeitungen; Ae

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890–1914

0 **91-024**

- 2.1 van den BERG, Hubert; Nieuwe Rijn 16 F, NL-2312 JC Leiden

- 4 Laufend

- 5 Beginn: 6/89, Abschluß: 12/91

- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz

- 8 Bearb.

- 9 **Anarchismus, Feminismus und Antifeminismus in Deutschland 1900 bis 1914**

- 10.1 1900–1914 (a. 1890–1933)

- 10.2 Deutschland; Frankreich, USA

- 11.1 Beschreibung der Auffassungen in der männlich dominierten deutschsprachigen anarchistischen Bewegung über die soziale Stellung der Frau, Frauenemanzipation und Feminismus im Zeitraum von 1900–1914; besondere Aufmerk-

samkeit für Erich Mühsam, dem ein profeministisches Engagement zugesprochen wird; Bedeutung der Debatte über „freie Liebe/Ehe“; da Frauen dem Reproduktionsbereich zugeordnet wurden und ihre Befreiung/Emanzipation sich nach den üblichen Überlegungen unter Anarchisten (sowie in der — für Mühsams Ideen sehr wichtigen Bohème) deshalb in diesem Bereich vollziehen müßte; die Ergebnisse sollten zur Korrektur der androzentrischen Anarchismusforschung beitragen

- 13 Vortrag auf einem Seminar der Erich-Mühsam-Gesellschaft geplant. — **van den Berg, H.: „Frauen, besonders Frauenrechtlerinnen haben keinen Zutritt!“ Misogynie und Antifeminismus des anarchistischen Bohemiens Erich Mühsam.** Ms., (o.O., o.J.)

- 14 Deskriptive und kommentierende Darstellung

- 16 Primärliteratur (anarchistische Zeitschriften und Broschüren 1890–1930, Mühsams Werke u.ä.); Sekundärliteratur (sowohl zum historischen Anarchismus als auch zur feministischen/androzentrischen Historiographie)

c) Weltkrieg und Revolution

0 **91-025**

- 1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1

- 2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv. Doz. Dr.; c/o Univ. Bielefeld

- 4 Abgeschlossen

- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz

- 8 Univ. Bielefeld

- 9 **Obrigkeitsstaat und Demokratie — Aspekte der deutschen Revolution von 1918/19**

- 10.1 1918/19

- 10.2 Deutschland

- 11.1 Kurze Darstellung und Bewertung der Revolution von 1918/19

- 12 Veröffentlichung 1991 in: Hettling, Manfred (Hrsg.): *Revolution in Deutschland?*, Göttingen

d) Weimarer Republik

0 **91-026**

- 2.1 SIEMON, Sönke; Engelbergerstr. 47 a, W-7800 Freiburg i.Br.; Tel. 0761/276863

- 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler

- 4 Laufend

- 5 Beginn: 10/90, Abschluß: 12/92

- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.

- 8 Bearb.

- 9 **Von Thoiry nach Lausanne. Die republikanischen Parteien und die Krise der Verständigungspolitik**

- 10.1 1926–1932

- 10.2 V.a. Deutschland

- 11.1 Ziel der Arbeit ist es, die tieferen Ursachen für das Scheitern der Verständigungspolitik zu ermitteln; dabei sollen die Grenzen der Diplomatiegeschichte überschritten und eine sinnvolle Verbindung von Parteipolitik, öffentlicher Meinung und Außenpolitik hergestellt werden

- 14 V.a. Auswertung von Archivmaterial
- 16 BA, PA, DZA u.a.; Weimarer Presse; zeitgenössische Quellen (Memoiren etc.)

e) 1933–1945

0 91–027

- 1 Univ. Freiburg, Historisches Seminar, Postfach, W-7800 Freiburg; Tel. 0761/203–2376
- 2.1 BÜHLER, Dietmar; Zäsiusstr. 9, W-7800 Freiburg; Tel. 0761/700126
- 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 3/93
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.; Aufsatz
- 8 Bearb.; Stipendium der FES
- 9 **Zur Politik und Funktion der Deutschen Arbeitsfront im nationalsozialistischen Herrschaftssystem**

10.1 1933–1945

10.2 Deutschland

- 11.1 Untersuchung der Stellung der DAF im NS-Herrschaftssystem im Spannungsfeld von nicht-staatlicher Makrosteuerung, in deren Folge sie Transmissionsfunktionen für die Regierungspolitik übernahm (Aufrüstung, Kriegsführung), und den Formen integrativer Konfliktaustragung (soziale Konzessionen); thematische Schwerpunkte bilden Lohnpolitik, Betriebliche Sozialpolitik und Arbeitsausschüsse; Versuch, die Politikstrategien der DAF unter Heranziehung von qualitativen Methoden der Sozialwissenschaften zu analysieren

12 Teilveröffentlichung geplant

13 **Bühler, D.: Zur Politik und Funktion der DAF im NS-Herrschaftssystem. Ein Beitrag zur Verbändeforschung.** Ms., Freiburg 1990

- 14 Organisations- und sozialgeschichtlicher Ansatz; Anknüpfung an Fragestellungen der Policy-Forschung
- 16 BA Koblenz; DZA Potsdam; zeitgenössisches Schrifttum; Periodika des AWI

0 91–028

- 1 Univ. Bielefeld, Fak. für Pädagogik, Postfach, W-4800 Bielefeld 1
- 2.1 RETZLAFF, Birgit; Bretonische Str. 136, W-4800 Bielefeld 12; Tel. 0521/49031
- 2.2 Dr. Bodo Brücher
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 12/89, Abschluß: 2/92
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Widerstand der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung im Dritten Reich**

10.1 1933–1945

10.2 Deutschland

- 11.1 Existierte ein Konflikt zwischen SPD und SAJ, der sich wie ein roter Faden bis zum Weg in die Illegalität durch die Geschichte der Arbeiterjugendbewegung zog? Wie stand die SAJ zum Staat? Zur Frage der Faschismusanalyse und dem Weg in die Illegalität soll der Widerstand der SAJ kritisch gewürdigt werden; dabei soll herausgearbeitet werden, wie, wo und wann Widerstand geleistet wurde; Untersuchung und Darstellung der Folgen

- 14 Befragung von Zeitzeugen auf der Grundlage der Erfahrungen der „oral history“; Durchsicht von Archivalien (Polizeiunterlagen, Gerichtsakten, Meldungen des Reichssicherheitshauptamtes, Sopade-Berichte)

- 16 StA Detmold; A der Arbeiterjugendbewegung Oer-Erkenschick; BA Koblenz; Hessisches HStA Wiesbaden; NRW StA Münster; NRW HStA Düsseldorf

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

g) B R D

h) D D R

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 91–029

- 1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1
- 2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv. Doz. Dr.; c/o Univ. Bielefeld
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 10/90
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Univ. Bielefeld
- 9 **Kurt Eisner und die Räterepublik in München. Zur Rolle der Persönlichkeit in der Revolution von 1918/19**

10.1 1867–1919

10.2 Bayern

- 11.1 Zum Verhältnis von personenorientierter Geschichtsschreibung und Sozialgeschichte; Neubewertung der Rolle Eisners in der bayerischen Revolution von 1918/19

12 Veröffentlichung geplant

14 Spannungsverhältnis von Biographie und Sozialgeschichte

- 16 StA München, HStA München, StadtA München

0 91–030

- 1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1
- 2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv. Doz. Dr.; c/o Univ. Bielefeld
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 7/89, Abschluß: 7/90
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 8 Univ. Bielefeld
- 9 **Bausteine für die Unterrichtspraxis: Rede Kurt Eisners auf der ersten Sitzung des Münchner Arbeiterrates am 15.12.1918 (Quelleninterpretation)**

10.1 1918/19

10.2 München/Bayern

- 11.1 Quelleninterpretation der Rede Eisners; Untersuchung der politischen und wirtschaftlichen Gesamtkonzeption Eisners

- 12 Veröffentlichung geplant
- 14 Quelleninterpretation
- 16 StA München, HStA München, StadtA München

0 91-031

- 2.1 TIETMANN, Lutz, Dipl. Pol.; Parlerstr. 21, W-8070 Ingolstadt
- 2.2 (z.Z. vakant)
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 10/86, Abschluß: 12/91
- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Stipendium der Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Geschichte der Arbeiterbewegung in der Region Ingolstadt**

- 10.1 1828-1990
- 10.2 Region Ingolstadt (Ingolstadt, Neuburg, Eichstätt, Pfaffenhofen, Schrobenhausen)
- 11.1 Entwicklung ökonomischer Strukturen (Festungsbau, Heeresbetriebe, Reichsbetriebe, Eisenbahn-Ausbesserungswerk, Automobilindustrie); Organisationsprozesse der abhängig Beschäftigten in (Richtungs-)Gewerkschaften, Parteien, Kulturorganisationen; Selbstverständnis und Praxis der Kampfformen.; Darstellung in einer Ausstellung mit begleitendem Text/Bildkatalog und Quellenedition

- 12 Veröffentlichung geplant
- 14 Historisch-biographische Fallstudie; qualitative Forschung
- 16 „Ingolstädter Anzeiger“ etc.; Zeitzeugen

0 91-32

- 1 Institut für deutsche Geschichte (der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR), Prenzlauer Promenade 149-152, O-1100 Berlin
- 2.1 ECKERT, Rainer, Dr.; Müggelseedamm 264/266, O-1162 Berlin
- 2.2 Prof. Dr. Jürgen John; Beethovenstr. 30 (345-21), O-6900 Jena (Leiter der Projektgruppe)
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 90, Abschluß: 12/93
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Habil.; Monographie; Aufsatz

- 7 Institut für deutsche Geschichte
- 8 Institut für deutsche Geschichte; Drittmittelförderung bei VW beantragt

9 **Stimmungen und Einstellungen deutscher Arbeiter als Reaktion auf veränderte Arbeits- und Lebensbedingungen von 1933 bis Anfang 1936: Ein Vergleich zwischen Rheinprovinz, Pommern und Niederschlesien**

- 10.1 1933-1936
- 10.2 Rheinprovinz, Pommern, Niederschlesien
- 11.1 Ermittlung der Stimmung und Einstellung der Arbeiter als wichtiger sozialer Gruppierung; Reaktionen auf politische Prozesse und wirtschaftliche bzw. soziale Veränderungen unter dem Einfluß von Terror, Propaganda und NS-Organisationen; Vergleich unterschiedlich strukturierter Regionen zu diesem Thema; quellenkritische Aufarbeitung der Berichterstattung der inneren Verwaltung und der Gestapo
- 12 Veröffentlichung eines Aufsatzes zum NS-Berichtswesen geplant, in: Bulletin des Arbeitskreises Faschismus/Zweiter Weltkrieg, 1990

- 13 Verschiedene Konzeptionen und Projektpapiere
- 16 V.a. Berichte der Gestapo und der inneren Verwaltung: BAe Koblenz und Potsdam; StA Potsdam; A der ehemaligen SED Ost-Berlin; Geheimes StA Berlin-Dahlem; Stadt- und IndustrieAe geplant

0 91-033

- 2.1 REICHLING, Norbert, Dr.; Klosterstr. 92, W-4270 Dorsten 1
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/91, Abschluß: 10/91
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Der „Bund. Gemeinschaft für sozialistisches Leben“ im Rhein-Ruhr-Gebiet 1924-1960**
- 10.1 1924-1960
- 10.2 Rhein-Ruhr-Gebiet
- 11.1 Wandlungen und Lernprozesse in den politischen Akzenten und im Sozialismus-Verständnis einer lebensreformerisch-sozialistischen Gruppe
- 14 Auswertung von Broschüren- und Zeitschriften-Literatur; Interviews

b) Lokal

0 91-034

- 2.1 HEIMANN, Siegfried, Dr.; Menckenstr. 10, W-1000 Berlin 41; Tel. 030/7922240
- 4 Geplant
- 5 Beginn: 92, Abschluß: 94
- 6 Monographie
- 8 Andere Geldgeber

9 **Die Geschichte der Berliner SPD 1945-1961: Die SPD-Kreise in Ostberlin**

- 10.1 1945-1961
- 10.2 Berlin
- 11.1 Organisations- und Mitgliederentwicklung; Einfluß der Ostkreise auf die Parteientwicklung in Berlin und Westdeutschland; Bewußtseinsprägung und Wirkung auf die Wiedergründung der SPD in Ostberlin

- 12 **Heimann, S.: Die Falken in Berlin. Erziehungsgemeinschaft oder Kampforganisation? Die Jahre 1945-1950** (= Sozialistische Jugend nach 1945 in Berlin, Bd. 1) (= VAS, 44). Berlin (West): Verlag für Ausbildung und Studium VAS in der Elefanten Press 1990. 334 S. [s.a. Proj.-Nr. 87-078, 87-087 (4/90)]
- 16 Gedruckte Quellen; Quellen aus Archiven und privaten Sammlungen; Zeitzeugengespräche

0 91-035

- 1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1
- 2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv. Doz. Dr.; c/o Univ. Bielefeld
- 4 Laufend
- 5 Abschluß: 4/91
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
- 7 Univ. Bielefeld
- 8 Univ. Bielefeld; Arbeitsamt Bielefeld im Rahmen einer AB-Maßnahme

9 Zwischen protestantischer Ethik und kapitalistischem Interesse: Zur Geschichte der kommunalen Arbeitsvermittlung in Bielefeld zwischen 1888 und 1914

- 10.1 1890–1914
- 10.2 Bielefeld
- 11.1 Darstellung der Geschichte der kommunalen Arbeitsvermittlung in Bielefeld im Spannungsfeld von Staat, Kommune, Arbeitern, Arbeitsgebern und Bodelschwingschen Anstalten (Bethel)
- 12 Pohl, K.H.: Zwischen protestantischer Ethik, Unternehmerinteresse und organisierter Arbeiterbewegung. Überlegungen zu einer . . .**, in: 78. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Bielefeld [o.J.]
- 16 StA Detmold, StA Münster, StadtA Bielefeld; WWA Dortmund; A des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Münster; HA der V.B.A., Bethel

0 91-036

- 2.1 RÜTHER, Martin, Dr.; Limburger Str. 22, W-5000 Köln 1; Tel. 0221/251341
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 Die Vertrauensratswahlen 1934 und 1935. Ein Beitrag zum Arbeiterverhalten im Nationalsozialismus**
- 10.1 1934–1935
- 10.2 Köln, Rheinland
- 11.1 Das Wahlverhalten der Industriearbeiterschaft bei den VR-Wahlen orientierte sich vorwiegend an wirtschaftlichen Gesichtspunkten
- 12 Veröffentlichung in:** VfZ, H. 2/1991
- 14 Nach Industriebranchen differenzierte Wahlanalyse
- 16 V.a. Erhebungen des Gewerbeaufsichtsamtes

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

Italien

0 91-037

- 2.1 KORFF, Jens Jürgen; Kalk-Mülheimer Str. 124, W-5000 Köln 91; Tel. 0221/852563
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 Gramsci in Moskau, Moskau in Gramsci. Ein Denker „bolschewisiert“ die Kommunistische Partei Italiens**
- 10.1 1921–1937
- 10.2 Italien
- 11.1 Verhältnis Komintern — KPI; Gramscis Verhältnis zur Komintern, zu Stalin, zur SU; „Bolschewisierung“ der KPI 1924–1926; Gramsci und Bordiga, Gramsci und Togliatti; Gramscis Rolle als kommunistischer Funktionär und Antifaschist; These: der kritische Kommunist Gramsci hat als Generalsekretär die KPI 1924–1926 auf

Komintern-Linie gebracht, in Widerspruch zur Komintern geriet er erst nach ihrem ultralinken Schwenk 1928

- 12 Veröffentlichung in:** Vor der Zivilgesellschaft. Rekonstruktionen . . . zu Antonio Gramsci. Hrsg. von Uwe Hirschfeld und Werner Rügener. Berlin: Elefanten Press 1991
- 13 Ms., Köln 1990**
- 16 Publierte Quellen;** deutsche, englische, französische und italienische Fachliteratur

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 91-038

- 1 IISG, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam; Tel. 020/6685866
- 2.1 ROJAHN, Jürgen, Dr.; Elpermeer 246, NL-1025 AP Amsterdam
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 4/91
- 6 Auftragsforschung; Aufsatz
- 7 Historische Kommission zu Berlin
- 9 War die deutsche Sozialdemokratie ein Modell für die Parteien der II. Internationale?**
- 10.1 1864–1914
- 10.2 Europa
- 11.1 Zeitliche Eingrenzung und Präzisierung der Kriterien
- 12 Veröffentlichung vorgesehen in:** IWK
- 14 Komparativer Ansatz
- 16 Sekundärliteratur

0 91-039

- 1 Univ. Freiburg, Historisches Seminar, Postfach, W-7800 Freiburg i.Br.
- 2.1 BAASKE, Claudia; Berliner Str. 78, W-7819 Denzlingen; Tel. 07666/5120
- 2.2 Prof. Dr. Bernd Martin
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 7/90, Abschluß: 92
- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Stipendium: Deutsches Historisches Institut London, 17 Bloomsbury Square, London WC1A 2LP
- 9 Britische Gewerkschaften und politische Stabilität. Arbeitslosenpolitik in der Weltwirtschaftskrise, 1929–1937**
- 10.1 1929–1937
- 10.2 Großbritannien; Deutschland (als Folie)
- 11.1 Theoriegeleitete Analyse gewerkschaftlicher Handlungsspielräume im Rahmen der gesellschaftlichen Entwicklung Großbritanniens während der Weltwirtschaftskrise; Haupteckdateninteresse ist die Klärung des gewerkschaftlichen Beitrags zum Erhalt der politischen Stabilität am Beispiel der Arbeitslosenpolitik des Dachverbandes TUC; daraus Erarbeitung von Kriterien zur Einschätzung einer möglichen Mit-

verantwortung der deutschen sozialdemokratischen Gewerkschaften an der nationalsozialistischen Machtübernahme; Hypothese von der primären Verantwortlichkeit korporatistischer Entscheidungsstrukturen für die breite Legitimierung des britischen politischen Systems

- 13 **Baaske, C.: Die Arbeitslosenpolitik der britischen Gewerkschaften als Beitrag zur politischen Stabilität, 1929–1937. Eine Untersuchung vor dem Hintergrund der gewerkschaftlichen Arbeitspolitik in der Endphase der Weimarer Republik.** M.A., Univ. Freiburg 1990
- 14 Verknüpfung zweier methodischer Vorgehensweisen: Versuch der Theoriebildung mit Hilfe des Idealtypus „Korporatismus“, britisch-deutscher Vergleich mit Schwerpunkt Großbritannien
- 16 Gedrucktes Material (Archives of the British . . . Trades Union Congress . . . Labour Party, etc.) und ungedrucktes (Public Record Office); Quellenmaterial; Zeitungen (Daily Herald, New Leader, etc.)

II. NACHTRÄGE

- 0 **2486, 2719**
1 Univ. Salzburg
2.1 PRADER, Hans, Dr.
2.2 Prof. Dr. Norbert Leser
4 Abgeschlossen
6 Diss.
10.1 1945–1951
10.2 Österreich
- 13 **Prader, H.: Probleme kooperativer Gewerkschaftspolitik am Beispiel der Politik des ÖGB im Wiederaufbau 1945–1951.** Diss., Univ. Salzburg 1975. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- 0 **3028**
1 Univ. Wien, Geisteswissenschaftliche Fak., Institut für Zeitgeschichte, Rotenhausgasse 6, A-1090 Wien
2.1 STUBENVOLL, Karl, Dr.
2.2 Prof. Dr. Ludwig Jedlicka
4 Abgeschlossen
6 Diss.
10.1 1918–1934
10.2 Österreich
- 13 **Stubenvoll, K.: Die christliche österreichische Arbeiterbewegung 1918–1934.** Diss., Univ. Wien 1982. 618 S. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- 0 **80–054**
1 Univ. of California, History Department, Berkeley, Ca. 94720, USA
2.1 PATTON, Craig Dean, 321 Colusa Ave., Kensington, California; Tel. (415) 525–8228
2.2 Prof. Dr. Gerald D. Feldman
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 12/79, Abschluß: 12/84
6 Diss.
8 Stiftung Volkswagenwerk
9 **Labor Protest in War and Inflation: German Chemical Workers**
- 10.1 1914–1924
10.2 Leverkusen, Höchst, Ludwigshafen
- 12 S. Proj.-Nr. 80–054 (3/84)
- 13 **Patton, C. D.: Labor Protest in the German Inflation, 1914–1924.** Diss., Univ. of California 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- 0 **80–279**
1 Tulane Univ.
2.1 GORDON, Eric, Dr.
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 78
6 Diss.
10.1 1890–1920
10.2 Brasilien
- 13 **Gordon, E.: Anarchism in Brazil: Theory and practice, 1890–1920.** Diss., Tulane Univ. 1978. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- 0 **82–196**
1 Univ. Bern, Forschungszentrum für schweizerische Politik
2.1 WIEDMER, Hans-Rudolf, Dr.; c/o Univ. Bern, Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Minervastr. 51, CH-8032 Zürich; Tel. 01–2526301
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: WS 87/88
6 Diss.; Geförderte Forschung
8 Univ. Bern
9 **Arbeitswelt und Arbeitsalltag. Bemerkungen zur Veränderung proletarischer Existenz in der Schweiz 1880–1914**
10.1 1880–1914
10.2 Schweiz
- 12 **Wiedmer, H.-R.: Arbeit im Industrialisierungsprozeß. Veränderungen industrieller Arbeitsbedingungen in der Schweiz 1880–1914.** Zürich: Chronos Verlag 1989. 314 S. [S.a. Proj.-Nr. 82–196 (3/84)]
- 13 Diss., Univ. Bern 1987/88 (1/91)
- 0 **83–199**
1 Univ. of Cambridge, History Faculty, Cambridge, England
2.1 LATTEK, Christine, Dr.; 7408 Stanford Ave., St. Louis, Mo 63130, USA
2.2 Dr. Gareth Stedman Jones
4 Abgeschlossen
6 Eigenprojekt der Univ. of Cambridge; Diss. Bearb.; DAAD, DHI, New Hall
9 **German Socialist Exiles in London, 1840–1864**
10.1 1840–1859
10.2 London
- 12 **Lattek, Chr.: Ferdinand Freiligrath in London,** in: Grabbe-Jahrbuch 8 (1989), S. 101–130.
— **Lattek, Chr.: Die Emigration der deutschen Achtundvierziger in England,** in: Großbritannien als Gast- und Exilland für Deutsche im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Gottfried Niedhart. Bochum 1985, S.22–47
- 13 **Lattek, Chr.: German Socialism in British Exile, 1840–1859.** Diss., Univ. of Cambridge [o.J.]. — **Lattek, Chr.: Women in Exile**

- (Johanna Kinkel, Malwida von Meysenburg, Jenny Marx, Bertha Ronge, Mary von Brui-
ningk u.a.). Mss. [o.J.]
- 16 Ae in Berlin, Karlsruhe, Bonn, Amsterdam,
London, Basel u.a.; Zeitungen; Pamphlete etc.;
Statistiken (1/91)
- 0 **84-021**
- 1 Univ. München, Fak. für Geschichts- und
Kunstwissenschaften, Institut für Neuere Ge-
schichte, Franz-Joseph-Str. 10, W-8000 Mün-
chen 40; Tel. 089/21802960
- 2.1 RITTER, Gerhard A., Prof. Dr.; c/o Univ.
München
- 4 Abgeschlossen
- 9 **Der Durchbruch zur Massenbewegung.
Arbeiter und Arbeiterbewegung im Kaiser-
reich**
- 10.1 1866/67-1914
- 10.2 Deutschland
- 12 **Der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewe-
gung. Sozialdemokratie und Freie Gewerk-
schaften im Parteiensystem und Sozialmilieu
des Kaiserreichs.** Hrsg. von Gerhard A. Rit-
ter unter Mitarbeit von Elisabeth Müller-Luck-
ner (= Schriften des Historischen Kollegs: Kol-
loquien, Bd. 18). München: Oldenbourg 1990.
XXI, 461 S. (1/91)
- 0 **84-054**
- 1 FU Berlin, ZI für sozialwissenschaftliche For-
schung, Babelsberger Str. 14-16, W-1000 Ber-
lin 31
- 2.1 HURWITZ, Harold, Prof. Dr.; SÜHL, Klaus,
Dr.; c/o FU Berlin
- 4 Abgeschlossen
- 6 Geförderte Forschung
- 8 DFG; Stiftung Volkswagenwerk
- 9 **Demokratie und Antikommunismus in Ber-
lin nach 1945**
- 10.1 Nach 1945
- 10.2 Berlin
- 12 **Hurwitz, H. und K. Sühl: Autoritäre Tradie-
rung und Demokratiepotehtial in der sozial-
demokratischen Arbeiterbewegung (= Demo-
kratie und Antikommunismus in Berlin nach
1945, Bd. 2). Köln: Verlag Wissenschaft und
Politik 1984. 324 S. — Hurwitz, H.: Die Ein-
tracht der Siegermächte und die Orientie-
rungsnot der Deutschen 1945-1946 (= Demo-
kratie und Antikommunismus in Berlin nach
1945, Bd. 3). Köln: Wissenschaft und Politik
1984. 295 S. — Hurwitz, H. unter Mitarbeit
von Andreas Büning, Johannes-Berthold
Hohmann, Klaus Sühl und Ingo Menseh-
Khan: Die Anfänge des Widerstands. T. 1:
Führungsanspruch und Isolation der Sozial-
demokraten. T. 2: Zwischen Selbsttäuschung
und Zivilcourage: Der Fusionskampf (= Demo-
kratie und Antikommunismus in Berlin
nach 1945, Bd. 4). Köln: Verlag Wissenschaft
und Politik 1990. 1478 S. (fortl. Pag.) (1/91)**
- 0 **84-107**
- 1 Institut für Sozialgeschichte Braunschweig-
Bonn, Dreizehnmorgenweg 10, W-5300 Bonn 2;
Tel. 378061-62
- 2.1 BOUVIER, Beatrix W.; c/o Institut für
Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 83, Abschluß: 90
- 6 Eigenprojekt des Institut für Sozialgeschichte
Braunschweig-Bonn; Monographie
- 9 **Die „Gemeinsamkeits“-Politik der SPD
1960-1966**
- 10.1 1960-1966
- 10.2 Bundesrepublik Deutschland
- 12 **Bouvier, B.W.: Zwischen Godesberg und
Großer Koalition. Der Weg der SPD in die
Regierungsverantwortung. Außen-, sicher-
heits- und deutschlandpolitische Umorientie-
rung und gesellschaftliche Öffnung der SPD
1960-1966 (= Veröffentlichungen des Instituts
für Sozialgeschichte Braunschweig-Bonn).
Bonn: Dietz Verlag 1990. 352 S. (1/91)**
- 0 **84-175**
- 1 TH Aachen, Philosophische Fak., LS für
Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Templergra-
ben 55, W-5100 Aachen 1
- 2.1 ZAPP, Immo, Dr. Dipl. Hdl.; Tel. 0241/806195
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 1/80
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Bearb.
- 9 **Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt
Aachen im 19./20. Jahrhundert**
- 10.1 1815-1932
- 10.2 Aachen (1/91)
- 0 **84-282**
- 1 Univ. Freiburg, Philosophische Fak., Histori-
sches Seminar, LS Neuere und Neueste Geschi-
chte, Werthmannplatz KG IV, W-7800 Freiburg
i.Br.
- 2.1 GRIES, Rainer; Uhlandstr. 11, W-7800 Freiburg
i.Br.; Tel. 0761/701173
- 2.2 Prof. Dr. Bernd Martin
- 4 Abgeschlossen
- 5 Abschluß: 2/90
- 6 Diss.
- 8 Stipendium der Studienstiftung des Deutschen
Volkes, Bonn-Bad Godesberg
- 9 **Versorgung und Besatzungspolitik. Ein Ver-
gleich zwischen Leipzig, Köln und München
1945-1948**
- 10.1 Leipzig, München, Köln
- 10.2 Leipzig, München, Köln
- 12 **Gries, R.: Die Rationen-Gesellschaft. Versor-
gungskampf und Vergleichsmentalität: Leip-
zig, München und Köln nach dem Kriege.**
Münster: Westfälisches Dampfboot 1991
- 13 **Gries, R.: Hunger und Politik — Die Verwal-
tung des Mangels in Leipzig, München und
Köln in der unmittelbaren Nachkriegszeit.**
Diss., Univ. Freiburg i.Br. 1991 [s.a. Proj.-Nr.
84-282 (3/86)] (1/91)
- 0 **85-081**
- 1 Univ. Graz, Geisteswissenschaftliche Fak.,
Institut für Geschichte, Abt. Zeitgeschichte,
Albrechtgasse 7, A-8010 Graz
- 2.1 RIESENFELLNER, Stefan, Dr.; Kasernstr. 74,
A-8041 Graz

- 2.2 Prof. Dr. Alfred Ableitinger
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 87
6 Diss.
9 **Sozialreportagen in der Arbeiterpresse**
10.1 19. und 20. Jahrhundert
10.2 Österreich
12 S. Proj.-Nr. 85-081 (3/89)
13 **Riesenfellner, St.: Studien zu ausgewählten Sozialreportagen von Max Winter. Beitrag zu einer Geschichte des Alltags in Österreich der Jahrhundertwende.** Diss., Univ. Graz 1985. Standort: Bibl. des AdSD [FES] (1/91)
- 0 **85-139**
1 Univ. Hamburg, FB 5, Philosophie und Sozialwissenschaften, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Von-Melle-Park 15, W-2000 Hamburg Hamburg 13
2.1 KAIENBURG, Hermann, Dr.; Heilwigstr. 123, W-2000 Hamburg 20
2.2 Prof. Dr. Hans-Jürgen Goertz
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 3/84, Abschluß: 89
6 Diss.
8 Bearb.
9 **Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen am Beispiel des Konzentrationslagers Neuengamme 1938-1945**
10.1 Hamburg-Neuengamme
10.2 Hamburg-Neuengamme
12 **Kaienburg, H.: „Vernichtung durch Arbeit“. Der Fall Neuengamme. Die Wirtschaftsbestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen.** Bonn: Dietz Verlag 1990. 503 S.
13 **Kaienburg, H.: Die wirtschaftlichen Bestrebungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Häftlinge.** Diss., Univ. Hamburg 1989 (1/91)
- 0 **85-166**
1 Univ. Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, W-5000 Köln 41
2.1 RÜTHER, Martin, Dr.; Limburger Str. 22, W-5000 Köln 1; Tel. 0221/251341
2.2 Prof. Dr. Otto Dann
4 Abgeschlossen
6 Diss.
8 Bearb.; Gradfög-NRW
9 **Aufgaben und Tätigkeit der Betriebsräte 1945-1952. Das Beispiel Köln**
10.1 1945-1952
10.2 Köln, Rheinland, NRW
12 **Rüther, M.: Zwischen Zusammenbruch und Wirtschaftswunder. Betriebsratstätigkeit und Arbeiterverhalten in Köln 1945-1952.** Bonn: Bouvier 1991. — [S.a. Projekt-Nr. 85-166 (3/90)]
13 **Rüther, M.: Betriebsräte in Köln von 1945 bis 1952. Ihre Aufgaben und Tätigkeit unter besonderer Berücksichtigung des Arbeiterverhaltens.** Diss., Univ. Köln 1990 (1/91)
- 0 **86-061**
1 Univ. Köln, Historisches Seminar, Albertus-Magnus-Platz, W-5000 Köln 41
- 2.1 LATTEK, Christine, Dr.; 7408 Stanford Ave., St. Louis, Mo 63130, USA
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 12/85
6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz
8 Bearb.
10.1 1840er Jahre
10.2 London
12 **Lattek, Chr.: The Beginnings of Socialist Internationalism in the 1840s: The „Democratic Friends of all Nations“ in London, in: Internationalism in the Labour Movement 1830-1940. Bd. 1. Hrsg. von Frits van Holthoorn und Marcel van der Linden. Leiden 1988, S. 259-282 (1/91)**
- 0 **87-001**
1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, W-1000 Berlin 33; Tel. 030/838-6273
2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, W-1000 Berlin 21; Tel. 030/3933223
4 Abgeschlossen
5 Beginn: 1/86, Abschluß: 12/90
6 Geförderte Forschung; Eigenprojekt der Bearb.; Biographie
9 **Helene Stöcker (1869-1943). Ein Leben in der Auseinandersetzung zwischen Anspruch und Wirklichkeit**
10.1 1869-1943
10.2 Deutschland; ab 1933: Schweiz, England, Schweden, USA
12 **Wickert, Chr.: Helene Stöcker, 1869-1943. Frauenrechtlerin, Sexualreformerin und Pazifistin. Eine Biographie.** Bonn: Dietz-Verlag 1991, ca. 208 S. — S.a. Projekt-Nr. 87-001 (2/89) (1/91)
- 0 **88-099**
1 Univ. Bielefeld, Fak. für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Postfach 8640, W-4800 Bielefeld 1
2.1 POHL, Karl Heinrich, Priv.Do. Dr.; c/o Univ. Bielefeld
4 Abgeschlossen
5 Abschluß: 10/89
6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
8 Univ. Bielefeld
9 **Soziale Struktur, Entwicklung und Politik der Münchener Arbeiterbewegung 1890-1914. Eine Skizze zum „Bayerischen Sonderweg“ im Deutschen Kaiserreich**
10.1 1890-1914
10.2 München
12 Veröffentlichung in: Archiv 91 (Jahrbuch zur Geschichte der Arbeiterbewegung), Wien (1/91)
- 0 **88-107, 89-061**
2.1 SCHWARTZ, Michael; Ostenbree 15, W-4400 Münster; Tel. 0251-329861
4 Abgeschlossen
8 Bearb.
12 **Schwartz, M.: Sozialismus und Eugenik. Zur fälligen Rvion eines Geschichtsbildes, in: IWK, Jg. 25 (1989), H. 4, S. 465-489 (1/91)**

- 0 **89-043**
 1 FU Berlin, FB Politische Wissenschaft, Ihnestr. 21, W-1000 Berlin 33
 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, W-1000 Berlin 21
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 1/89, Abschluß: 6/89
 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
 8 Bearb.; DAAD
 9 **Frauenwahlrechtskämpfe in England und Deutschland**
 10.1 1830-1930
 10.2 Deutschland, Großbritannien
 12 „Heraus mit dem Frauenwahlrecht“. Die Kämpfe der Frauen in Deutschland und England um die politische Gleichberechtigung. Hrsg. von Christl Wickert, mit Beiträgen von Bärbel Clemens und Silke Hanschke. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag 1990 (1/91)
- 0 **89-072**
 1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaft, LS Prof. Dr. Karin Hausen, Ernst-Reuter-Platz 7, W-1000 Berlin 12
 2.1 WICKERT, Christl, Dr.; Solinger Str. 4, W-1000 Berlin 21; Tel. 030/3933223
 4 Laufend
 5 Beginn: 12/90, Abschluß: 11/93
 6 Geförderte Forschung
 7 Stiftung Volkswagenwerk
 8 Stiftung Volkswagenwerk
 9 **Widerstand und Verfolgung von Frauen in der Zeit des Nationalsozialismus**
 10.1 1933-1945
 10.2 Essen und Düsseldorf
 12 Wickert, Chr.: **Gab es Frauenwiderstand im Dritten Reich?**, in: Verfolgung und Widerstand im Rheinland und in Westfalen 1933-1945. Hrsg. von A. Faust. Stuttgart 1991
 13 Projektantrag, Januar 1989
 14 Aktenstudien
 16 HStA Düsseldorf (Gestapo-Akten, Gerichtsakten, Erinnerungen, Zeitungen); Interviews (1/91)
- 0 **90-068**
 1 TU Chemnitz, Sektion Philosophie/Sozialwissenschaften, Forschungsgruppe Geschichte, Postfach 964, O-9010 Chemnitz
 2.1 KLEINHEMPEL, Werner, Dr.; Wüsteweg 1, O-9135 Burkhardtshausen
 4 Eingestellt
 6 Eigenprojekt der TU Chemnitz
 9 **Zur Geschichte der Kommunalpolitik der Sozialdemokratie**
 10.1 1919-1933
 10.2 Raum Chemnitz (1/91)
- 0 **90-069**
 1 TU Chemnitz, Sektion Philosophie/Sozialwissenschaften, Forschungsgruppe Geschichte, Postfach 964, O-9010 Chemnitz
 2.1 MÖBIUS, Peter, Dr.; Carl-Bobach-Str. 24, O-9044 Chemnitz
- 4 Eingestellt
 6 Eigenprojekt der TU Chemnitz
 9 **Zur Geschichte des Alltags des Faschismus in Sachsen**
 10.1 1933-1939
 10.2 Sachsen (1/91)
- 0 **90-075**
 1 TU Chemnitz, Sektion Philosophie/Sozialwissenschaften, AG Regionalgeschichte, Reichenhainer Str. 41, O-9010 Chemnitz
 2.1 UHLMANN, Wolfgang, Dr.; Wenzel-Verner-Str. 42, O-9044 Chemnitz
 4 Laufend
 5 Beginn: 89, Abschluß 91
 6 Aufsätze
 8 Bearb.
 9 **Geschichte soziale Bewegungen in Chemnitz**
 10.1 1800-1900
 10.2 Amtshauptmannschaft Chemnitz
 12 Uhlmann, W.: **Finanzielle Sammlungen in Chemnitz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Spiegelbild der politischen Haltung von Klassen und Schichten**, in: Erzgebirge 1900. Ein Jahrbuch für Heimatkunde und Heimatgeschichte, Olbernhau 1990, S. 47-56
 13 S. Proj.-Nr. 90-075 (4/90) (1/91)
- 0 **90-078**
 1 TU Chemnitz, Sektion Philosophie/Sozialwissenschaften, Forschungsgruppe Geschichte, Postfach 964, O-9010 Chemnitz
 2.1 PREHN, Ulrike, Dipl. Phil.; J.-Marchlewski-Str. 132, O-9026 Chemnitz
 2.2 Doz. Dr. Karlheinz Schaller
 4 Eingestellt
 6 Eigenprojekt der Bearb.; Diss.
 7 TU Chemnitz
 8 TU Chemnitz
 9 **Lage der Frauen, Frauenbewegungen und Frauenpolitik politischer Parteien in Chemnitz 1919-1933**
 10.1 1919-1933
 10.2 Chemnitz (1/91)
- 0 **90-079**
 1 TU Chemnitz, Sektion Philosophie/Sozialwissenschaften, AG Regionalgeschichte, Reichenhainer Str. 41, O-9010 Chemnitz
 2.1 BUNK, Kerstin; Frankenberger Str. 191, O-9076 Chemnitz
 2.2 Prof. Dr. Helmut Edelmann
 4 Eingestellt
 6 Diss.
 7 Forschungsgruppe Regionalgeschichte; Rat der Stadt Chemnitz; TU Chemnitz
 8 Forschungsgruppe Regionalgeschichte; Rat der Stadt Chemnitz; TU Chemnitz
 9 **Geschichte der Chemnitzer Sozialdemokratie in der revolutionären Nachkriegskrise**
 10.1 1919-1923
 10.2 Chemnitz/Sachsen
 13 S. Proj.-Nr. 90-079 (2/90) (1/91)

0 90-139

- 1 Univ. Oldenburg, Institut für Politikwissenschaft II, Ammerländer Heerstr.114-118, W-2900 Oldenburg
- 2.1 STELLJES, Wolfgang; Hermannstädter Str.41, W-2900 Oldenburg; Tel. 0441/67339
- 2.2 Prof.Dr. Gerhard Kraiker
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 5/89, Abschluß: 2/90
- 6 Dipl.; Edition
- 8 Bearb.
- 10.1 1945-1949
- 10.2 Region Oldenburg (Stadt- und Landkreis Oldenburg sowie die Landkreise Cloppenburg, Vechta, Ammerland)
- 12 **Stelljes, W.: „Wenn ich allein bin, dann schaff' ich ja nichts“. Die Gewerkschaften in Oldenburg 1945-1949. Aufbau, Entwicklung und Aktivitäten** (= Studien zur Soziologie und Politikwissenschaft). Oldenburg: Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg 1990. 193 S.
- 13 **Stelljes, W.: Die Gewerkschaften in Oldenburg 1945-1949. Aufbau, Entwicklung und Aktivitäten.** Dipl., Univ. Oldenburg 1990 (1/91)

III. BISHIR NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE VERFÜGBAR SIND

- AMON, Maria Anna: Großbritannien als Zuflucht für deutsche und österreichische Juden von 1933 bis 1939. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- BARTON-CLAYTON, Anny Elizabeth: „A woman's resistance in never done“. The case of women farmworkers in California. Diss., Univ. of California, Santa Cruz, 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- BEATTIE, Robert J.: Soviet labor policy in the era of the first Five Year Plan. Diss., Univ. of Pittsburgh 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- BEIK, Mildred A.: The miners of Windber. Class, ethnicity and the labor movement in a Pennsylvania coal town. Diss., Northern Illinois Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- BELMAN, Dale L.: Firm resistance to Unionization. The direct and indirect effects of industry structure on union membership and wages. Diss., Univ. of Wisconsin, Madison, 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- BERNOLD, Monika: Kino. Über einen historischen Ort weiblichen Vergnügens und dessen Bedeutung durch die sozialdemokratische Partei Wien 1918-1934. Dipl., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- BISSETT, James Scott: Agrarian socialism in America. Marx and Jesus in the Oklahoma countryside. Diss., Duke Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

BOCK, Eva: Therese Schlesinger (1863-1940). Eine Untersuchung über ihr politisches und publizistisches Wirken in der sozialdemokratischen Frauenbewegung. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

BOETTKE, Peter Joseph: The political economy of Soviet Socialism 1918-1928. Diss., George Mason Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

BOSWORTH, Stephan: Unionized public employees' attitudes in the United States and the possibility of developing a labor party. Diss., City Univ. of New York 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

BRAUN, Michael Joseph: The Trade Unions and the Green movement in the Federal Republic of Germany. Diss., Univ. of Virginia 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

BROCKMANN, Stephen Matthew: Mass culture/Mass death. The world war and Weimar realism. Diss., Univ. of Wisconsin, Madison, 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CALVERT, Gregory Nevala: Democracy and rebirth. The New Left and its legacy. Diss., Univ. of California, Santa Cruz, 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CARTER, Deborah Brown: The local labor union as a social movement organization. Diss., Vanderbilt Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CHISHOLM, Graham: The West German Greens. Between movement and party. Diss., Univ. of California 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CHOI, Pae-Kun: Effects of unionism and work-related safety on productivity in the US bituminous coal mining industry, 1898-1945. Diss., Univ. of Georgia 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CLARK, Anna Kirsten: Womanhood and manhood in the transition from plebeian to working-class culture. Diss., Rutgers The State Univ. of New Jersey 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CLEMENS, Clayton Marc: The CDU/CSU and West German Ostpolitik, 1961-1982. Diss., Fletcher School of Law and Diplomacy 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

CULLENBERG, Stephan Eugene: Theories of social totality, the Okishio theorem and the Marxian theory of the tendency for the rate of profit to fall. Diss., Univ. of Massachusetts 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

- DAHDAH, Nabil George: History and analysis of socialist calculation debate. Diss., Michigan State Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- DALEY, Robert Anthony: Labor and industrial change. The politics of steel in France. Diss., Univ. of California, Berkeley, 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- DeCHENNE, David L.: Labor and immigration in a southern Illinois mill town 1890–1937. Diss., Illinois State Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- DENK, Charles E.: Ecology and institutionalization in organizational theory. Diss., Stanford Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- DOHNAL, Heinz: Österreichische Arbeitersportpresse 1897–1987 — vergessen und unbekannt. Diss., Univ. Wien 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- DUQUETTE, David Albert: Idealism and materialism. Hegel and Marx on history, society and the State. Diss., Univ. of Kansas 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- EATON, Adrienne E.: Local union control of worker participation and labor management cooperation programs. Diss., Univ. of Wisconsin, Madison, 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- ERNST, Daniel Robinson: The lawers and the labor trust. A history of the American Anti-boycott Association, 1902–1919. Diss., Princeton Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- FALLEND, Karl: Psychoanalyse und Politik im Wien der zwanziger Jahre. Wilhelm Reich, Dozent der Psychoanalyse, Sexualberater und rebellischer Parteigenosse. Diss., Univ. Salzburg, Naturwissenschaftliche Fak., 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- FAUE, Elizabeth Victoria: Women, work and community: Minneapolis, 1929–1946. Diss., Univ. of Minnesota 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- FINN, Margot Claire: After chartism. Nationalist sentiment in English popular radicalism, 1848–1871. Diss., Columbia Univ. 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- FLATSCHER, Alfons: Zur Lernfähigkeit politischer Organisationen — am Beispiel der SPÖ. Dipl., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- FORSTHUBER, Martina: Otto Bauer. Sein publizistisches Werk zwischen Parteitheorie und Agitation. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- FRIEDMANN, Gerald Carl: Politics and unions. Government, ideology and the labor movement in the United States and France. Diss., Harvard Univ. 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- GAIGA, Gianna: Die Rezeption der Theologie der Befreiung in Europa. Eine Analyse der letzten sieben Jahre anhand der Zeitschrift „Orientierung“ (1979–1985). Dipl., Univ. Innsbruck 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- GRAHAM, Gregory Joseph: Who will control the reality of working life. Diss., Univ. of Massachusetts 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- GREENBERG, Karen J.: The mentor within. The german refugee scholars of the Nazi period and their American context. Diss., Yale Univ. 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HACKL, Bernhard: Arbeiterbewegung, Reformpädagogik, Arbeiterschule. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HANN, Edith: Arbeiterinnenbildung. Eine Voraussetzung der politischen und gesellschaftlichen Partizipation. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HANUS, Hertha: Transformationsprozesse sozialdemokratischer Parteien am Beispiel der österreichischen Sozialdemokratischen Partei in der Zeit von 1914 bis 1950. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HAVLOVIC, Stephen Joseph: The impact of a worker participation process on production and human resource outcomes. Diss., The Ohio State Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HERLINGER, Heinz: Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes am Beispiel der Gewerkschaften für Postbedienstete in Deutschland, England und Österreich. Dipl., Univ. Wien 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HIMARIOS, Jane Smith: Determinants of labor union members' satisfaction with their unions. Diss., Virginia Polytechnic Institute and State Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- HOFMANN, Sabine: Der Kampf um das Wahlrecht der Frauen im deutschsprachigen Teil Europas. Dipl., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- IRONS, Janet Christine: Testing the New Deal. The general textile strike. Diss., Duke Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

- IRVINE, Jill Ann: State-building and nationalism. The communist Party of Yugoslavia and the Croat question. Diss., Harvard Univ. [o.J.]. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KENDIX, Michael: An investigation into the effects of labor unions on employment with decentralized union-firm bargaining structures. Diss., Univ. of Maryland College Park 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KERKVLIT, Melinda Tria: Manila Workers' unions, 1900–1950. Diss., Univ. of Hawaii 1989., Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KIM, Kyung Min: The study of the corporatist structure in Japan. Corporatism with limited labor. Diss., Univ. of Missouri, Columbia, 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KIM, Wang Sik: IMF, economic stabilization and class conflict in the Third World. Diss., Univ. of Missouri, Columbia, 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KIWARA, Angwara Denis: Workers' health and safety in Tanzania and Kenya. Diss., Univ. of Connecticut 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KO, Se-Hoon: Nationalization policy of the British Labour Party. 2 Vols. Diss., Ohio State Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KOFMAN, Ilona: The basis of electoral support for the Communist Party of Israel among the Arabs in Israel. Diss., Univ. of California 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KOVATS, Stefan: Die Revolution 1948/49 in Ungarn in bezug auf Österreich. Der Kampf der Liberalen um die Neugestaltung Ungarns. Diss., Univ. Innsbruck, Geisteswissenschaftliche Fak., 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- KRASNER, Barbara Susan: Hegel, Marx and the concept of alienation. Diss., Univ. of North Carolina 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- LANG-KREMSMEYER, Ulrike: Aspekte zur Funktion der Intellektuellen in der SPÖ — am Beispiel der BSA. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- LAWRENCE, Anne Talcott: Organizations in crisis. Labor Union responses to Plant Closures in California manufacturing. Diss., Univ. of California 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- LEWIS, Susan Hope: Organizing white collar workers. The United Steelworkers of America and the Office and Professional Employees International Union. Diss., Carnegie-Mellon Univ. 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- McGUIRE, James: Peronism without Peron. Unions in Argentine politics 1955–1966. Diss., Univ. of California 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- MENAPACE, Klaus: Die Entwicklung der Lyrik Erich Frieds. Diss., Univ. Innsbruck, Geisteswissenschaftliche Fak., 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- MEYER, Helga Anna: Women's campaigns against West German rearmament 1949–1955. Diss., Univ. of Colorado at Boulder 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- MISHLER, Paul: The littlest proletariat. American Communists and their children. Diss., Boston Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- NEUSCHATZ, Michael: The growth of capitalism and militancy on the Colorado mining frontier. Diss., Univ. of Colorado at Boulder 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- ORTMAYR, Norbert: Beim Bauern im Dienst. Sozialgeschichte des ländlichen Gesindes in Oberösterreich 1918–1938. Diss., Univ. Wien, Geistesgeschichtliche Fak., 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- OTTANELLI, Michell Fraser: „What the hell is these Reds any ways?“ The americanization of the Communist Party of the United States. Diss., Syracuse Univ. 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- PARNESS, Diana Lorraine: The SPD and the challenge of mass politics. The dilemma of the Volkspartei. 2 Vols. Diss., Georgetown Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- PAUL, Donna Price: The women's Labour League of Great Britain, 1906–1918. Diss., Univ. of North Carolina at Chapel Hill 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- PITTMAN, John Peter: Marx's „Capital“ and ethical theory. A critique of fetishism in Bentham and Kant. Diss., City Univ. of New York 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- POSNER, Marc Steven: Problems of Marxist ethics. Diss., Brandeis Univ. 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- POWERS, Brian Andrew: Second class finish. The effects of rituals and routines of a working-class high school. Diss., Univ. of California 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- PRÜNSTER, Evelyne: Parteifunktionen im Konfliktfeld Förderalismus. Dargestellt am Beispiel der SPÖ Vorarlberg. Diss., Univ. Salzburg 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

- PI.YCHITKO, David Leonhard: The political economy of workers' self-management. A market process critique. Diss., George Mason Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- RAGA, Adriana Beatriz: Workers, neighbors and citizens. A study of an Argentine industrial town. Diss., Yale Univ. 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- REED, Robert Roy: Managing the revolution. Revolutionary promise and practical reality in rural Portugal. Diss., Indiana Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- REISSNEGGER, Kurt: Anspruch und Wirklichkeit roter und grüner Verhältnisse. Eine dokumentarische Recherche an Hand dreier Fallstudien. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- RIGELE, Georg: Sozialdokumentarische Fotografie. Dipl., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- ROHRSCHEIDER, Robert: The greening of party politics in Western Europe. Diss., The Florida State Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- ROJER, Olga Elaine: The German-speaking exile in Argentina. 2 Vols. Diss., Univ. of Maryland 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- SCOTT, Daniel Thomas: Technological change and printing industry unions. Diss., New School for Social Research [o.J.]. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- SEITER, Josef: Die agitatorischen Bildwerke der österreichischen Arbeiterbewegung von der Gründung des Ersten Arbeiterbildungsvereins bis 1914. Diss., Univ. Wien 1987. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- SELESKI, Patricia Susan: The women of the laboring poor. Love, work, and poverty in London. Diss., Stanford Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- SMALDONE, William Thomas: Rudolf Hilferding. The tragedy of a German Social Democrat. Diss., State Univ. of New York at Binghamton 1990. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- SMITH, Robert Michael: From blockjacks to briefcases. Commercial antiunion agencies, 1865-1985. Diss., Univ. of Toledo [o.J.] Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- STERLING, Manfred: Aufbau und Wandel der Organisationsstrukturen der Arbeiterkammern von 1920 bis 1938. Diss., Univ. Wien, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, 1983. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- STOPPACHER, Peter: Literatur und Gesellschaft am Beispiel der „Ästhetik des Widerstandes“ von Peter Weiss. Diss., Univ. Graz, Geisteswissenschaftliche Fak., 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- SWEENEY, William K.: The reincarnation of Icarus. A requiem. An analysis of federal employments collective bargaining and the ... Diss., Golden Gate Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- WEINBERG, Robert E.: Workers organizations and politics in the revolution of 1905 in Odessa. Diss., Univ. of California 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- WIGDERSON, Seth Mark: The UAW in the 1950's. 2 Vols. Diss., Wague State Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- WILLMS, Sharon E.M.: Determinants of preference for Work-based childcare benefits in unionized and non unionized employees. Diss., Brandeis Univ. 1989. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- WISELT-WELTMAN, Susanne: Das „politische Kabarett“ und die „Roten Spieler“. Agitation und Propaganda der österreichischen Sozialdemokratie 1926-1934. Diss., Univ. Wien 1988. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- WRIGHT, William Dennis: The socialist analysis of WEB DuBois. Diss., State Univ. of New York at Buffalo 1985. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)
- ZIMMERMANN, Astrid: Der gebildete Arbeiter. Katholische, liberale und sozialdemokratische Vorstellungen von Emanzipation und Bildung der österreichischen Arbeiterschaft im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Diss., Univ. Innsbruck, Geisteswissenschaftliche Fak., 1986. Standort: Bibl. des AdsD [FES] (1/91)

NEUE LITERATUR

Sozialgeschichte im internationalen Überblick. Ergebnisse und Tendenzen der Forschung. Hrsg. von Jürgen KOCKA. — Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1989. 252 S.

Wer wissen möchte, was Sozialgeschichte ist, was sie bedeutet, was sie leisten soll, wird viele und zum Teil recht verschiedene Antworten in diesem Buch finden. Die Meinungen reichen von J. Kuczynski, der der Auffassung ist, daß alle Geschichtsschreibung Gesellschafts-, das heißt, Sozialgeschichte ist bzw. sein müsse und es daher keine eigene Disziplin Sozialgeschichte gibt, bis zu Samuel P. Hays, der in seinem Beitrag über die „Neue Sozialgeschichte in den USA“ bemerkt: „Das auffallendste Kennzeichen der Neuen Sozialgeschichte ist die Betonung ihrer Rolle als neue Disziplin — im Unterschied zu anderen konventionelleren Kategorien wie Politik-, Verfassungs-, Wirtschafts- und Geistesgeschichte“ (S.208). Für Hays ist die „höchste Aufgabe der Sozialgeschichte“ das „Herausarbeiten menschlicher Beziehungen“ im Kontext, und daraus ergibt sich für ihn: „Die Stadtgeschichte bietet die aussichtsreichsten Möglichkeiten zur Erforschung des Kontexts. Die Stadt bildet den umfassendsten Rahmen für die historische Erforschung der Frauen, der ethnischen und rassischen Gruppen, der Familie und der Arbeiter einerseits und des Bildungswesens, der Medizin und des Konsumverhaltens andererseits“ (S.229). Während Hays die amerikanische Sozialgeschichte der Gegenwart erst ganz am Anfang sieht, ist Michael E. Rose, der über die Sozialgeschichte in Großbritannien schreibt, ganz begeistert über ihre Leistungen: „Was die britischen Sozialhistoriker in den vergangenen zwanzig Jahren vollbracht haben, ist eine gewaltige Leistung“ (S.204).

Ganz vorzüglich gerade in seiner kritischen Sicht ist der Beitrag von Yves Lequin: „Sozialgeschichte à la française. Das Gewicht der Tradition und die Ungewißheiten der Gegenwart“. Zweifellos hat auch die französische Historiographie den bedeutsamsten Beitrag zur modernen Sozialgeschichte geleistet. Gut abgewogen ist auch der Beitrag von Horst Handke über „Sozialgeschichte — Stand und Entwicklung in der DDR“ — eine Betrachtung, die natürlich im Laufe der Zeit noch vertieft werden wird, aber mit dem Ende der DDR keine Verlängerung mehr haben wird. Denn nirgendwo wird der Anschluß an die BRD einen solchen Einfluß haben, einen solchen Abschluß mit der Vergangenheit bedeuten wie auf dem Gebiet der Gesellschaftswissenschaften.

Erfreulich, daß es auch besondere Kapitel über die Sozialgeschichte in Österreich (von Josef Ehmer und Albert Müller) und in Polen (von Anna Zarnowska und Janusz Zarnowski) gibt.

Von besonderer Bedeutung ist der Beitrag von Gerhard A. Ritter über „Die neuere Sozialgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland“. Er ist der einzige, der begreiflich macht, daß die Sozialgeschichte eine weit in das 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition hat. Wie recht hat Ritter, wenn er etwa bemerkt: „Diese vor allem im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert beobachtbare Verengung der allgemeinen Geschichte auf die politische Geschichte bedeutete eine Abwendung von älteren Vorstellungen, in denen die ökonomisch-sozialen Prozesse und besonders die Klassen- und Gruppenkonflikte — etwa bei Hegel, bei Marx oder Lorenz von Stein — einen wesentlichen, wenn nicht sogar einen zentralen Platz eingenommen hatten“ (S.21).

Keiner der Autoren hat die Idee gehabt, auf die sozialgeschichtliche Bedeutung von Romanen hinzuweisen. Stellen doch etwa die Romane Balzacs die beste Leistung auf dem Gebiete der Sozialgeschichte Frankreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts dar.

Jürgen Kuczynski

Blick zurück auf Lenin. Georg Lukács, die Oktoberrevolution und Perestroika. Hrsg. von Detlev CLAUSSEN (= Sammlung Luchterhand, Bd. 885). — Frankfurt/M.: Luchterhand Literaturverlag 1990. 223 S.

Der Band vereinigt vier Beiträge von Georg Lukács, die sich mit Lenin und den Entwicklungsproblemen der Sowjetunion auseinandersetzen: die Lenin-Studie, die Lukács aus Anlaß des Todes von Lenin 1924 veröffentlicht hat, einschließlich des selbstkritischen Nachworts zur Neuauflage von 1967, die Aufsätze „Lenin und die Fragen der Übergangsperiode“ und „Über Stalin hinaus“ aus den Jahren 1968 und 1969 sowie einen längeren Auszug aus der zur gleichen Zeit entstandenen, aber erst 1985 posthum herausgegebenen Gelegenheitsarbeit „Sozialismus und Demokratisierung“. Der Band wird eingeleitet von einem Essay des Herausgebers.

Ist die Lenin-Studie durchdrungen vom beinahe messianischen Gedanken der „Aktualität der Revolution“, die gekennzeichnet ist durch „den Eintritt in die letzte Phase des Kapitalismus und die Möglichkeiten, den hier unvermeidlich gewordenen Entscheidungskampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat

zugunsten des Proletariats, zur Rettung der Menschheit zu wenden“ (S.46), so kreisen die späteren Beiträge von Lukács um die Notwendigkeit der „inneren Erneuerung des Sozialismus“ (S.207). Mit dem Ende der „ursprünglichen Akkumulation“ in der Sowjetunion Anfang der fünfziger Jahre sind nach seiner Ansicht die „Methoden der bürokratisch konzentrierten, zentral manipulierten Planung“ (S.182), so unumgänglich sie auch für den sozialistischen Aufbau gewesen sein mögen, endgültig in die Krise geraten, und dadurch eröffne sich zugleich die Chance zu einer Demokratisierung im sozialistischen Sinne, da „die notwendig gewordenen ökonomischen Reformen für die sozialistischen Gesellschaften das Problem der ihr eigenen Demokratie als reale Entwicklungsperspektive aufwerfen“ (S.184). Die Krise der sowjetischen Gesellschaft ist für ihn nicht im geringsten Anlaß, die Marxsche und Leninsche Tradition zu verwerfen, sondern im Gegenteil hält Lukács umso mehr an ihr fest. Nur über eine Renaissance des Marxismus ist ihm eine Lösung schlechterdings denkbar.

Dieses unverbrüchliche Bekenntnis mutet heute — angesichts der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung in Osteuropa und der Sowjetunion — für viele antiquiert an, und in seinem einleitenden Essay macht Detlev Claussen auch keinen Hehl daraus, daß seiner Meinung nach Georg Lukács in seinem Denken einer vergangenen, ein für allemal abgeschlossenen Epoche angehört. Für ihn ist das „Ende des Zeitalters der Revolutionen“ (S.8) gekommen, und jedes „Festhalten am vernünftigen Gehalt der Französischen wie der Oktoberrevolution verhindert die volle Wahrnehmung einer widersprüchlichen Wirklichkeit“ (S.34). Das trifft — wie Detlev Claussen nachzuweisen sucht — auch und gerade auf Lukács zu. „Sein Festhalten am Rationalismus in einer irrationalen historischen Situation versperrt ihm die Einsicht in die Dialektik der Aufklärung“ (S.31). Der Versuch, „den emanzipatorischen Vernunftkern des revolutionären Zeitalters zu retten“ (S.33), muß nach seiner Ansicht zwangsläufig darin münden, daß der Stalinismus gerechtfertigt und der Terror bagatellisiert wird.

So sehr Detlev Claussen auch betont, daß Lukács von den konkreten Bedingungen und Umständen abstrahiere und seine Kritik am real existierenden Sozialismus letztlich personalistisch verkürzt bleibe, so wenig überzeugt dieser pauschale Vorwurf. Bereits in seiner Lenin-Studie legte Lukács allergrößten Wert gerade auf „die konkrete Analyse der konkreten Lage“ (S.83), und mit Nachdruck setzte er sich für eine „revolutionäre Realpolitik“ (S.118ff.) ein. Auch in seiner Schrift „Sozialismus und Demokratisierung“ geht er über die gesellschaftliche Realität keineswegs einfach hinweg, ob man seine Einschätzung nun teilt oder nicht. Der Vorwurf von Detlev Claussen, Lukács beschäftige sich zu wenig mit der realen Geschichte, fällt eher auf ihn selbst zurück. Seine geschichtsphilosophischen Betrachtungen über das Ende des Zeitalters der Revolutionen mögen zwar modisch sein, entbehren aber einer genaueren und eingehenderen Kenntnis des gegenwärtigen historischen Prozesses.

Karl Lauschké

Familienleben im Schatten der Krise. Dokumente und Analysen zur Sozialgeschichte der Weimarer Republik. Hrsg. von Jens FLEMMING, Klaus SAUL und Peter-Christian WITT (= Droste Taschenbücher Geschichte, Bd. 914). — Düsseldorf: Droste Verlag 1988. IX, 294 S.

Der rasante Prozeß der Industrialisierung und Verstädterung, der im 19. Jahrhundert einen nachhaltigen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandel der Agrargesellschaft bewirkt und neue Lebens- und Arbeitsbedingungen geschaffen hatte, integrierte erstmals Frauen in die außerhäusliche, industrielle Erwerbstätigkeit, die bislang in den klassischen Bereichen der Subsistenz-, Land- und Hauswirtschaft tätig gewesen waren. Die Zeitgenossen reagierten heftig und irritiert auf diese Veränderungen, in denen sie weitreichende und krisenhafte Folgen für die Familie und für die Gesellschaft zu erblicken glaubten. Seit 1850 waren Familie, Haushalt und weibliche Erwerbstätigkeit in den proletarischen Unterschichten in den Brennpunkt des politischen Interesses von Konservativen, bürgerlichen Sozialreformaten und Sozialisten geraten und von einer zumeist bürgerlichen Öffentlichkeit stark rezipiert worden. Die große Diskussion über Familie, Haushalt und Erwerbsbedingungen in der Umbruchsphase zwischen vorindustrieller und industrieller Gesellschaft brachte sozialkonservative Mutmaßungen und Mythen über die Großfamilie früherer Zeit hervor. Sie inspirierte kulturalanthropologische Thesen über die Urgesellschaft und ein früheres Matriarchat sowie sozialistische Gegenwartsanalysen der Familie und Prognosen einer nahen sozialistischen Zukunft. Sie forderte zu Stellungnahmen über das Verhältnis der Geschlechter zueinander heraus. Und schließlich ließ sie schon vor 1914 erste Ansätze einer empirischen Familiensoziologie entstehen, die sich Fragen der Haushalts- und Konsumstatistik, der Lebenshaltung und der Wohnverhältnisse zuwandten. Die Herausgeber des vorliegenden Bandes haben, gemeinsam mit Dirk Stegmann, in einer früheren Dokumentation mit dem Titel „Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Materialien zur Sozialgeschichte in Deutschland 1871–1914“, Düsseldorf 1982, hiervon einen Eindruck vermittelt.

Unter den Bedingungen des Ersten Weltkriegs, der Inflation, der Stabilisierungs- und Wirtschaftskrise und in einer Phase, in der zugleich der Dienstleistungsbereich als neuer Bereich weiblicher Erwerbstätigkeit stark expandierte, wurden die materiellen Bedrohungen der Familie, die Verschiebungen im familialen Autoritätsgefüge oder veränderte Moralvorstellungen nicht mehr ausschließlich in der Arbeiterfamilie wahrgenommen, sondern avancierten zu einem gesamtgesellschaftlichen Krisen-Phänomen. Folgerichtig präsentieren die Herausgeber in diesem Band für die Weimarer Republik Texte, die auch andere soziale Schichten — etwa Angestellte oder freiberuflich arbeitende Intellektuelle — berücksichtigen. Die Herausgeber legen bei der Auswahl und Ordnung der zeitgenössischen Texte den Finger auf die sozialen Brennpunkte wie auch auf die sozialpolitische Diskussion, wenngleich sie die Erfahrung des Ersten Weltkriegs für die deutsche Gesellschaft wie auch seine Schubkraft für eine neue familienorientierte Sozialpolitik nach 1918 vernachlässigen. Die Texte sind gruppiert nach sieben Kapiteln:

- Familie im Wandel. Hier werden zeitgenössische Kriseninterpretationen ebenso wie Zeugnisse individueller Familienplanung und alternativer Familienformen, aber auch staatlicher Familienpolitik dokumentiert. Dazu lassen sich bevölkerungspolitische und rassenhygienische Optimierungsphantasien der Gesellschaft lesen;
- Einkünfte und Lebenshaltung und das überforderte sozialstaatliche Auffangnetz;
- Wohnungsnot, Wohnungspolitik und Wohnreform;
- Frauenrolle, Frauenarbeit und Frauenleben;
- Kindheit und Jugend;
- Erziehung: Politisierte schulische Bildung, organisierte politische Jugendarbeit, Sexualerziehung und „geheime“ Erzieher;
- Arbeitslosigkeit als neue Massenerfahrung und die Grenzen staatlicher Arbeitsmarktpolitik.

Man hätte sich in dieser Dokumentation über die Familie in der Weimarer Republik, die eine Notgemeinschaft zur Abwendung materieller Krisen war und die zugleich auf der Ebene der Moralvorstellungen, der innerfamiliären Autorität und der Generationen — zumindest in Großstädten — gewissen Tendenzen der Auflösung unterlag, auch ein Kapitel über „Männerrolle, Männerarbeit und Männerleben“ gewünscht. Die kurzen Einführungen der Herausgeber zu den einzelnen Kapiteln sind leider nicht immer auf dem neuesten Stand der Forschung und die Literatur- und Quellenverweise sind leider, dies eine Kritik am Verlag, so klein gedruckt, daß sie kaum zu lesen sind. Dennoch liegt hier eine wichtige, spannende und deprimierende Dokumentation für die Sozialgeschichte der Weimarer Republik vor.

Karin Hartewig

FISCHER, Ruth und Arkadij MASLOW: **Abtrünnig wider Willen. Aus Briefen und Manuskripten des Exils.** Hrsg. von Peter Lübke. Mit einem Vorwort von Hermann Weber. — München: Oldenbourg 1990. XV, 676 S.

In der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung hatte Ruth Fischer als die Frau, die 1924/25 an der Spitze der Kommunistischen Partei Deutschlands stand, eine einzigartige Position. Als Österreicherin kam die Mitbegründerin der Kommunistischen Partei Deutsch-Österreichs 1919 nach Berlin. Aus der Frau mit dem Geburtsnamen Elfriede Eisler wurde Ruth Fischer, als sie den Mädchennamen ihrer Mutter annahm. Im Laufe ihres Lebens trug sie nach einer „richtigen“ und zwei Scheinehen — zum Erwerb der deutschen bzw. französischen Staatsangehörigkeit — weitere Namen (Friedländer, Golke und Eisler-Pleuchot). Von 1919 bis 1941 lebte Ruth Fischer mit Arkadij Maslow zusammen. Bisher unveröffentlichte Briefe und Manuskripte liegen nun, von Peter Lübke herausgegeben, vor.

Als auf dem IX. Parteitag der KPD 1924 der „linke“ Parteiflügel die Leitung übernahm, gehörten ihr Ruth Fischer — „Ruth-Fischer-Führung“ (S.XIII) — und Arkadij Maslow als deren Köpfe an. Sie schlugen einen „ultralinken“ Kurs ein, bis 1926 beide als „Anti-Stalinisten“ aus der Partei ausgeschlossen wurden. 1933 mußten sie Deutschland verlassen. Bis 1940 lebten sie in Frankreich im Exil und wollten von dort gemeinsam weiter in die Vereinigten Staaten. Da Maslow aber kein Visum erhielt, ging er nach Kuba, wo er am 21. November 1941 unter ungeklärten Umständen ums Leben kam. Ruth Fischer lebte als Schriftstellerin bis 1955 in den USA und anschließend in Paris, wo sie am 13. März 1961 starb. Fischer und Maslow waren ihr Leben lang eine enge persönliche und politische Gemeinschaft. „In diesem Gespann war Maslow der Kopf und Ruth Fischer die Handelnde.“ So jedenfalls sieht es der Herausgeber. Ob dieses Urteil berechtigt ist, kann nur bedingt überprüft werden, da nur eine sehr kleine Auswahl aus den überlieferten Briefen und Manuskripten veröffentlicht sind. Zwingend ist Lübkes Beurteilung nicht.

Der Nachlaß von Ruth Fischer wird von der Harvard Universität verwahrt. Von den allein 13 752 Briefen von und an Fischer und Maslow sind 149 in den Band aufgenommen worden. Dazu kommen noch je rund ein Dutzend Manuskripte von beiden sowie zehn Dokumente aus dritter Quelle.

Wer Interesse an personenbezogener Geschichtsschreibung über die deutsche kommunistische Arbeiterbewegung hat, findet in dem Buch einen reichhaltigen Fundus an subjektiv gefärbten Detailinformationen. Fischer und Maslow korrespondierten in den Jahren des Exils mit vielen Personen „von Rang und Namen“, u.a. mit Heinrich Brandler, Margarete Buber-Neumann, Iring Fetscher, Babette Gross, Anton Grylewicz, Emil Gumbel, Arkadij Gurland, Fritz Heine, Franz Jung, Hedda und Karl Korsch, Susanne und Wolfgang Leonhard, Alexandra und Franz Pfempfert, Artur Rosenberg, Friedrich Stampfer, August Thalheimer, Ernst Torgler, Herbert Wehner, Karl August Wittvogel und Erich Wollenberg. Die Auswertung wird durch ein in den Anhang aufgenommenes Personenverzeichnis mit Kurzbiographien sehr erleichtert.

Das Leben und Wirken von Ruth Fischer und Arkadij Maslow ist geprägt von der Auseinandersetzung mit dem „Stalinismus“. Beide wurden — so Hermann Weber im Vorwort — „im Zuge der Stalinisierung der KPD ausgeschaltet“ (S.XI). Obwohl die hier publizierten Schriftstücke nicht aus der Zeit der „Stalinisierung der KPD“ (Ebd.) stammen (sie sind verschollen), beschäftigten sich Fischer und Maslow in den Exilschriften immer wieder mit dem Thema. Hierbei kann eine Weitsichtigkeit und verblüffende Aktualität festgestellt werden, wenn zum Beispiel Ruth Fischer in einem Brief an Hugo Urbahns vom 11. September 1950 von ihrer Überzeugung schreibt, „daß aller Wahrscheinlichkeit nach Stalin aus Berlin nicht mehr rausgeht und daß eine Änderung nur im Zusammenhang von Änderungen in Rußland denkbar ist.“ (S.170).

„Ruth Fischers Manuskripten mangelt es, soweit sie die eigene Lebensgeschichte betreffen, häufig an Selbstkritik“ (S.47). Dieser bekannten Bewertung ist — auch in Bezug auf ihre bisherigen selbstständig veröffentlichten Schriften — zuzustimmen. Die Lektüre der Briefe und Manuskripte ist aber trotzdem sehr informativ, sie wirft „ein neues Licht auf die Machkämpfe in der KPD und Kpdsu“ (ebda.). Die vorgelegte — und aufgrund der derzeitigen Entwicklung in den „neuen Bundesländern“ sehr aktuelle Dokumentation ist ein wichtiger Beitrag für diese Diskussion und gegebenenfalls für eine neue Bewertung der Problembereiche „Stalinismus“ und Geschichte der KPD.

Kurt Schilde

SED und Stalinismus. Dokumente aus dem Jahre 1956. Hrsg. von Josef GABERT und Lutz PRIESS unter Mitarbeit von Peter ERLER und Jutta FINKEISEN. — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1990. 191 S.

Sechshunddreißig Jahre nach der Veröffentlichung im Westen und elf Monate nach derjenigen in der Sowjetunion erschien auch in der DDR die Rede, die Chrusčev in einer geschlossenen Sitzung auf dem XX. Parteitag der Kpdsu im Februar 1956 hielt, und die sich im wesentlichen mit den Verbrechen Stalins befaßte. Gleich zwei verschiedene Publikationen, in denen diese Rede abgedruckt ist, brachte der Dietz-Verlag nach dem Machtwechsel in der DDR heraus. In dem vorliegenden Quellenband erscheint die Rede als erstes Dokument. Sinn der Broschüre ist, wie es der kurzen Vorbemerkung der Herausgeber — Historiker des Instituts für Marxismus-Leninismus — zu entnehmen ist, „die Anfänge der Rehabilitierung von Opfern des unmittelbaren stalinistischen Terrors“ zu dokumentieren. Die Rehabilitierungen, die damals Anfänge geblieben sind und erst heute weitergeführt werden, begannen in der DDR nicht erst mit den Enthüllungen Chrusčev, sondern setzten mit den Entlassungen der Opfer aus den Lagern der Sowjetunion ein. In die DDR zurückgekehrt, konfrontierten sie die SED mit dem Wunsch, ihre eigene Parteielite oder die verstorbener Angehöriger wiederherzustellen. Die in dieser Angelegenheit verhandelnde Parteikontrollkommission schlug im September 1955 vor, eine Kommission zusammenzustellen, die über diese Fragen entscheiden sollte (Dokument 6). Diese Kommission wiederum, die sich zu ihrer ersten Sitzung erst nach der Chrusčev-Rede zusammenfand, empfahl dem Politbüro, die Zentrale Parteikommision mit der Rehabilitierung zu beauftragen (Dokument 7 und 9). Eine Liste der bis 1962 erfolgten „Ehrenrettungen“ insgesamt 257 Betroffener ist als Dokument 10 zusammengestellt.

Einige Dokumente (2, 4, 5, 8) erschienen bereits 1956 im „Neuen Deutschland“. Gerade die Gegenüberstellung der damals veröffentlichten Dokumente mit den erstmals aus dem Zentralen Parteiarchiv publizierten macht diese Dokumentation so aufschlußreich. Obwohl sich die Herausgeber bemühten, durch zwei kurze Vorbemerkungen und einen Anmerkungsapparat dem Leser Verstehenshilfen zu geben, bleiben aber eine Reihe von Problemen unklar: etwa das oben angedeutete Kompetenzgeplänkel

der Kommissionen oder vor allem die Frage, was Rehabilitation — damals und heute — überhaupt bedeutet. Dies zeigt nur, daß anhand dieser Publikation nicht nur die Anfänge der Rehabilitation, sondern auch die Anfänge der Aufarbeitung der SED-Parteigeschichte verfolgt werden können. Eine analytische Betrachtung konnte zu dem Zeitpunkt der Dokumentation (Januar 1990) noch nicht erwartet werden, darf aber kein Desiderat bleiben.

PS: Einiges heißt heute anders.

Carola Tischler

MÜLLER, Petrus: **Liberalismus in Nürnberg 1800 bis 1871. Eine Fallstudie zur Ideen- und Sozialgeschichte des Liberalismus in Deutschland im 19. Jahrhundert** (= Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte; Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Bd.45). — Nürnberg: Stadtarchiv 1990. VI, 427 S.

Die in den letzten Jahren stark expandierende Liberalismusforschung hat in einer Reihe von Monographien und Sammelbänden nachgewiesen, wie wirkungsmächtig liberale Ideen im 19. Jahrhundert waren und welche Prägestärke sie auf Staat, Gesellschaft und Kultur ausübten. Wer die Trägerschichten der liberalen Bewegung stellte, in welchen politischen und sozialen Kontexten diese lebten, woe sie eine weitreichende Integrationskraft entwickelten, an wen sie Anlehnung suchten und mit wem sie in Konkurrenz standen — diese Fragen konnten jedoch erst teilweise beantwortet werden. Da der Liberalismus in regional und lokal unterschiedlichen Zusammenhängen aufblühte, müssen seine verschiedenen Varianten in möglichst kleinflächigen Fallstudien näher beleuchtet werden. Ein Weg führt hierbei über die stadtgeschichtliche Forschung, den diese Erlanger Dissertation beschreitet. Hierfür bietet sich die Stadt Nürnberg, die sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem sozial vielschichtigen Industriezentrum ausdifferenzierte, geradezu als repräsentatives Beispiel an, galt doch die fränkische Metropole zu Beginn des Bismarckreiches als Hochburg des politischen Liberalismus.

Nach einem knappen Abriß über die Grundmuster liberalen Denkens, der eine Reihe von zeitgenössischen Stellungnahmen bündelt, skizziert der Verf. zunächst die Veränderung des städtischen Sozialprofils im vor- und nachmärzlichen Nürnberg. In diesen Passagen seiner Arbeit (S.47ff.) stützt er sich hauptsächlich auf bereits vorliegende Forschungsbefunde, die den allmählichen Umbruch der altständischen Strukturen, das Entstehen einer heterogen zusammengesetzten Mittelschicht und schließlich einer am Werthorizont des Bürgertums orientierten Facharbeiterelite belegen. Die drei dann folgenden Hauptkapitel wenden sich aus systematischer Perspektive den kommunalen Trägergruppen des Liberalismus zu. Sie waren im Handwerk, unter den Kaufleuten und in der akademischen Intelligenz angesiedelt. Obwohl sich die Mehrzahl der Wortführer des politischen Liberalismus in Nürnberg aus den Reihen der Ärzte, Advokaten und Redakteure rekrutierte, während Kaufleute und Handwerker in dieser Gruppe nur vereinzelt zu finden waren, betont Müller mit Nachdruck die breite Akzeptanz liberaler Vorstellungen und ihre schichtenübergreifende Integrationskraft. Als Beleg für diese These greift der Autor auf eine Fülle von Quellenbelegen zurück, in denen sich die wirtschaftsliberale Gesinnung von Handwerksmeistern und Gewerbetreibenden sowie das sozialliberale Engagement von Nürnberger Frühindustriellen widerspiegelt. Ausschlaggebend für die kleinbürgerlich-handwerkliche Fundamentierung des Nürnberger Liberalismus, der aus der Sicht des Verf. vor 1871 „Volksparteiarakter“ (S.145) besaß, war dessen ökonomische Handlungsmotivation, in der sich fortschrittliches Gedankengut vor 1848 durchsetzte und bis an die Schwelle der 1870er Jahre behauptete. Ob diese Kongruenz von Wirtschaftsliberalismus und politischer Progressivität ein Nürnberger Spezifikum war, können erst weitere Lokalstudien zeigen.

Für die Gruppe der Kaufleute stellt Müller sieben meinungsführende Repräsentanten exemplarisch vor (S.168ff), um dann zu fragen, inwieweit sich die Mehrheit der mittleren und kleineren Kaufleute an deren Vorbild orientierte. Nachgewiesen werden eine intensive und zeitlich frühe Parteinahme für den politischen Liberalismus bei der kaufmännischen Führungsschicht und eine starke Partizipation an diesen Ideen im kaufmännischen Kleinbürgertum. Der Verf. betont die schnelle Ausprägung einer „unternehmerischen Mentalität“ und die „Überwindung des Fabrikskeptizismus“ (S.243) bei den Nürnberger Kaufmanns-Industriellen, die sich außerdem noch durch dezidiert sozialliberale Anschauungen profilierten.

Im Mittelpunkt des dritten Hauptteils steht dann die schmale Schicht von akademischen Meinungsführern, die als politisch aktive Elite das programmatische Profil der Liberalen in Nürnberg formten. Biographisch vorgestellt werden sechs Persönlichkeiten, deren Staatsauffassung, Freiheitsbegriff und Bildungshorizont Müller knapp referiert, bevor er ihren Anteil am vormärzlichen Assoziationswesen und

am politischen Parteilieben in der Reichsgründungsära belegt. Die eher beiläufigen Hinweise auf die überragende Bedeutung der Vereine als Ort liberaler Konsensbildung und auf die Rolle der Presse als Diskussionsforum der Liberalen machen auf ein Manko der Studie aufmerksam: Sie ist in einzelnen Passagen zu stark biographisch ausgerichtet und erfüllt ihren Anspruch, auch eine soziale Schichtanalyse zu sein, nicht immer. Vereine als Zentren des Gruppenlebens und der Interessenfindung sowie als Vorschulen von politischer Partizipation geraten zu selten und dann zu unsystematisch und nur wenig tiefenscharf ins Blickfeld des Autors. Das Verdienst seiner Studie ist es jedoch, die breite gesellschaftliche Verankerung des Nürnberger Liberalismus, seine sozialliberalen Konturen und seine relativ große parteipolitische Geschlossenheit aufgezeigt zu haben. Damit wird aus Nürnberger Sicht die Spaltungsgeschichte des Liberalismus relativiert, der in dieser fränkischen Großstadt bis zur Reichsgründung eine klassenübergreifende Bewegung blieb.

Klaus Schönhoven

CRÜGER, Herbert: Verschwiegene Zeiten. Vom geheimen Apparat der KPD ins Gefängnis der Staatssicherheit. Unter Mitarbeit von Anke EHLERS, Jürgen KÖHLER und Jan NADOLNY. — Berlin/DDR: LinksDruck Verlag 1990. 251 S., 24 Abb.

Nach dem Ende der SED-Herrschaft melden sich nun die Opfer zu Wort. Opfer aus den eigenen Reihen, die aus Parteidisziplin bisher geschwiegen haben, die bei Hitler (und Stalin) eingekerkert waren und in den 50er Jahren noch einmal von den ostdeutschen Stalinisten zu Bauernopfern mißbraucht wurden. Nach Walter Janka berichten nun auch weniger bekannte Kommunisten — Parteisoldaten, Führungskader im zweiten Glied — von ihren bitteren Erfahrungen. Stets war ihr Leben von völliger Parteiunterordnung, widerspruchsloser Akzeptanz auch noch der als verhängnisvoll erkannten Linie geprägt, treu der vermeintlichen Sache des Proletariats ergeben. Die Nähe zum Kadavergehorsam ist kaum mehr zu übersehen. Auch einer wie Herbert Crüger, aus kleinbürgerlich-proletarischem Milieu in Berlin-Neukölln kommend, in jungen Jahren ein Suchender, über Bibelkreis und bündische Jugend, HJ und Otto Strassers Nationalsozialistischer Arbeiter- und Bauernjugend 1932 zur Roten Jungfront (RFB) stoßend, glaubte, in der KPD die Zukunft weisende Kraft gefunden zu haben. Er war aktiv im M-Apparat (illegale Militärorganisation der KPD) tätig, kam so mit der nationalsozialistischen Landvolkbewegung in Ostpreußen, mit dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund und dem Kreis um den nationalbol-schewistischen Karl O. Paetel in Berührung. Im Sommer 1934 traf ihn die für illegal arbeitende Kommunisten nahezu unvermeidliche Verhaftung, nach einem Jahr U-Haft überraschend freigelassen, emigrierte er auf Parteibeschluß in die Tschechoslowakei und setzte hier seine Aufklärungsarbeit für den M-Apparat fort. Als die Situation 1938 kritisch wurde, wechselte er in die Schweiz über, nun von hier aus seine gesammelten Nachrichten weiterleitend. Später spannte ihn dort die Partei in die Organisationsarbeit für das Nationalkomitee Freies Deutschland (NKFD) ein. Als das Komitee auf dem schönsten Wege war, alle deutschen Emigranten zu vereinen, kam Ende 1945 der Auflösungsbeschluß. Obwohl Crüger glaubte, „hiermit sehr viel Porzellan zu zerschlagen“, entledigte er sich „mit Brachialgewalt“ dieses unglücklichen Auftrags.

Auch als Referent für Jugendfürsorge im hessischen Ministerium für Arbeit und Wohlfahrt wie als Parteisekretär in Südwürttemberg galt für ihn die Maxime „Beschluß ist Beschluß“. Als Kommunist war er nicht seinem eigenen Gewissen sondern ausschließlich der Partei verpflichtet, ungeachtet eigener Meinungen und Bedenken. 1951 im Zuge der Noel Field-Hatz wie alle Westemigranten der Funktionen im Bundesgebiet enthoben und in die DDR beordert, gelangte er schließlich als Dozent an das neu eingerichtete Institut für gesellschaftswissenschaftliches Grundstudium an der Humboldt-Universität. In den institutsinternen Diskussionen kamen die ideologischen „Bauchschmerzen“ mit der parteioffiziellen Einschätzung des 17. Juni 1953, zur Unterdrückung von Diskussionen über den XX. Parteitag der KPdSU, über Chruschtschows Geheimrede und Gomulkas Abrechnung mit der polnischen stalinistischen Vergangenheit zum Ausdruck. Crüger und seine Kollegen suchten nach Ansätzen für Veränderungen innerhalb der Partei. In einem Brief an Walter Ulbricht setzte er sich für einen ihm aus der Schweizer Emigration bekannten Mitangeklagten der „Gruppe Harich“ ein. Als Ulbricht im Frühjahr 1957 zum Angriff gegen den „sich an den Hochschulen und Universitäten der DDR ausbreitenden Revisionsismus“ blies, begannen auch an Crügers Institut scharfe Auseinandersetzungen. Im März 1958 wurde er verhaftet und im Dezember d.J. in einem Geheimprozeß zu acht Jahren Zuchthaus wegen Staatsverrat, staatsfeindlicher Tätigkeit usw. verurteilt. Crüger selbst dazu: „Alles, was es gab, war ein offener Meinungsaustausch am Mensatisch“ (S.165) und „Für viele war es undenkbar, in irgendeiner Form gegen die SED, gegen den Staatsapparat öffentlich aufzutreten trotz des Unrechts, das ringsum geschah. Auch

für mich wäre das undenkbar gewesen“. „Wir lebten in der Illusion, daß man durch eine geduldige Arbeit bestimmte kritikwürdige Erscheinungen abbauen könne. Das war ein Trugschluß“ (S.160). 30 Wissenschaftler, fast ein Drittel der Institutsmitarbeiter, die diese Illusion teilten, wurden zur Bewährung in die Produktion geschickt. Herbert Crüger kam nach drei Jahren Haft — u.a. in Brandenburg und Bautzen — frei. Über seine U-Haft bei der Staatssicherheit resümiert er: „Ähnliche Bedingungen bestanden eigentlich nur noch bei der Gestapo“ (S.156). Eingepägt hat sich seiner Erinnerung an die Stasi besonders ein überdimensionales Stalin-Bild und der dort immer wieder gefallene Satz „Irrtümer gibt es bei uns nicht“.

Beatrix Herlemann

ESSER, Albert: **Wilhelm Elfes, 1884–1969. Arbeiterführer und Politiker** (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd.53). — Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1990, 316 S.

Wilhelm Elfes, 1884 als ältester Sohn von fünf Kindern einer hausindustriellen Krefelder Seidenweberfamilie geboren, plädierte als 12jähriger Waise dafür, daß die Geschwister nicht wie vorgesehen einzeln auf die Verwandtschaft verteilt, sondern zusammen in einem katholischen Waisenhaus leben sollten, was auch geschah. Die Familie war und blieb der sichere Ort im wechselhaften Leben des geradlinigen Wilhelm Elfes. Der aufgezwungene Beruf des Schmieds führte ihn ins industrielle Einerlei des Lohnarbeiters. Der Atheismus und die antiklerikale Stimmung seiner sozialdemokratischen Kollegen hielten ihn davon ab, sich ihnen organisatorisch anzuschließen. In der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“ fand er seine soziale und religiöse Überzeugung am deutlichsten wieder. Erst dann folgte der Eintritt in den katholischen Arbeiterverein seiner Pfarre. Von nun an gings — wie für viele intelligente und strebsame katholische Arbeiter — bergauf. Für Elfes sogar steil. Als Absolvent eines sozialwissenschaftlichen Kursus des Volksvereins, der Sozialhochschule für die zukünftigen Funktionäre der katholischen Arbeiterbewegung, wird er — bislang Arbeiter in einer staatlichen Eisenbahnwerkstätte — vom preußischen Staat entlassen, weil eben jener Volksverein auch fürs Streikrecht eintrat. Elfes verläßt seine linksrheinische Heimat und geht nach Hamburg der Arbeit wegen. Nach kurzer Zeit kann er zurückkommen, weil ihm in Krefeld die Stelle eines 2. Arbeitersekretärs im Verband katholischer Arbeitervereine angeboten wurde. Zwei Jahre später (1911) ist das 27jährige ehemalige Waisenkind Redakteur bei der „Westdeutschen Arbeiterzeitung“, dem Verbandsorgan, das kurze Zeit später die Höchstaufage von wöchentlich 200 000 Exemplaren erreichte. Katholischer Glaube und Kriegsbegeisterung, Bekenntnis zur Monarchie und soziales Engagement sind in ihm 1914 vereint. Doch machte die Front ihn zum Pazifisten, die Kriegspolitik und die verschleppten politischen Reformen zum Demokraten, noch bevor andere zweckdienlicher Weise für diese Forderungen ihren Hals wendeten. Er blieb dabei, als diese bereits wieder zu ihren nationalistischen und vordemokratischen Anschauungen zurückkehrten.

1926 wird er strafversetzt. Seine Parteigänger der preußischen Koalition sorgten auf Veranlassung Adam Stegerwalds dafür, daß ihm unmißverständlich und unabweisbar der Posten des staatlichen Polizeipräsidenten in Krefeld angeboten wurde. Elfes war in den Schnittpunkt zweier Schußlinien geraten. Er hatte keinen Hehl daraus gemacht, daß ihm eine weltanschaulich neutrale Gewerkschaft vorschwebte, die — wenn nicht als freier Entschluß aller Organisierten — als wenigstens verspätetes Resultat einer unbarmherzigen Unternehmerpolitik unausweichlich werde. Und er hatte, wenn nicht gegen den Buchstaben, so doch gegen den Geist einer gemeinschaftlichen Bischofserklärung und gegen einen Beschluß des Vorstandes verstoßend, es dem Gewissen der katholischen Arbeiter überlassen, wie sie sich in der Frage des Volksbegehrens für eine Fürstenenteignung entscheiden wollten. Gewissenhaft und mit zunehmender Resignation erfüllte er seine Krefelder Amtspflichten. Es war nicht Feigheit, wie sein persönliches Engagement im bewaffneten Kampf gegen die rheinischen Separatisten bewiesen hatte, es waren mehr seine an der katholischen Hierarchie geschulte Disziplin, die enge Führung durch die preußische Zentrale und die ermächtigende Politik des Zentrums, die den glatten Übergang von der Republik zur Diktatur auch im Polizeiapparat von Krefeld gewährleisteten, Elfes, erst im zweiten Entlassungsschub gegen die „Systembeamten“ relegiert, mußte deshalb noch unter der Hakenkreuzfahne amtieren und SA-Paraden abnehmen. Als Zigarrenhändler sabotiert und gescheitert, findet er ökonomischen Unterschlupf als Vermögensverwalter einer Krefelder Gemeinde und als Reisender in Nahrungsmitteln für katholische Großküchen. Solidargemeinschaft also auch hier, freilich vermittels geschützter Bereiche, die im sozialdemokratischen, kommunistischen, gewerkschaftlichen, anarchistischen etc. Milieu nicht zu finden waren. Als Reisender hielt und knüpfte er Kontakte in einem diskursiven Widerstandskreis um Andreas Hermes, eingeschlossen das Mitwissen um putschwillige Militärs, mit denen er jede Ver-

bindung ablehnte. Nach dem 20. Juli 1944 mußte er die Ermordung dreier enger katholischer Weggefährten — Nikolaus Groß, Bernhard Letterhaus und Otto Müller — erleben. Von einem ehemaligen Untergebenen im Krefelder Polizeipräsidium rechtzeitig gewarnt, kann er dem Zugriff der Gestapo entkommen und auf einem bäuerlichen Dachboden das Ende der Nazizeit abwarten. Als Gladbacher Bürgermeister der Alliierten wurde er erneut politisches Opfer einer restaurativen Phase. Seine pragmatische Schulpolitik, seine konsequente Sozialpolitik, die er ohne Berührungsangst mit Sozialdemokraten und Kommunisten praktizierte, und sein immer wieder geäußelter Traum von einer Partei der Arbeit, wie er sie in der Labour Party seit seiner Studienreise von 1925 annähernd verwirklicht sah, hatten ihn erneut in den Schnittpunkt zweier Schußlinien geraten lassen: die der Gladbacher Honoratioren und die der Parteistrategen der CDU-Spitze. Erneut wird er selbständig, diesmal als Publizist, erneut scheitert er und muß seine, gegen den intriganten Widerstand Adenauers dennoch lizenzierte „Westdeutsche Zeitung“ im Oktober 1949 an die dynamische Konkurrenz der „Düsseldorfer Nachrichten“ verkaufen. Bis 1933 im Parteivorstand des Zentrums, besaß er in der CDU kein Parteiamt, vermutlich Dank ihres Vorsitzenden, den Elfes intern gallig als Konrad Adolf bezeichnete, und dessen durch Ludwig Erhard vertretenen „Neo-Liberalismus“ er aus traditionellen katholischen Gründen ablehnte. Sein publizistisch nicht zu ignorierendes Plädoyer für eine Wiedervereinigung, seine Opposition gegen Westintegration und Wiederaufrüstung und seine demonstrativen Kontakte mit den westlichen Feindbildern des Kalten Krieges bewirkten 1951 seinen Parteiausschluß. Elfes blieb aktiv, als spiritus rector, Spötter meinten — auf seine organisationstechnische Blauäugigkeit abzielend — als Gallionsfigur des „Bundes der Deutschen“, mal mit mal ohne die Gesamtdeutsche Volkspartei erfolglos für den Bundestag kandidierend. Eine seiner zahllosen Vortragsreisen ins Ausland war der Anlaß für eine Prozeßkette, die in einem skandalösen Urteil des Bundesgerichtes endete, das als „Elfes-Urteil“ in die juristische Fachliteratur Eingang gefunden hat. Unglaublich aber wahr: Die Gladbacher Behörden verweigerten die Verlängerung des Reisepasses von Elfes und erhielten in Karlsruhe Recht. Die Einschränkung der grundgesetzlichen Freizügigkeit war bei Anwendung eines Gummiparagrafen rechts und konnte jederzeit gegen politisch mißbilligte Bundesbürger angewandt werden. Das Zweite Vatikanische Konzil, die Wahl Gustav Heinemanns zum Bundespräsidenten und Aspekte der Studentenrevolte bestätigten Elfes in seinem unerschütterlichen Glauben, der säkular als Optimismus gilt.

Eßer ist jedoch zu relativieren, wenn er Elfes in eine katholische Tradition stellt. Zwar war Elfes nie völlig, wenn auch zunehmend isoliert, und vertrat Positionen, die Katholiken allemal, seltener schon im Katholizismus vertrat, er war eher „Einspänner“, wie irgendwo Carl Sonnenschein bereits genannt wurde. Mehr religiös als kirchlich, politisch aber kein Politiker, dickschädelig, nicht querulant, warmherzig und konsequent, pedantisch und humorvoll, alles andere als ein Typ. Elfes gehört mehr in die Abteilung der Salomons, Niekischs und Niemöllers, die vom Kaiserreich auf die zweite Republik übergekommen sind und von vielen der Nachkriegsgeneration entdeckt wurden, ausgerechnet zu Ostern bei einem Spaziergang, der sich Marsch nannte.

Die offiziöse Katholische Kommission für Zeitgeschichte erweist mit dieser Veröffentlichung Wilhelm Elfes die Referenz, der 15 Jahre als Redakteur und sieben Jahre als Polizeipräsident im „linken“ Spektrum des politischen Katholizismus agierte und ab 1933 zunehmend exklusive Positionen vertrat. Eßer hat sich mit seiner Dissertation dem schwierigen Sujet einer Biographie zugewandt und seine Aufgabe glänzend gelöst. Wenn seine Arbeit mehr politikgeschichtlich und weniger biographisch akzentuiert ist, so spiegelt dies die persönliche Bescheidenheit Elfes wider.

Dirk H. Müller

BAJOHR, Frank und Rainer WEICHELT: **Mathias Jakobs. Ein sozial-republikanischer Arbeiterfunktionär in der Krise der Weimarer Republik** (= Geschichte im Klartext). — Essen: Klartext Verlag 1987. 128 S.

Daß Lokal- und Regionalgeschichte auf das Engste verbunden ist mit der Geschichte ihrer Kommunal- und Landespolitiker, also ihrer Eliten „von links bis rechts“, ist fast eine Banalität. Politische Biographien lassen sich aber für Politiker, die der SPD und KPD angehörten, für Hinterbänkler der Landtage und des Reichstags, für die meisten Kommunalpolitiker und erst recht für die meisten Politikerinnen auf Kommunal- und Landesebene nur schwer schreiben, weil diese Personen selten Zeugnisse über sich selbst hinterlassen haben, die den Historikerinnen und Historikern zugänglich wären. Wenn die Autoren im vorliegenden Band den Versuch einer politischen Biographie über Mathias Jakobs, einen Gladbecker Kommunalpolitiker und MdL für die SPD, unternehmen können, so liegt dies zunächst am glücklichen

Fund eines Nachlasses im örtlichen Stadtarchiv und an der methodisch nicht ganz unproblematischen Möglichkeit, Interviews mit Nachgeborenen zu führen, die Jakobs kannten oder mit ihm verwandt sind. Die Autoren stellen den 1885 im Hunsrück geborenen Mathias Jakob, der 1905 nach Gladbeck zog, Bergmann wurde, 1912 dem Alten Verband und wenig später der SPD beitrug, der vor 1914 die Ortsgruppe Gladbeck-Mitte leitete, 1919 SPD-Vorsitzender von Gladbeck und 1922 Sprecher des Stadtparlamentes wurde und schließlich 1924 Landtagsabgeordneter wurde, im Kontext seiner Herkunft und seiner Bindungen an das sozialdemokratische Milieu und an seine beruflichen Erfahrungen im Bergbau dar. Deutlich werden die Möglichkeiten und Grenzen kommunaler Sozialpolitik in der Weimarer Republik, die nicht nur durch einen schrumpfenden Finanzrahmen bei steigenden sozialpolitischen Anforderungen der Kommunen bestimmt wurden, sondern deren politische Linie zunächst einmal gegen politische Gegner im Stadtparlament, die in der Regel eine größere parlamentarische Erfahrung besaßen, durchgesetzt werden mußte. In seiner Funktion als Landtagsabgeordneter wies er den Preußischen Landtag kontinuierlich auf die Arbeitsverhältnisse der Bergarbeiter im Ruhrbergbau hin. Er nahm zu Fragen der Technisierung, zum Kohlenabsatz, zu betriebswirtschaftlichen Skandalen im Staatsbergbau und zur dramatisch ansteigenden Jugendarbeitslosigkeit seit der Stabilisierungskrise Stellung und leistete damit einen Beitrag zur Erklärung der politischen Radikalisierung einer „ausgesperrten“ Generation. Als Exponent der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen lokalen und regionalen Elite wurde Jakob im Juni 1933 verhaftet, im Zuchthaus Herford festgehalten und im September 1933 in das ostfriesische Konzentrationslager Bourtanger Moor verschleppt. Im Dezember desselben Jahres entlassen, starb er im Mai 1935 an den Folgen der ihm zugefügten seelischen und körperlichen Mißhandlungen. Die Übernahme der politischen Macht durch die Nationalsozialisten am Ort und im Land und das Bündnis mit den nationalkonservativen und deutschnationalen Eliten wäre das zweite Kapitel einer deutschen Lokal- und Regionalgeschichte.

Karin Hartewig

de CORT, Bart: „Was ich will, soll Tat werden“. **Erich Kuttner 1887–1942. Ein Leben für Freiheit und Recht.** Hrsg. vom Bezirksamt Tempelhof von Berlin. Red.: Kurt SCHILDE (= Deutsche Vergangenheit — Stätten der Geschichte Berlins, Bd.42). — Berlin: Edition Hentrich 1990. 95 S.

Im Rahmen eines Gedenkbuchprojekts zur Ehrung der Tempelhofer Opfer des Nationalsozialismus unter dem Motto „Erinnern — und nicht vergessen!“, liegt nunmehr eine durch Quellenmaterialien reich illustrierte Erich-Kuttner-Biographie vor, die zunächst als Begleitbroschüre zu einer Kuttner-Ausstellung gedacht ist, darüber hinaus aber einen nicht geringen Eigenwert als literarische Darstellung einer fast vergessenen Persönlichkeit aus dem sozialdemokratischen Führungsgremium der Weimarer Zeit besitzt. Denn das von Bart de Cort, Amsterdam, mit Pietät, ja sogar Liebe, erstellte Manuskript (im Archiv der Sozialen Demokratie-FES, Bonn), das von Kurt Schilde aus altmodischem, „holländischen Deutsch“ in eine ansprechende, zeitnahe Form gebracht wurde, ist mehr als ein Lebensbericht eines „der wenigen, die aktiv gegen das nationalsozialistische Regime etwas taten“ und dafür mit ihrem Leben bezahlten (Geleitwort von Klaus Wowert, Bezirksstadtrat). Vor uns eröffnet sich ein Stück deutscher und niederländischer Geschichte, vom Vorabend des Ersten bis zur Klimax des Zweiten Weltkriegs.

Wie um diese Zeitenwenden — und damit auch Kuttners persönliches und ideologisches Engagement — zu markieren, bieten sich in seinem Leben Ereignisse der Jahre 1911 und 1941 als Meilensteine an. 1911 trat er aus dem Judentum aus, verließ den preußischen Justizdienst und widmete sich seiner nunmehr dezidierten Arbeit in Wort und Schrift für die Mehrheits-SPD; 1941 gestand er seine tiefgreifende Desillusionierung mit der Politik der SPD ein, widmete sich Geschichtsforschungen und — kehrte zum Judentum zurück. Seine Exilzeit in Amsterdam, Paris, Spanien und schließlich wieder in Amsterdam, und deren steigende materielle Not teilte mit ihm getreulich seine Lebensgefährtin Fri(e)da, einst die Hausangestellte seiner Eltern. Sie war Kuttners, des Intellektuellen, tatsächliche, reale Verbindung zu den Massen, für die er kämpfte, bis die Besatzungsbehörden ihn verhafteten, durch die Lager zerrten und ihn schließlich in Mauthausen am 6. Oktober 1942 „auf der Flucht erschossen“. Trotz kleiner und unwesentlicher sachlicher Entgleisungen ist dem Verfasser und dem Redakteur eine weit über den Umfang des Bändchens hinausreichende Leistung geglückt, die beachtet zu werden verdient.

Jacob Toury

DRABKIN, Jakow: **Die Aufrechten. Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Clara Zetkin.** Aus dem Russischen übersetzt von Ines Mietkowska-Kaiser und Gerhard Kaiser. — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1988. 511 S.

Clara Zetkin gebrauchte 1919 eingedenk ihrer toten Freunde Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg und Franz Mehring in Anlehnung an eine Züricher Novelle Gottfried Kellers das Bild von den „vier Aufrechten“. Jakow Drabkin nimmt diese Metapher auf und macht sie zum Titel, man könnte auch sagen zum politisch-pädagogischen Leitmotiv einer Dokumentarerzählung, die den heldenhaften Kampf dieser „kleinen Gruppe aufrechter, treuer Revolutionäre“ um die „großen Ideale des Sozialismus“ zum Inhalt hat. Die Verbindung der Revolutionäre gründet sich nicht wie bei Keller auf die freundschaftlichen Beziehungen in einer praktischen Solidargemeinschaft, sondern konstituiert sich durch einen politischen Auftrag, dem selbstbestimmten Kampf der bürgerlichen Intelligenz „für die Interessen des Proletariats“ (ein Wort des Autors). Das politische Ideal ist hier dem eigenen Sein entfremdet und ergießt sich in immerwährenden Disputen, stetigem Streit um die Richtigkeit der Quellenauslegung und die angemessene Interpretation des Gegenwärtigen im Lichte des überkommenen Lehrgebäudes. Den Marxismus, der „solange das Proletariat seinen Befreiungskampf führen wird, das letzte Wort aller Gesellschaftswissenschaft“ (S.165) ist, versteht Drabkin nicht als „Theorie eines Individuums“, der folglich „ein anderes Individuum eine andere und höhere entgegenstellen könnte“, sondern vielmehr den „in Gedanken erfäßt[en] proletarische[n] Klassenkampf“ und als solcher ist er „aus den Dingen selbst, aus der historischen Entwicklung emporgewachsen“ (ebd.) und ebenso wandelt er sich mit ihnen. Theoriebildung wird hier in den Bereich der Naturgeschichte überführt, die Theorie selbst, trotz ihrer Historizität, ein außerhalb der konkreten Subjekte existentes Substrat, das als Weltgeist allein der Erkenntnis der Partei obliegt und dessen praktische Vermittlung zu ihren vornehmsten Aufgaben gehört.

Jakow Drabkin räumt Rosa Luxemburg in seiner Dokumentarerzählung den größten Raum ein. Dabei frischt er keineswegs den „Popanz des Luxemburgismus“ auf, der mit Georg Lukács' Aufsatz aus dem Jahre 1921 beginnt und nach dem Scheitern des „deutschen Oktober“ 1923 sowie der im Zuge der Machtübernahme durch die Linke einsetzenden Bolschewisierung der KPD, das heißt dem Aufbau eines „stählerne[n], zentralisierte[n], von oben bis unten kräftig zusammengeschweißten Apparat[s] der kommunistischen Partei“ (G.J. Sinowjew), zum zentralen Legitimationsthema einer schlechthin autoritativen Parteiorganisation wird. Seine Fortsetzung findet der Kampf gegen das „System falscher Aussagen“ in Fred Oelßners Luxemburg-Biographie von 1956 und in neueren Publikationen wie die von Annelies Laschitzka und Günter Radczun, die mit dem Feststellen der Allgemeingültigkeit des Leninschen Konzeptes der „Partei neuen Typs“ („Rosa Luxemburg. Ihr Wirken in der deutschen Arbeiterbewegung“, Frankfurt/M. 1971, S.137f.) die abweichenden Organisationsvorstellungen Rosa Luxemburgs auszugrenzen suchen. Drabkin kennt dagegen weder Gegensätze noch schwerwiegende Differenzen, postuliert vielmehr die „tiefe Verbindung“ Lenins und Rosa Luxemburgs in ihrem Kampf gegen den Opportunismus. Nicht zu Unrecht weist er auf Übereinstimmungen hin, aber mit ihrer Verabsolutierung fällt Drabkin schließlich in eine Apologetik des Leninismus zurück. Das wird besonders deutlich an der Behandlung der Luxemburgschen Schrift zur Russischen Revolution und des frühen Streits um die Organisationsfrage. Der Autor unterbricht beide Male die Erzählung und läßt den Geschichtswissenschaftler zu Wort kommen, nicht zuletzt, um dem „heutigen Antikommunisten“ einen der „Trümpfe“ (S.138) aus der Hand zu nehmen. Drabkin bemüht nicht etwa politische Analytik, sondern macht Rosa Luxemburg in der Organisationsdebatte zum Opfer eines listigen Anerbietens des Menschewisten A.N. Petrossow, der mit der Bitte um eine Kritik an den blanquistischen Organisationsvorstellungen Lenins die Absicht verband, „die durch die westeuropäischen Revisionisten als Anhängerin Blanquis“ diskreditierte deutsche Sozialdemokratin zu einer Rechtfertigung zu veranlassen. Bekanntlich klappte dies glänzend, da Rosa Luxemburg in ihrer Schrift über „Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie“, „so scharf wie unbegründet“ (ebd.), den Ultrazentralismus Lenins kritisierte. Mit dem Text zur Russischen Revolution kann nach Drabkin keineswegs die Alternative eines „demokratischen Kommunismus“ begründet werden. Ein Gegensatz zwischen Rosa Luxemburg und dem Leninismus ist für ihn nichts anderes als eine Konstruktion, die „von feindlichen Absichten oder Unkenntnis“ (S.407) kündigt. Drabkin glaubt Luxemburgs Forderung einer demokratisch konstituierten Übergangsgesellschaft mit ihrer Erfahrung der Novemberrevolution, die „zur Einsicht in die Notwendigkeit führt, mit aller Kraft der Grausamkeit des konterrevolutionären Terrors entgegenzuwirken“ (S.409), relativieren zu können. Nicht zuletzt führte auch Lenin, so Drabkin, in den Jahren nach der Oktoberrevolution den „energischsten Kampf um die Einhaltung der revolutionären Gesetzlichkeit“ (ebd.). Es sei an dieser

Stelle dahingestellt, was unter „revolutionärer Gesetzlichkeit“ zu verstehen ist, aber Drabkins Denunziation abweichenden Denkens läßt unvermittelt den dogmatisierenden Legitimationswissenschaftler zu Tage treten, der retten möchte, was nicht zu retten ist: das Denkmal Lenins.

Berthold Grzywatz

WETTE, Wolfram: **Gustav Noske. Eine politische Biographie.** Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt. — Düsseldorf: Droste 1987. 876 S.

Gustav Noske (1868–1946) ist bis zum heutigen Tage ein Mann, dessen Name Emotionen wachruft. „Bluthund“ der Reaktion, „Arbeitermörder“, „Militarist“ und „Sozialfaschist“ für die einen, ordnungsstiftender „Retter vor dem Bolschewismus“ für die anderen — so ist Noske in die Geschichte eingegangen. Holzschnittartig, ohne besonderes Bemühen um Differenzierung wird sein Wirken im Positiven wie im Negativen beurteilt. Dabei bilden immer die 15 Monate zwischen Ende Sommer 1918 und Ende März 1920, die Zeit, in der Noske zunächst als Volksbeauftragter und als Reichswehrminister die Verantwortung für die militärische Macht in Deutschland trug, den Maßstab für die Beurteilung und alles, was er zuvor getan hatte oder danach noch leistete, wird lediglich als Vor- oder Nachgeschichte betrachtet. Obgleich nicht völlig unberechtigt, denn die Zeit des großen politischen Einflusses und der verantwortlichen Gestaltungsmöglichkeit machen nun einmal die 15 Monate Ende 1918 bis März 1920 aus, ist dies doch eine Betrachtungsweise, die dem Mann und seinem Wirken nicht gerecht werden kann. Wolfram Wette, der die erste wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie Noskes vorgelegt hat, verfällt nicht in diesen Fehler. Seine Biographie umfaßt auch die Entwicklung des Politikers bis 1918, bringt vor allem zu der wenig beachteten kommunalpolitischen Tätigkeit Noskes in Chemnitz wichtige neue Ergebnisse. Die kommunalpolitische Arbeit, verbunden mit der Redakteurtätigkeit, hat Noske eine solide und bis in den Sommer/Herbst 1919 ganz unangefochtene Stellung innerhalb der Chemnitzer Sozialdemokratie verschafft; die Parteibasis stand ganz unabhängig von seinem politischen Kurs im Reichstag, dem er seit einer Nachwahl 1906 für den Wahlkreis Chemnitz angehörte, unerschütterlich hinter ihm, mit dem dann doch bezeichnenden Resultat, daß bei den Wahlen zur Nationalversammlung in Chemnitz die USPD eine Splittergruppe und die MSPD die unangefochtene Mehrheitspartei blieb, eine Tatsache, die, verglichen mit den übrigen Wahlergebnissen im ehemaligen Königreich Sachsen, schon bemerkenswert ist.

Natürlich steht im Zentrum auch von Wettes Biographie die Zeit Ende 1918 bis März 1920; mehr als 520 Druckseiten oder fast zwei Drittel des gesamten Textes werden hierauf verwandt. Z.T. hängt diese große Ausführlichkeit mit einem, nicht von dem Autor zu verantwortenden Problem zusammen: Es gibt von Noske zwar zwei Erinnerungswerke, aber keinen wesentlich zu nennenden Nachlaß und auch die für die amtliche Tätigkeit wichtigen Aktenbestände, die des Reichswehrministeriums, sind nicht überliefert. Der Biograph steht damit vor einem sehr schwierig zu lösenden Methodenproblem: Nicht nur gibt es kaum eine Möglichkeit direkt und ungefiltert etwas über die Motive, die Absichten und Zielsetzungen zu erfahren, sondern schlimmer noch, es gibt noch nicht einmal eine Basis für eine vollständige und zweifelsfreie Rekonstruktion der amtlichen Tätigkeit. Das alles muß vielmehr auf schwierigen Umwegen erschlossen werden. Quellen, über deren Zuverlässigkeit im Tatsächlichen und noch viel mehr in Bezug auf Motive man sich keine Illusionen machen darf, müssen ebenso herangezogen werden wie Quellen, die höchstens indirekt noch etwas mit Noske und seiner Arbeit zu tun haben. Das alles führt dazu, daß Wette praktisch den gesamten Bereich militärischer und militärpolitischer Fragen und Problemlösungen abschreiten muß, um das Bild des Politikers Gustav Noske herauszuarbeiten. Methodisch ist das nun keineswegs unproblematisch, zumal gleichzeitig weitgehend ausgeblendet bleibt Gustav Noske als Nichtmilitärpolitiker, der er natürlich auch und vor allem war. Wette zeichnet ein differenziertes, um Gerechtigkeit bemühtes, dennoch (oder gerade deswegen) aber sehr kritisches Bild von Gustav Noske. Auf der einen Seite werden — beginnend mit der Kieler Matrosenrevolte bis hin zum Kapp-Putsch — durchaus die Belastungen, die von niemandem einfach wegdiskutierbaren objektiven Schwierigkeiten gesehen, vor die sich jeder Politiker gestellt gesehen hätte, der die Aufgabe zu übernehmen hatte, die Auflösung der alten militärischen Macht und die Gestaltung einer neuen, republiktreuen Reichswehr unter erheblichem Zeitdruck, von innen- und außenpolitischen Zwängen begleitet, durchzuführen. Auf der anderen Seite arbeitet Wette präzise und untermauert durch ein auf stupender Literatur- und Quellenkenntnis beruhendes Beweismaterial die von Noske zu verantwortenden Entscheidungen heraus: Die Unterdrückung der Bestrebungen zur Bildung einer „Volkswehr“, der bedenkenlose Einsatz von eher republikfeindlichen Truppen und Offizieren, die allzu große Nachsicht gegenüber offen zum Ungehorsam der Regierung gegenüber aufrufenden Offizieren, der mangelnde Nachdruck bei der Ver-

folgung von Offizieren, die in klarer Überschreitung ihrer Kompetenzen handelten oder — wie im Falle Liebknecht/Luxemburg — direkt der Anstiftung und Beihilfe zum Mord schuldig waren. Dabei macht der Autor deutlich, wie sehr sich Noskes Bild innerhalb weniger Monate von einer hochangesehenen und als unentbehrlich betrachteten Führerpersönlichkeit bei seiner eigenen Partei zum „Paria“ wandelte, mit dem niemand mehr etwas zu tun haben wollte. Natürlich spielte dabei der Kapp-Putsch eine wesentliche Rolle, sah man in der SPD hierin doch den Beweis für eine völlig verfehlte und viel zu nachsichtige Politik Noskes gegenüber den alten „Militaristen“. Man könnte argumentieren, daß Noske in der schwierigen Umbruchsituation 1919/20 den gescheiterten Versuch zu einer nationalen Integrationspolitik unternommen hat, in der auch den alten Eliten ihr Platz und ihre Teilhabe am politischen Entscheidungsprozeß gesichert sein sollte. Wette wählt diese Argumentation nicht, sondern versucht Noskes Politik aus überzogener Bolschewismussfurcht, überzogenem „Ordnungs“-streben, wohl auch ein wenig eitler Genugtuung, daß die alten kaiserlichen Generale und Admirale ihn so hofierten, zu erklären. Hierüber läßt sich vortrefflich streiten; für beide hier angedeutete Interpretationsmuster der Noskeschen Politik lassen sich Argumente anführen. Völlig unverständlich erscheint dem Rezensenten freilich, daß der wissenschaftliche Beirat des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes versucht hat, die Publikation dieser Biographie als Arbeit des MGFA zu unterdrücken — und man kann nur dankbar begrüßen, daß der Amtschef des MGFA Charakter und Standfestigkeit genug besessen hat, diesen Zensurversuch zurückzuweisen.

Den Wertungen Wettes kann nicht in allen Fällen zugestimmt werden; das hängt z.T. auch mit einer nicht richtigen Tatsachendarstellung bei Wette zusammen. Als ein Beispiel soll hier folgendes herausgegriffen werden: Auf S.285ff. stellt Wette die Frage, wieso Noske bei den Dezember-Unruhen 1918 und dann wieder im Januar 1919 sofort den Einsatz von Militär geplant hat, obgleich es sich doch um eine genuin polizeiliche Aufgabe handelte. Eine, für die Gesamtinterpretation von Noskes Politik entscheidende Ursache sieht Wette in dem Willen des Tatmenschen Noske, sofort und ohne jede Rücksichten „Ordnung“ schaffen zu wollen. Nun, das ist eine schön ausgedachte Interpretation; vielleicht wäre es aber doch naheliegender gewesen, erst einmal zu prüfen, wieviele Polizeimannschaften denn im Raum Berlin im Dezember 1918 bzw. Januar 1919 zur Verfügung standen. Das hätte Wette leicht anhand des Haushaltsplans Preußens für das Jahr 1918 tun können und dann festgestellt, daß die Stärke der verfügbaren Polizeikräfte niemals für den Fall innerer Unruhen ausreichte. Der personelle Ausbau der Polizei erfolgte überall erst nach 1920 — und das hatte objektiv auch etwas damit zu tun, daß bisher bei der Armee liegende polizeiliche Aufgaben auf eine erst jetzt aufgebaute kasernierte Schutzpolizei übertragen wurden. Dies ist ein Beispiel, es ließen sich noch viele andere anführen: So Wettes Interpretation von Noskes Verbot der Streiks in lebenswichtigen Betrieben oder seine Beteiligung am Aufbau der Technischen Nothilfe; auch hier ergeben sich viele unzutreffende Annahmen durch eine nicht hinreichende Untersuchung der tatsächlichen Verhältnisse. Natürlich sind dies keine die Grundthesen von Wette erschütternden Einwände; in seiner Argumentation hätte er auf das Ansprechen dieser Probleme ganz verzichten können und wäre doch zu nicht wesentlich abweichenden Ergebnissen gekommen. Vielleicht aber wäre es doch erfolgversprechender, Noskes Politik würde konsequent unter dem Gesichtspunkt Integration und Verhinderung der Spaltung der Nation interpretiert; denn vieles, was sonst als so unverständlich in dem Handeln des Sozialdemokraten Noske erscheint, wird dann völlig einsichtig — und die Forschung würde endlich dazu gezwungen, noch einmal die Politik aller sozialen Gruppen, aller politischen Parteien und Interessengruppen zu überprüfen und die Frage nach dem Scheitern der Weimarer Republik wäre endlich richtig gestellt.

Peter-Christian Witt

VOGELER, Heinrich: **Werden. Erinnerungen. Mit Lebenszeugnissen aus den Jahren 1923–1942.** Hrsg. von Joachim PRIEWE und Paul-Gerhard WENZLAFF. — Fischerhude: Verlag Atelier im Bauernhaus 1989. 587 S., 71 Abb.

HOHMANN, Werner: **Heinrich Vogeler in der Sowjetunion 1931–1942.** Daten. Fakten. Dokumente (= Worpssweder Taschenbücher). — Fischerhude: Galerie Verlag 1987. 166 S.

Bereits 1952 war eine erste Ausgabe der Erinnerungen Heinrich Vogelers von Erich Weinert herausgegeben worden. Weinert hatte das nur als Fragment nachgelassene Werk geordnet und ohne Rücksicht auf Entwürfe und endgültige Fassung einzelner Abschnitte eine strenge stilistische Redaktion vorgenommen, die zwar ein gedanklich geschlossenes Werk zeitigte, durch Straffungen und Streichungen aber wichtige Episoden im Leben Vogelers verkürzte. Die von Joachim Priewe und Paul-Gerhard Wenzlaff herausgegebene neue Edition publiziert zum ersten Mal die vollständigen Lebenserinnerungen nach den

Handschriften Vogelers aus dem Nachlaß Erich Weinerts und läßt damit auch ihren fragmentarischen Charakter hervortreten. Die Entwürfe Vogelers wurden zusätzlich abgedruckt. Den bisher am wenigsten erforschten Lebensabschnitt Vogelers, die Zeit zwischen 1923 und 1942, suchten die Herausgeber durch erstmalig veröffentlichte Briefe aufzuhellen. Allerdings handelt es sich nur um einen schmalen Ausschnitt der Korrespondenz Vogelers, die, wie die Herausgeber anmerken, noch kaum erschlossen und vermutlich um ein Vielfaches größer ist.

Die Lücken in Vogelers Werdegang sind denn auch beträchtlich, insbesondere für solche Perioden wie die späten zwanziger Jahre oder die Zeit der Moskauer Schauprozesse fehlen ebenso substantielle Informationen wie zu Vogelers Stellung zur sowjetischen Außen- und Innenpolitik. Werner Hohmanns Dokumentation zu Vogelers Aufenthalt in der Sowjetunion kann diesem Mangel nicht abhelfen. Nur aus einem 1983 von Hohmann mit dem Bremer Baumwollkaufmann George W. Hirschfeld geführten Interview, der den Maler im März 1940 in Moskau besuchte, erfährt man, daß Vogeler wegen der Verfolgungen schwere Zeiten durchgemacht habe und Gefahren ausgesetzt gewesen sei. Vogeler berichtete weiter von vielen Leuten, auch von seinen Bekannten, die getötet worden seien (Hohmann, S.70). Wenn aber Vogeler etwa zur selben Zeit in einem Brief an Gustav Regler von der „klare(n) Politik der Sowjetunion“ spricht, „in der es niemals sentimentale Bedenken geben kann und wird“ und „Zielbewußtsein und unerschütterliches Vertrauen“ behauptet, das durch die neuen von der Parteiführung geschaffenen Wirklichkeiten hervorgerufen werde (Vogeler, S.454), zeigen sich Widersprüche, die zunächst der editorischen Arbeit angelastet werden müssen, zumal Werner Hohmann ausdrücklich betont, daß seine Dokumentation über die sowjetischen Jahre Vogelers mit der Veröffentlichung seiner Lebenserinnerungen abgestimmt worden ist (Hohmann, S.9). Weitere editorische Mängel zeigen sich bei der chronologischen Ordnung der Texte. Der Abschnitt „Berlin“ (Vogeler, S.307ff.) beschreibt den Bruch zwischen Zofia Marchlewska und Heinrich Vogeler, es folgen zwei Kapitel über Reisen nach Zentralasien und einem Aufenthalt in Moskau im Jahre 1926, schließlich beginnt der Abschnitt „Ursula“ (S.335ff.), der die Begegnung mit Ursula Dehmel in die Jahre 1927–1928 legt. Selbst wenn Vogeler diese zeitliche Einordnung vorgenommen haben sollte (vgl. S.555), weist der Inhalt doch auf eine spätere Zeit hin. Vogeler schreibt, daß das Wiedersehen mit Ursula Dehmel in die Zeit seines Bruchs mit der KPD fällt, er erwähnt den Berliner Rohrlegerstreik, der Ende August 1929 inszeniert wurde und bis Ende Oktober andauerte, seinen Anschluß an die Opposition um Heinrich Brandler und August Thalheimer sowie seine Trennung von der KPO, nachdem diese sich auf einer Konferenz in „Gegensatz zur Sowjetpolitik“ setzte (vgl. S.336–339). Bei diesem Treffen könnte es sich um die am 19. Oktober 1929 in Weimar abgehaltene II. Reichskonferenz der KPO handeln, auf der es zum ersten Mal ideologische Kontroversen über die Stellung der Partei zur Sowjetpolitik gab. Die entscheidende innerparteiliche Auseinandersetzung fand allerdings erst auf der III. Reichskonferenz der KPO am 13. und 14. Dezember 1930 in Berlin statt. Sollte Vogeler auf die II. Reichskonferenz angespielt haben, fiel der Beginn seiner Beziehung mit Ursula Dehmel in den Herbst 1929, während die gemeinsame Reise zu Fritz Jordi ins Tessiner Fontana Martina zum Ausgang des Sommers 1930 aufgenommen wurde (vgl. S.343). Die Herausgeber datieren dagegen die Reise in den Mai 1929 (S.532), Hohmann nimmt wohl richtiger den Herbst 1930 an (S.17). Ein weiteres Beispiel: Vogelers Arbeit für die Internationale Hilfsorganisation für die Angehörigen politischer Gefangener (IHV), einer Nebenorganisation der KPO, lassen Priewe/Wenzlaff bereits mit der offiziellen Gründung der KPO am 30. Dezember 1928 einsetzen (S.531), den Postkartenentwurf Vogelers zum 1. Mai legen sie in das Jahr 1929 (S.338), Hohmann nimmt statt dessen an, daß Vogeler den Entwurf für die IHV 1930 angefertigt hat (S.17). Auch hier dürfte Hohmann richtiger liegen, da die Aktivierung der IHV durch die KPO im Frühjahr und Sommer 1930 einsetzte (vgl. Karl Hermann Tjaden, „Struktur und Funktion der ‚KPD-Opposition‘ (KPO)“, Meisenheim am Glan 1964, S.148f.).

Solche Ungereimtheiten tragen zur Irritation des Lesers bei, der zwar erfreut registrieren mag, daß die Herausgeber nicht den romantischen gegen den realistischen Vogeler — oder auch umgekehrt — ausspielen wollen (S.489f.), aber mit Befremden bemerken wird, daß Vogeler hier zum aufrecht lernenden Kommunisten, für den es wohl „Enttäuschungen“ aber niemals „Resignation“ gibt (S.498), stilisiert wird. Im Hinblick auf die Beurteilung der späteren künstlerischen Arbeit Vogelers bleiben die Herausgeber im Bannkreis eines stalinistischen Geschichts- und Politikverständnisses — wen wundert es da, wenn, um nur ein Beispiel zu nennen, Brandler und Thalheimer nach wie vor als „Rechtsopportunisten“ diffamiert werden und Hohmann kämpferisch gegen den Antikommunismus früherer Vogeler-Biographen wie Heinrich Wiegand Petzet auftritt —, das Entwicklung nur noch als Bewährung, als Bestehen von „Gefährdungen“ (S.498) begreift, da man sich mit dem Eintritt in den organisierten Kommunismus der Inkarnation des geschichtlichen Willens unterworfen hat.

Doch trotz dieser Einwände sei die Lektüre der Lebenserinnerungen Vogelers wärmstens empfohlen, sind sie doch, trotz aller Lücken, die subtile Schilderung einer langen Bekehrung, die nicht allein politischer ratio, sondern nicht weniger psychologischen Faktoren verpflichtet ist. Man könnte Vogelers Leben metaphorisch als Heimatsuche umschreiben, eine Suche, die sowohl künstlerischer Unrast, Freiheitsstreben und sozialem Engagement als auch der Schwierigkeit, dauerhafte Bindungen einzugehen, entsprang. Vogelers künstlerische Selbstsucht ließ die Beziehungen zu den herausragenden Frauen seines Lebens scheitern, Heimat war ihm schließlich nicht mehr vorstellbar in einer engen Solidargemeinschaft, zumal er gegenüber den geschlechtlichen Beziehungen die Dominanz des schöpferischen Prozesses behauptete, sondern nur noch in der Verschmelzung von Kunst und Leben im Rahmen einer schöpferischen Verbindung mit der „Masse“, aus der allein eine neue Orientierung gewonnen werden konnte. „Wo ist der Weg eines ehrlich Suchenden. Welche Irrwege muß ein Mensch gehen, der einsam sucht, ohne die große führende Bindung mit der Masse zu finden...?“ (S.143) fragt Heinrich Vogeler und glaubt den Weg über den Eintritt in die kommunistische Bewegung, der zukünftig das eigene Leben gehörte (S.349), gefunden zu haben. Wie viele Gleichgesinnte saß Vogeler einer mehrfachen Mystifikation auf: der Gleichsetzung von Partei und Klasse, der Bestimmung des Proletariats als universalem Instrument der Weltgeschichte sowie der Gleichsetzung von proletarischer Ideologie und historischer Wahrheit. Zudem übersah Vogeler, daß die Bedeutung eines ästhetischen Werkes nicht auf seinen Klasseninhalt beschränkt werden konnte und weiterhin, daß die Autonomie des künstlerischen Prozesses nicht durch das formelle Eingebundensein in Produktionsgemeinschaften aufgehoben war.

Vogeler empfand seine künstlerische Existenz in der Sowjetunion nun keineswegs als zufriedenstellend. Er beklagte die materiellen Arbeitsbedingungen und die Reglementierungen durch staatliche Organe, vor allem aber die Erfahrung einer künstlerischen Leere. In einem Briefentwurf an Alexander Tolstoi vom Spätsommer 1940 erklärte Vogeler, daß er bei seinen Arbeiten nicht über „eine Reportage aus dem sozialistischen Aufbau“ (S.457) hinausgekommen, sein Ziel dagegen „die Gestaltung einer großen monumentalen sowjetischen Kunst“ wäre, mit der durch „die Wiedergabe des Neuen“ (S.459), nicht zuletzt im „neuen Menschen“, der „neue(n) Sowjetintelligenz der Stachanowarbeiter“ (S.449) seinen Ausdruck findend, Erschütterung und Überzeugung im Leben des Einzelnen ausgelöst werden könnten. Den endlosen Theoriediskussionen unter den Moskauer Künstlern stand Vogeler ablehnend gegenüber, er beklagte ihre Isoliertheit, die sich wie eine Sperre auf dem Weg zur neuen Monumentalkunst aufbaute. Der Mann vom Barkenhoff hatte sich dem sozialistischen Realismus verschrieben, sowohl in Abgrenzung von der privilegierten Atelierskunst bevorzugter Moskauer Künstlerkreise als auch in Opposition gegen die „Zersetzungserscheinungen“ (S.353) bürgerlicher Kunst. Die Auflösung von Form und Farbe, die Reduktion der Form auf den Kubus und endlich die Abstraktion aller Wirklichkeit waren hier für Vogeler „Spiegel der naturgeschichtlichen Entwicklung des Menschen bis zur Untragbarkeit der Entmenschlichung“ (S.354). Vogelers Rezeption bürgerlicher Kunst blieb in der offiziösen Widerspiegelungstheorie befangen, die durch voluntaristische politische Theoreme wie eben dem der allgemeinen Krise des Kapitalismus überlagert wurde. Die Sensibilität gegenüber anderen künstlerischen Entwicklungen war dem Kommunisten Vogeler verlorengegangen, was sich schon am Verhältnis Vogelers zu Bernhard Hoetger bemerkbar gemacht hatte. Den expressionistischen Mystiker weiß er nur noch zu diffamieren und Vogeler ist sich nicht zu schade, die Nationalsozialisten, die Hoetgers Baukunst ablehnten, als Beweis für dessen „Geistlosigkeit“ anzuführen (vgl. S.256f.).

Vogeler stand der Entwicklung der Sowjetgesellschaft durchaus nicht unkritisch gegenüber. Er notierte etwa nach seiner Evakuierung im September 1941 die schlechte Arbeitsorganisation bei einem Staudammabbau in Kasachstan, die vorwiegend auf eine mangelhafte Lebensmittelversorgung zurückzuführen war. Vogeler wußte durch seine Erfahrung auf verschiedenen Kolchosen, daß auf dem Wege des „Einpeitschens“ (S.362) ebensowenig eine Änderung der Arbeitsdisziplin zu erwarten war wie durch eine demagogische Darstellung der kapitalistischen Arbeitsweise. Doch nirgendwo finden sich bei dem sensiblen Beobachter Vogeler auch nur Andeutungen einer grundsätzlichen Distanz zum sowjetischen Herrschaftssystem unter Stalin. Vielleicht gilt auch für Vogeler, was Arthur Koestler einmal allgemein zu den kommunistischen Aktivisten der zwanziger und dreißiger Jahre bemerkte, daß sie einerseits durch selbstlose Hingabe an die Arbeit ihr Gewissen betäubten, andererseits sich nicht dem Syndrom, durch Abgrenzung von der Partei zum Außenseiter der Geschichte zu werden, entziehen konnten.

Berthold Grzywatz

Lehreropposition im NS-Staat. Biographische Berichte über den „aufrechten Gang“. Hrsg. von Lutz van DICK. Mit einem Vorwort von Hans-Jochen GAMM. Überarb. Neuausg. (= Fischer Taschenbuch 4442). — Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1990. 247 S.

Lutz van Dick gibt im Hauptteil seiner Arbeit die „Lebensgeschichten“ von sechs Lehrerinnen und sieben Lehrern wieder, die sich zwischen 1933 und 1945 oppositionell verhielten. Einer der Lehrer war Jude, sechs gehörten als Sozialdemokraten oder Kommunisten zur Arbeiterbewegung oder standen ihr sehr nahe. Vier unter den Frauen waren religiös gebunden, eine war „Vierteljüdin“, eine kam aus der linken Reformpädagogik. Zehn der Oppositionellen gehörten den Jahrgängen 1900 bis 1908 an, zwei waren 1895 geboren, einer 1915.

Kriterium für oppositionelles Verhalten war für den Herausgeber die nachgewiesene Existenz von Konflikten mit „vorgesetzten Stellen“ vom Schulleiter bis hin zu Gestapo und SA/SS. Das Spektrum des oppositionellen Verhaltens reichte dabei von „Nonkonformität“ und „Verweigerung“ bis „Protest“ und „Widerstand“, der nur außerhalb der Schule illegal geleistet werden konnte, was zwei der oppositionellen Lehrer, beide Kommunisten, riskierten.

Van Dick hat die in hohem Lebensalter stehenden Zeitzeugen aufgespürt. Er hat zwischen März 1985 und März 1987 mit ihnen — in einem Fall mit der Witwe — gesprochen, hat seinen Fragen das Datengerüst: „eigene Schulzeit, Lehrerausbildung, Lehrerereignisse vor 1933, Lehrerereignisse 1933–1945, die Zeit nach 1945“ zugrundegelegt und hat dann den Zeitzeugen eine Niederschrift des von ihnen Berichteten zukommen lassen. Die Niederschrift konnte ergänzt und korrigiert werden, bis eine von Befragtem und Befrager akzeptierte Textfassung entstanden war.

Das Ergebnis ist nicht nur durchweg interessant, es ist beeindruckend und oft ergreifend. Zwei Beispiele: Hildegard Thate, Jahrgang 1900, aus wohlhabender Kaufmannsfamilie stammend, kommt über Wandervogel und Jugendbewegung zur Reformpädagogik. Ihre Volksschul-Kollegen an der Gemeindeschule in Hamburg-Volksdorf wählen sie 1928 im Rahmen der dortigen schulischen Selbstverwaltung zur Lehrerin, was die Behörde bestätigt. Sie gehört dem reformpädagogischen „Links-Flügel“ des Kollegiums an, ist fast immer auch nachmittags in der Schule, bietet freiwillige Kurse an, wird von den Schülern geduzt. Seit Ostern 1933 werden die linken Kollegen in entfernteste Stadtteile versetzt. Frau Thate hebt bei der Flaggenhissung den Arm nicht zum Gruß und wird verwarnet. Weil sie im Unterricht die Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland erzählte, erhält sie einen Verweis. Ihre Schwester wird wegen illegaler politischer Arbeit verhaftet. Sie selbst verbirgt anderthalb Jahre eine jüdische Freundin ihrer Schwester. Ein Schulrat erklärt ihr, die Juden hätten keinen Gott, „wenigstens nicht denselben wie wir“. Sie widerspricht. Der Schulrat droht. Schließlich tritt sie in die Partei ein, weil ihr andernfalls sofort gekündigt worden wäre (S.132–143). Oder: Fritz Hirsch, Jahrgang 1903, Sohn eines politisch bewußten Arbeiters, kommt über die Arbeiter-Jugendbewegung zu Kontakten mit dem Bund entschiedener Schulreformer, legt 1930 die staatliche Abschlußprüfung als Jugendwohlfahrtspfleger und Schwimmlehrer ab und wird danach Sportlehrer und Erzieher an einem jüdischen Heim für erziehungsschwierige schulentlassene männliche Jugendliche in Wolzig, etwa 65 Kilometer südöstlich von Berlin. Hirsch selbst ist nicht jüdischer Herkunft. Mit modernen Methoden, engagiert und erfolgreich fördert er die Resozialisierung der jungen Leute. In der Nacht des 27. Februar 1933 erscheinen etwa eine (!) Stunde nach Entdeckung des Reichstagsbrandes SA- und SS-Gruppen, um den jüdischen Leiter des Heimes und Hirsch unter dem Vorgeben zu verhaften, sie hätten den Reichstag in Brand gesteckt. Hirsch jedoch befindet sich im Riesengebirge. Erst im Juni werden er und seine Kollegen verhaftet und in die Prinz-Albrecht-Straße überstellt; die Jungen werden nach Oranienburg verschleppt. Hirsch, der „Judenknecht“, wird im Gestapo-Hauptquartier aufs furchtbarste gedemütigt, gequält, zusammengeschlagen. Im Februar 1934 entkommt er nach Holland (S.64–83).

Neben einem Vorwort von Hans-Jochen Gamm enthält das Buch lesenswerte einleitende Hinweise des Herausgebers zu „Forschungsfrage“, „Forschungsstand“, „Forschungsergebnissen“ und „Forschungsmethode“ (S.13–37). Dabei erweist sich van Dick einmal mehr, namentlich auch nach seiner gemeinsam mit Georg Hansen herausgegebenen Biographie des Bildungspolitikers und Berliner Schulsenators Carl-Heinz Evers¹, als kritischer und engagierter Forscher und Pädagoge. Er kritisiert, daß nach 1945 pädagogische Lehrstühle und ähnliche Positionen in zu großer Zahl besetzt wurden mit Leuten, die sich durch Ignoranz gegenüber den wenigen oppositionellen Pädagogen und durch Verschleierung ihrer Mitverantwortung an Entstehung und Entfaltung des Nationalsozialismus auszeichneten. Otto Friedrich Bollnow beispielsweise gehöre dazu und Oswald Kroh, Heinrich Weinstock, Erich Weniger und, selbstverständlich, Theodor Wilhelm. Van Dick zitiert aus Eduard Sprangers Entlassungsgesuch, in dem der Gelehrte vom „Glück über das wiedergewonnene Deutschland“ spricht, „das am 21. März [1933, dem Tag von Potsdam] kaum irgendwo so rein und ganz empfunden wurde, wie an den deutschen Hoch-

schulen [. . .].“ In der Tat: „Aufrechten Gang“ im Sinne Ernst Blochs zeigten Frauen und Männer wie die dreizehn oppositionellen Lehrerinnen und Lehrer, und nicht etwa die Theodor Wilhelms. Es war der aufrechte Gang einer kleinen, teilweise radikalen Minderheit.

Van Dick formuliert im Anschluß an die Lebensgeschichten „Vier Thesen zum aufrechten Gang“ (S.203–204). Die Befähigung dazu könne besonders gefördert werden durch das Lernen von „Empathie“ im Sinne von Fähigkeit, sich in andere einzufühlen, und durch stabile „Identität“ im Sinne besonders von „parteiliche(m) Engagement“ gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit. Vorbilder seien dabei wichtiger als Appelle (S.204). Das ist sehr wahrscheinlich richtig. Die Frage allerdings wird nicht gestellt, ob und gegebenenfalls in welcher Weise aufrechter Gang notwendig gebunden ist an die Existenz von Minderheitsgruppen, möglicherweise in der Mehrzahl linken, die ihre Energie aus dem Strom beziehen, gegen den sie schwimmen.

Zu der kleinen Minderheit gehörten auch andere Pädagogen, die überwiegend aus der Arbeiterbewegung stammten: Emigranten wie Anna Siemsen, Edwin Hoernle oder Otto Rühle, der Weggefährte Liebknechts seit der ersten Kreditverweigerung im Dezember 1914. Oder Ermordete wie Rudolf Klug und Kurt Steffelbauer. Oder Aufrechte, die sich, wie Fritz Köhne, trotz aller Anfechtungen in ihrer beamteten Position hielten und „Zufluchtsort“ für bedrängte Kollegen blieben.

Informationen solcher Art enthalten die Anmerkungen (S.207–232). Wenn von einigen Irrtümern und Unebenheiten abgesehen wird, die sich mühelos in einer dem Buch sehr zu wünschenden Neuaufgabe beseitigen ließen, so sind diese Anmerkungen mit ihrer Fülle von zeitgeschichtlichen und politisch-pädagogischen Informationen eine große Lese- und Verständnishilfe.

Karlludwig Rintelen

- 1 Heute noch! Carl-Heinz Evers. Eine politisch-pädagogische Biographie, Hrsg. von Lutz van Dick und Georg Hansen, Weinheim und Basel 1987.

FUNKE, Hajo: **Die andere Erinnerung. Gespräche mit jüdischen Wissenschaftlern im Exil.** Unter Mitarbeit von Hans-Hinrich HARBORT (= Fischer Sachbuch, Bd.2480). — Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1989. 471 S.

Leider nicht die einzige Gedankenlosigkeit in diesem Buch: sein Untertitel. Der kündigt Gespräche mit „jüdischen Wissenschaftlern im Exil“ an. Von ihnen, 20 an der Zahl,¹ leben vier nicht — mehr — im Exil und sechs in Israel, das ihnen anderes bedeutet als Exil, manchen von ihnen sogar dessen Ende, auch wenn ihnen die Trauer um die Länder ihrer Herkunft, Deutschland und Österreich, und um das, was sie in ihrer Jugend darin gesehen und geliebt haben, bleibt. Hajo Funke fragt in den dokumentierten Gesprächen nach Herkunft, nach dem elterlichen Milieu, nach den religiösen und politischen Entscheidungen an der Schwelle zum Erwachsensein, nach der Erfahrung des Antisemitismus vor 1933 und mit der einsetzenden Verfolgung, schließlich nach den Erfahrungen der Emigration, des Exils und — bei den wenigen, die dies überlebten: Zwi Bacharach, Margrit Wreschner-Rustow, Simon Wiesenthal — nach der Erfahrung des Lagers. Der Schwerpunkt der Gesprächsführung liegt bei dem Versuch, die Lebens- und Denkwege aufeinander zu beziehen, bei der Frage, wie die „andere Erinnerung“ strategische Entscheidungen in der wissenschaftlichen Arbeit, Themen- und Methodenwahl, aber auch politische Haltungen in der Gegenwart motiviert und instruiert.

Die Berichte über die elterlichen Milieus und die eigenen frühen politischen und religiösen Orientierungen offenbaren dabei zunächst die Vielfalt dessen, was unter dem Titel „jüdisches Leben“ nur allzu oft nachträglich harmonisiert und romantisiert wird. „Für einen Nichtjuden“, resümiert Joseph Walk an einer Stelle (S.69), „war das ein merkwürdiger Pluralismus, der nur schwer zu erklären war“. Wie um diese Schwierigkeit zu demonstrieren, hat Hajo Funke seinen Gesprächsprotokollen bzw. Porträtskizzen eine Einleitung vorangestellt, die diesen „Pluralismus“ jüdischen Selbstverständnisses, jüdischer Religiosität, jüdischer Politiken in der Kaiser- und der Weimarer Zeit mit Hilfe grober Schematisierung, ja auch schlichter Falschinformation Herr zu werden sucht. So läßt sich zum Beispiel die Differenzierung jüdischen Gemeindelebens im 19. Jahrhundert durch den Gegensatz von Reformbewegung und *Trennungsothodoxie* nur sehr unzureichend beschreiben; auch forderte Abraham Geiger, der bedeutendste Protagonist der Reformbewegung in der ersten Jahrhunderthälfte, weder die Abschaffung der Beschneidung noch gar den Sonntagsgottesdienst (S.18). Einmal mehr wird deutlich, wie wichtig es wäre, die geschichtsmächtige Vokabel „Assimilation“ in der Geschichtsschreibung begrifflich zu unterlaufen, zumindest aber sorgfältig zu differenzieren. Der Versuch, den nicht nur von Joseph Walk angesprochenen Pluralismus mit ein paar Etiketten — „Orthodoxie“, „Liberalismus“, „Zionismus“ — zu

reduzieren und dann ins Schema „Befürworter versus Gegner der „Assimilation““ zu bringen, endet bei Hajo Funke in der Legendenbildung: *Die jüdische Minderheit habe sich von der [deutschen] Mehrheit im 19. Jahrhundert „regelrecht umklammert“* (S.18) gesehen; und nur für „kurze Zeit war man deutsch“ (S.22), nämlich während der ausgehenden Kaiserzeit.

Es hätte dem Buch gut getan, wenn Hajo Funke einen Bruchteil der Sorgfalt, die er als Nach-Fragender zeigt, auch bei der Edition hätte walten lassen. Sie weist zahlreiche und gravierende Mängel auf, die auch bei einem Buch, das nicht als wissenschaftliche Publikation gemeint sein mag, stören und mißtrauisch machen. Kann Richard Löwenthal Nationalökonomie und Soziologie bei Max Weber studiert haben (S.402), der 1920 starb, als Löwenthal 12 Jahre alt war? Kann man nach den Forschungen, zum Beispiel, Wolfgang Gerlachs noch behaupten, „die“ Bekennende Kirche sei nach 1933 „zunehmend zum Kristallisationspunkt des Widerstands der Evangelischen Kirche geworden“ (S.381)? Mehr Raum, als dieser Rezension zur Verfügung steht, bedürfte allein die Korrektur der Verschreibungen von Daten — Boykott-Tag 1939 (S.28) u.a.m. — und Namen: Aaron Lieberman, Yabotinsky, ein jüdischer Staat „Berubdian“ (S.432) (Biro-Bidschan), ein Zentrumsführer Windholz (S.236) (Windthorst) usw. Nur bei einem Teil der Gespräche erfährt man, wann sie geführt wurden; über die Kriterien der Auswahl von Gesprächspassagen, die Methoden der Transkription und der Bearbeitung kein Wort; beim Porträt Hans Keilsons ist der sonst vorangestellte Überblick über Leben und (wieder nur bei einigen) über das Werk ganz weggefallen . . . Als wollte hier jemand alle Vorurteile über Oral Historians bestätigen.

Das ist schade. Denn immerhin bemüht sich Hajo Funke in diesem Buch um die Rekonstruktion der „Perspektive der Opfer“, die zum methodischen Ausgangspunkt der Forschungen über den Nationalsozialismus zu nehmen etwa Saul Friedländer und Dan Diner im sogen. Historikerstreit (oder gegen diesen) gefordert hatten. Mehr noch. Die „andere Erinnerung“ meint zweierlei: die Erinnerung überlebender **Opfer** der Verfolgung und — hypothetisch, fraglich im einzelnen — die Spezifik **jüdischer** Erinnerung, einer aus der Tradition gespeisten jüdischen Erinnerungskultur, die auch noch in den säkularisierten Formen des Umgangs mit der Geschichte, etwa in der wissenschaftlichen Befassung mit ihr, sich geltend macht.

Der Titel des Buchs legt eine Frage nahe: Inwiefern kann angesichts so unterschiedlicher Erfahrungen in der Zeit der Verfolgung und so unterschiedlicher Beziehungen zur jüdischen Tradition singularisch von *der* anderen Erinnerung gesprochen werden? Diese Frage wird gewiß nicht durch die saloppe Bezeichnung der Psychoanalyse als „gleichsam (!) säkularisierte Form jüdischer Erinnerungsarbeit“ (S.14) erledigt. Allerdings fällt auf, daß nahezu alle Gespräche — und nicht nur die mit den nach den USA ausgewanderten Psychoanalytikern und -analytikerinnen, denen der Verfasser einen eigenen Teil des Buchs gewidmet hat — sich um ein Motiv drehen, dem Freud die theoretische Maske angepaßt hatte: um die Wiederkehr des Verdrängten. Und zwar mindestens in drei Kontexten: in dem der Erklärung oder des Verstehens des Antisemitismus, vor allem in seiner nationalsozialistischen Ausprägung, im Kontext der Auseinandersetzung mit den Spätfolgen der Verfolgung, auch in der „zweiten Generation“, und mit der nachkriegsdeutschen Kultur, nicht nur der politischen.

Dabei sind, zum Beispiel, die in den Gesprächen vorgetragenen Antisemitismustheorien im einzelnen ganz unterschiedlich. Ernst Simon sieht in der „deutschen Revolution“ die Verbindung vor-europäischer und vor-christlicher Motive mit den Formen modernster Zivilisationstechnik (S.56); Zwi Bacharach sieht die antisemitische Ideologie des Nationalsozialismus im „Christusmörder“-Motiv des christlichen Antijudaismus vollständig vorgezeichnet (S.86); Henry Lowenfeld dechiffriert den Antisemitismus als Wiederkehr des in der Entwicklung des Christentums verdrängten Teufelsglaubens (S.234); Judith Kestenberg sieht den Judenhaß durch den Wunsch der Kindes tötung und die jüdische Ablehnung des Kindesopfers motiviert (S.248); Erik H. Erikson zufolge wurden die identitätsschwachen — starren, defensiven — Deutschen durch die jüdische Fähigkeit, historische Identität sogar ohne Territorium und ohne Staat zu wahren, provoziert (S.349); bei Hans Keilson ist es dagegen gerade die Imago jüdischer Wurzellosigkeit, die von Hitler (und denen, die ihm folgten) als bedrohlich empfunden wurde (S.374) . . . Es gibt keine Einheit der „Antworten“, die es erlaubte, auf „die andere Erinnerung“ zu schließen.

Aber vielleicht eine Einheit des Fragens, die Art der Beharrung auf der Frage. Deutlich wird dies in beinahe allen Gesprächen, am stärksten explizit vielleicht im Gespräch mit Saul Friedländer. Was er über seine Arbeit — nicht über ihre Ergebnisse oder auch nur Hypothesen im einzelnen — mitteilt, läßt sich beinahe in der Form eines Regelsatzes festhalten: (1) Die äußere Vergangenheit ist zugleich auch immer die innere; die Abspaltung beider läßt in zeitgeschichtlicher Arbeit sich nicht aufrechterhalten. (2) So stehen „Nähe“ und die „distanzierenden Mittel der Wissenschaft“ im Verhältnis instabiler Balance; immer droht die Gefahr, nach der einen Seite („Sensibilität“) oder der anderen („Distanz“)

auszuweichen. (3) Neutralität ist ausgeschlossen. (4) Ausgeschlossen ist auch, das „Faszinosum“ der faschistischen Ästhetik in Absehung von ihrem mörderischen Kontext in den Blick zu nehmen. (5) Die Opfer können sich nicht abfinden: Die Historiographie, die zugleich die innere Vergangenheit beschreibt, führt nicht zu abschließendem Verständnis, schon gar nicht zur Katharsis. In seinem persönlichen Nachwort „Warum ich nachfragte“ beschreibt Hajo Funke, wie auch seine eigene — eine linke — Auseinandersetzung mit der Elterngeneration durch Abwehr geprägt war: durch den Wunsch, die Erbschaft auszuschlagen. Die „zweite Generation“ in der Nachfolge derjenigen, aus der die Täter kamen, hatte sich ihre Gefährlichkeit erschlichen: auch dem konfrontiert das Buch die „Fassungslosigkeit“ (Wiesenthal) der Opfer. Überlebende stören, weil sie eigentlich tot sein sollten und man glaubte, mit ihrem Schweigen rechnen zu können. Hans Keilson zeigt, wie in der Schändung jüdischer Friedhöfe der Wunsch am Werk ist, auch die Toten noch zu töten. Das sind jene Toten, denen Simon Wiesenthal sagen wird: „Ich habe euch nicht vergessen“ — am Tage, an dem sie auferstehen. Es ist fraglich, ob Erinnerung diesem religiösen Gedanken an motivierender Kraft gleichkommen kann. Aber vielleicht besteht gerade hierin ihr Anspruch.

Michael Kreutzer

- 1 Ernst Simon, Joseph Walk, Zvi Bacharach, Theodor Holdheim, Walter Grab, Saul Friedländer, Leo Löwenthal, Lewis A. Coser, Kurt H. Wolff, Henry und Yela Lowenfeld, Judith Kestenber, Margrit Wreschner-Rustow, Erik H. Erikson, Eva Reichmann, Marie Jahoda, Hans Keilson, Brigitte Gollwitzer, Richard Löwenthal, Ossip K. Flechtheim und Simon Wiesenthal.

Hand in Hand. Bauarbeit und Gewerkschaften. Eine Sozialgeschichte. Hrsg. von Arno KLÖNNE, Hartmut REESE, Irmgard WEYRATHER und Bernd SCHÜTT. — Frankfurt/M.: Büchergilde Gutenberg 1989. 399 S.

Die Erforschung der deutschen Gewerkschaftsbewegung hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht, ablesbar an zahlreichen Gesamtdarstellungen und Fallstudien zu einzelnen Epochen und Problemen. Weniger erfreulich ist das Bild für die Geschichte der Einzelgewerkschaften. Hier waren wir auf die älteren, von Gewerkschaftsmitgliedern (August Bringmann, Otto Hue, Hermann Müller) verfaßten Untersuchungen angewiesen.

Jetzt legt ein Forschungsteam der Universität Paderborn, unterstützt von der IG Bau-Steine-Erden und der Hans-Böckler-Stiftung, einen Sammelband zur Geschichte der Baugewerkschaften vor. In 24 Beiträgen präsentieren die 4 Herausgeber und 14 Mitarbeiter ihre Forschungsergebnisse, ergänzt durch den Abdruck von Statistiken, Flugblättern und sehr vielen eindrucksvollen Fotos aus dem Alltagsleben der Bauarbeiter.

Die Verbindung von wissenschaftlicher Darstellung und gewerkschaftlichem Engagement ist in den meisten Beiträgen gelungen. Doch wie so häufig bei Sammelbänden formieren sich die Einzelbeiträge nicht zu einer Gesamtschau. Zu unterschiedlich sind die Ansätze, zu beliebig die ausgewählten Aspekte. Es gibt auch bedauerliche Lücken. So kommt etwa die regionale Differenzierung zu kurz; zweifellos wurden die ersten Jahrzehnte der Gewerkschaftsbewegung von den Zentren Berlin und Hamburg bestimmt, gleichwohl böte ein Blick in die ‚Provinz‘ wichtige Erkenntnisse. Die Untersuchungen beschränken sich weitgehend auf die großen Verbände der Maurer und Zimmerer; gern hätte man sich aber auch über die Organisationen der Maler, der Glaser, der Dachdecker und der vielen anderen kleinen Verbände informiert. Sicherlich ist die Materialbeschaffung hierfür schwierig. Aber wer sonst kann eine derart arbeitsaufwendige Leistung erbringen, wenn nicht ein so relativ großes, von zwei leistungsfähigen Institutionen gefördertes Forschungsteam.

In den chronologisch angeordneten Kapiteln beschreiben die Autoren sehr informativ die wichtigsten Epochen der Gewerkschaftsbewegung: den Weg von den Gesellenverbänden zur Gewerkschaftsorganisation, die Formierungsphase um 1870 — stark geprägt von der Berliner und Hamburger Bewegung —, den organisatorischen Durchbruch der Bauarbeitergewerkschaften im späten Kaiserreich, die Weltkriegszeit, die Jahre der Weimarer Republik, die NS-Zeit und schließlich die Entwicklung nach 1945. Einige Aspekte müßten stärker berücksichtigt werden; etwa die Rolle von Streiks für den Aufstieg der Gewerkschaften nach 1900. Der Hinweis auf den schweren Arbeitskampf 1910 reicht da nicht aus. Gern erführe man mehr über die heftigen innergewerkschaftlichen Auseinandersetzungen zu Beginn der Weimarer Republik, über den starken Einfluß der KPD, der in einigen Regionen geradezu dominierend war. Enttäuschend ist das Kapitel über die Bauarbeiter im Hitler-Deutschland. Hier werden lediglich einige Dokumente abgedruckt. Sicherlich, die Gewerkschaften waren verboten; aber über die Geschichte der Bauarbeiter wäre doch zu berichten, über ihren Alltag, über Anpassung und Widerstand.

Zu den Epochendarstellungen kommen Querschnittsanalysen über die Einkommensverhältnisse der Bauarbeiter, über Akkordarbeit, über Bauarbeit auf dem Land, über die Geschichte der Baugenossenschaften, über Wanderarbeiter, über Frauen und Jugendliche im Baugewerbe. Überschneidungen und Wiederholungen sind bei dieser Anordnung nicht zu vermeiden. Methodisch scheint mir die Trennung von Organisationsgeschichte und Beschreibung der Lebenswirklichkeit in je eigenen Kapiteln nicht unproblematisch. Wie ergiebig die Kombination beider Ebenen ist, zeigt der vorzügliche Beitrag von Wolfgang Renzsch über die Berliner Bauarbeiterorganisation 1868–1874; desgleichen die sehr instruktive Untersuchung von Ursula Weis über Bauarbeit und Arbeitsrecht während der Weimarer Republik. Hervorragend auch die Abhandlung von Werner Plumpe über Entwicklung und Struktur des deutschen Baugewerbes mit der Beschreibung der sich verändernden Marktbedingungen sowie der technischen und betrieblichen Entwicklung während der letzten hundert Jahre.

Herausgebern, Autoren und Förderern ist zu danken, daß uns trotz mancher Unausgewogenheiten, trotz mancher Lücken eine insgesamt zuverlässige Darstellung über eine der größten Einzelgewerkschaften zur Verfügung steht.

Hans-Ulrich Ludewig

Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin. Hrsg. von STEF JERSCH-WENZEL und Barbara JOHN. Autoren: Eckart BIRNSTIEL und Andreas REINKE (Hugenotten), Brigitte SCHEIGER (Juden), Eva-Maria GRAFFIGNA (Böhmen), Gottfried HARTMANN (Polen). — Berlin: Nicolai 1990. 804 S.

Nicht nur New York, sondern auch Berlin hat über Jahrhunderte hinaus als eine Art Schmelztiegel funktioniert. Nacheinander haben verschiedene Wellen von Zuwanderern das Kulturleben und das Stadtbild geprägt. Von der Bevölkerungspolitik des Großen Kurfürsten bis zu dem gewaltigen Industrierwachstum des späten 19. Jahrhunderts hat Berlin wiederholt neue Arbeitskräfte an sich gezogen. Eine neue Veröffentlichung der Historischen Kommission zu Berlin in Verbindung mit der Ausländerbeauftragten des Senats beschreibt die Erfahrungen der vier wichtigsten Einwanderergruppen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges.

Die Kernfrage des Buches ist die nach der Bewahrung der eigenen Identität in der Auseinandersetzung mit der fremden Umgebung. Für die Hugenotten, Böhmen und Juden war die religiöse Glaubensgenossenschaft das Zentrum des Gemeindelebens, wenn es auch oft zu Spannungen und Spaltungen innerhalb der Gemeinde kam. Die katholische Kirche spielte für die polnischen Einwanderer auch eine bedeutende Rolle aber ihre gemeinsamen Aktivitäten sind mehr von nationalistischen Organisationen gestaltet worden, da die Leitung der katholischen Kirche noch in deutschen Händen lag.

Die zahlreich benutzten Quellen spiegeln die unterschiedlichen Epochen der Zuwanderung wider. Die Geschichte der Hugenotten muß hauptsächlich mit Hilfe von Privilegien und zeitgenössischen Berichten geschrieben werden; die polnischen Zuwanderer haben dagegen eine umfangreiche politische und kommunale Literatur in ihren Zeitschriften zurückgelassen. Insbesondere sind viele statistische Erhebungen zu Bevölkerungsbewegungen, Berufsstellung und Eheschließungen der Einwanderergruppen aus Kirchenbüchern und ähnlichen Quellen zusammengestellt worden. Sie veranschaulichen die wichtigsten sozialen Tendenzen in knapper Form, obwohl man bemerken muß, daß sich die Autoren in einzelnen Fällen etwas Arbeit hätten ersparen können, da der Aussagewert von zum Teil begrenztem Nutzen ausfiel.

Der Beitrag über die „Juden in Berlin“ verdient besondere Beachtung. Hier werden die sozialen Auswirkungen staatlicher Unterdrückungsmaßnahmen auf die jüdische Gemeinde dargestellt. Zum Beispiel: die begrenzte Zahl von Schutzbriefen für Juden im achtzehnten Jahrhundert hinterließ deutliche Spuren im Heiratsverhalten der Bürger jüdischen Glaubens. Erstaunlich sind auch die zahlreichen Spenden und Wohltätigkeiten der jüdischen Bevölkerung, die nicht nur ihren Glaubensgenossen zugute kamen. Unter den Juden waren die Beziehungen besonders zwiespältig, und zwar zwischen dem gut etablierten Bürgertum und den neuankommenden Ostjuden, die vor Pogromen und Diskriminierung im russischen Reich flüchteten.

Das Buch stellt eine sehr nützliche Quelle für die Geschichtsschreibung Berlins dar: Der weitgesteckte Rahmen der Arbeit bietet Sozialhistorikern aller Richtungen interessante Ansätze. Zweifelsohne steht der Beitrag der Zuwanderer an Berlins wirtschaftlichem Aufstieg im Mittelpunkt; aber sie brachten ebenso eine kulturelle Bereicherung — wie auch manchmal einige Konflikte — für die Stadt.

Die vier Einzeldarstellungen sind allein als sehr notwendige Geschichten der entsprechenden Kolonien und Zuwanderergruppen zu betrachten. Für einen Zuwanderer, der noch nicht richtig einheimisch geworden ist, wird, so finde ich, das Faszinierende an diesem Buch sein, einen Vergleich zwischen den eigenen Erfahrungen und denen seiner verschiedenen Vorgänger zu ziehen. Dadurch erhält er ein lebhaftes Gesamtbild des Zuwanderer- und Zusammenlebens der letzten Jahrhunderte in Berlin.

Martin C. Dean

ZUMDICK, Ulrich: Hüttenarbeiter im Ruhrgebiet. Die Belegschaft der Phoenix-Hütte in Duisburg-Laar 1853–1914. Unter Mitarbeit von Elisabeth KOSOK und mit einer Einführung von Hans MOMMSEN (= Industrielle Welt, Bd.49). — Stuttgart: Klett-Cotta 1990. 580 S.

Nachdem bereits für andere Berufsgruppen wie Bergarbeiter und Textilarbeiter sozialgeschichtliche Studien zur Arbeitsplatzsituation, zur sozialen Mobilität, zum Wanderungsverhalten und zum Organisationsverhalten vorgelegt wurden, wird in dieser lokal- bzw. regionalgeschichtlichen Untersuchung erstmals eine sorgfältige Darstellung der Situation von Hüttenarbeitern vorgenommen, einer Gruppe von Arbeitern, die sich vornehmlich aus ungelernten und angelernten Arbeitern zusammensetzte. Die Studie entstand als Teil des Sonderforschungsbereichs der DFG „Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert“.

Die Arbeit ist in drei große Teile gegliedert: die industrielle Expansion, die Lage der Arbeiterschaft und industrielle Leistungs- und Arbeiterpolitik und Arbeiterfreizeit. Sie bringt eine Fülle von Daten, die in 108 Tabellen Informationen über Arbeitsproduktivität, Wanderungsverhalten, Lohnstruktur, Haushaltsrechnungen, Wohnsituation und Vereinszugehörigkeit, um nur die wichtigsten zu nennen, vermitteln und so die ökonomische, soziale und berufliche Stellung der Hüttenarbeiter von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1914 erfassen. Darüber hinaus ist es den Verfassern gelungen, Kurzbiographien einiger repräsentativer Arbeiter zusammenzustellen, die weitere Informationen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert liefern.

Im ersten Kapitel werden zunächst technologische Innovationen, die Entstehung der Eisen- und Stahlindustrie im Ruhrgebiet und die industrielle Entwicklung der Dörfer Meiderich und Beeck zu Fabrik- und Industriedörfern bzw. städtischen Großgemeinden dargestellt. Im Gegensatz zu vielen anderen Industrieansiedlungen handelte es sich bei der Gründung der Phoenix-Hütte um eine Industrieansiedlung auf der grünen Wiese. Arbeitskräfte standen zunächst kaum zur Verfügung, und die Belegschaft rekrutierte sich von Anfang an zum größten Teil aus Zuwanderern, die wiederum aus der Landwirtschaft stammten und besonders aus dem rheinischen Raum, später aus den preußischen Ostprovinzen kamen. Ein nicht geringer Teil der Facharbeiter sollte zunächst aus Belgien zuwandern.

Im Gegensatz zu anderen Großbetrieben, wo wegen der besonderen Arbeitsverhältnisse durchaus eine homogene Arbeiterschaft vorhanden war, zeichnete sich die Hüttenindustrie mit ihren unterschiedlichen technischen Anlagen durch eine tiefgreifende Fragmentierung der Arbeiterschaft aus, wie im zweiten Teil der Untersuchung gezeigt werden kann. Dequalifizierung eines Teils der Arbeiterschaft, Nivellierung der Lohnstruktur und Verlust der beim Arbeitsvollzug vorhandenen Dispositionschancen waren das Ergebnis des technischen Fortschritts in der Hüttenindustrie. Technische und arbeitsorganisatorische Veränderungen beeinflussen die Stellung der Arbeiter im Betrieb. Hierarchische Arbeitsbeziehungen und die Sonderstellung einiger Berufsgruppen wie der Puddler wurden im Verlauf des 19. Jahrhunderts abgebaut.

Die günstige Quellenlage erlaubte es den Verfassern, neben der innerbetrieblichen Situation, die teilweise auch im Vergleich mit anderen Industriebetrieben des Ruhrgebiets rekonstruiert werden konnte, den außerbetrieblichen Bereich, die Wohnsituation, das Schlafgängerwesen und die Freizeitaktivitäten der Arbeiter in die Untersuchung mit einzubeziehen. Diese von Kosok vorbildlich durchgeführte Analyse verdeutlicht die zum Teil katastrophalen Zustände bei den Wohnungsverhältnissen. Die Wohnungen waren zu klein, relativ teuer, qualitativ mangelhaft, und vor allem ihre Zahl reichte bei weitem nicht aus. Ein Teil der Bevölkerung der Fabrikdörfer lebte in völlig überfüllten Häusern. Das aus dem Bergbau bekannte Schlafgängerwesen mit der Intensivierung der sozialen Beziehungen existierte auch in den Fabrikdörfern der Hüttenindustrie.

Von besonderem Interesse ist der Teil der Studie über Arbeitsfreizeit und Vereinswesen. Entsprechend den Ideen bürgerlicher Sozialreformer sollte der Arbeiterschaft die rechte, d.h. bürgerliche Lebensführung nahegebracht werden. Dies geschah nicht selten unter Einsatz von Polizeimaßnahmen oder anderer Reglementierungs- und Kontrollmaßnahmen der Kommunalbehörden, die vor allem auf die Einschränkung des Wirtshausbesuchs, die Unterbindung organisierter Vergnügungsveranstaltungen wie Kirmes oder sonstiger Lustbarkeiten zielten und die Arbeiter der polizeilichen Kontrolle unterwarfen. Die

Fabrikdisziplin sollte sich auch außerhalb der Fabrikmauern fortsetzen. Hinter diesen Maßnahmen verbarg sich ein ängstliches Mißtrauen der Kommunen gegen kollektive Aktivitäten der Arbeiterschaft. Kollektiver Widerstand gegen diese von Fabrikbesitzern und Kommunalbehörden durchgesetzte Praxis existierte offenbar nicht, zumindest finden sich in der Studie keine Hinweise auf kollektive Aktionen der Arbeiterschaft. Die hohe Zahl ländlicher Zuwanderer, die hohe Fluktuation und die heterogene Struktur der Arbeiterschaft behinderten offenbar das Eindringen der Gewerkschaften in den Betrieb genauso wie das relativ hohe Lohnniveau und die Wohlfahrtseinrichtungen für die Stamarbeiterschaft. Allerdings zeigt die große Zahl von Vereinsgründungen in der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts, daß es der Arbeiterschaft häufig gelang, private Freiräume zu erhalten und sich sowohl der Fabrikdisziplin als auch den kommunalen Reglementierungen zu entziehen.

Hermann Josef Rupieper

ZIMMERMANN, Michael: Schachtanlage und Zechenkolonie. Leben, Arbeit und Politik in einer Arbeitersiedlung 1880–1980. Essen: Klartext Verlag 1987. 298 S.

Die vorliegende Studie über Recklinghausen-Hochlarmark, einen Bergarbeiterort in der Emscherzone des Ruhrgebiets, ist jenem Typ von Lokal- und Regionalgeschichte zuzurechnen, die sich den sozialen und ideologischen Milieus, den Bedingungen ihrer Konstituierung und Festigung sowie den Ursachen ihrer Erosion zuwenden. Der Autor unternimmt dies für einen langen Zeitraum von 1880 bis in die 50er Jahre unseres Jahrhunderts mit einem Ausblick in die Gegenwart. Er geht dabei von einer Auffälligkeit der politischen Kultur aus, die inzwischen auch für das gesamte Ruhrgebiet bekannt ist: Während in den Jahren des Kaiserreichs und der Weimarer Republik keineswegs die SPD, sondern das Zentrum und später das Zentrum und die KPD die stärkste(n) Partei(en) war(en), avancierte das Ruhrgebiet in der Bundesrepublik bald zu einer Hochburg der SPD. In Hochlarmark hingegen verlor die SPD in den 20er Jahren ihre relative Mehrheit (1912) und ihre absolute Mehrheit (1919) an die KPD, gewann aber schon bei den ersten Wahlen nach dem Zweiten Weltkrieg im Herbst 1946 erneut eine relative Mehrheit.

Um die Entstehung eines spezifischen örtlichen sozialen Milieus zu erklären, das sich erst in den 20er Jahren stabilisierte und gleichzeitig bereits erste Auflösungserscheinungen zeigte, bezieht Michael Zimmermann verschiedene Bereiche von Lebens- und Arbeitswelt aufeinander: den bergbaulichen Standort Hochlarmark und sein schnelles Wachstum zum Ende des 19. Jahrhunderts, Schachtanlage und Zechenkolonie als enges kommunikatives Geflecht sozialer Beziehungen, Familie, Nachbarschaft, Vereinsleben, Betriebszugehörigkeit und die Rationalisierung des Bergbaus. Die Seßhaftigkeit der Bevölkerung und die Konsolidierung der Arbeiterfamilie als Kleinfamilie sind dem Autor wichtige Argumente für eine Festigung des sozialen Milieus in den 20er Jahren. Er vernachlässigt in diesem Zusammenhang die Bedeutung von Verwandtschaft, Ethnie und — charakteristisch für manche sozial- und alltagsgeschichtliche Studie — von Konfession, beziehungsweise Religiosität mindestens für das 19. Jahrhundert. Allerdings bezeichnet er in den 20er Jahren einen allgemeinen Trend zur „Säkularisierung“, die Zunahme von Mischehen und die Mitgliederverluste katholischer Vereine als Zeichen einer Aufweichung des Milieus. Auch die Rationalisierung des Bergbaus wird eher als Faktor der Entsolidarisierung interpretiert.

Entscheidend für eine Veränderung des ideologischen Milieus und damit für das gewerkschaftliche und politische Handeln der Bergleute erscheint die Erfahrung des Ersten Weltkrieges: Die vorherrschenden politischen Erwartungen vor und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, die die SPD und das Zentrum geformt hatten, verloren, vor allem was die SPD betraf, deutlich an Glaubwürdigkeit und an Attraktivität. Die Kriegserfahrung der Bergarbeiter und ihrer Familien an der Front und an der „Heimatfront“ forderte soziale und politische Erwartungen nach Gerechtigkeit heraus, die von der SPD und der ihr nahestehenden Gewerkschaft, dem Alten Verband, nicht mehr befriedigend beantwortet werden konnten. Hier lagen die Antriebskräfte für die Gründung der kommunistischen Bergarbeiter-Union und der KPD in Hochlarmark. Beide Organisationen wurden, wie Michael Zimmermann anhand von lebensgeschichtlichen Interviews überzeugend zeigen kann, in der Mehrheit gerade nicht von politisch und bergmännisch unerfahrenen, nach 1918 „Zugezogenen“ aufgebaut, wie die zeitgenössischen gewerkschaftlichen und politischen Gegner gern polemisierten, sondern von gestandenen, im Milieu verwurzelten Bergleuten und zum Teil von ehemaligen Anhängern des Alten Verbandes.

Die Phase einer nachhaltigen Zerstörung und Auflösung des sozialen und politischen Milieus setzte mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten und der Politik der Gleichschaltung seit 1933 ein, die in Hochlarmark im Vergleich zur Ebene der Reichspolitik mit einigen Monaten Verspätung erfolgte. Die Auflösung der lokalen sozialen und politischen Kommunikationsstrukturen durch Terror, Einschüchte-

rung, Verbote und Verhaftungen; die Differenzierung des Milieus durch individuelle Geschichten des sozialen Aufstiegs; der Krieg als Reiseerfahrung in Form des Fronteinsatzes und der Evakuierung —; der Generationskonflikt, den der Nationalsozialismus bei den Jugendlichen verschärfte; all dies bewirkte eine Auflösung traditioneller Zusammenhänge und sozialer Verklammerungen. Der Rüstungsboom im Bergbau, der seit 1936 den Mangel an Arbeitskräften durch eine Intensivierung der Arbeit und einen stärkeren Konkurrenzdruck in der Belegschaft auszugleichen suchte sowie der vermehrte Einsatz von Fremdarbeitern seit 1942, förderten ebenfalls Tendenzen der Entsolidarisierung unter den Bergleuten.

Auf den relativ brüchigen Überresten des sozialen und ideologischen Milieus konnten nach 1945 die Betriebsräte und die lokalen Gewerkschaften jene vom Pragmatismus der „Aufbauphase“ geprägte Form der umfassenden Interessenvertretung beginnen, aus dem sich schließlich die sozialdemokratische lokale und regionale Politik der Nachkriegszeit und der Bundesrepublik in Hochlarmark (und im Ruhrgebiet) entwickelte.

Karin Hartewig

Sozialismus und frühe Arbeiterbewegung. Hrsg. von Walter SCHMIDT und Gustav SEEGER (= Studien zur Geschichte, Bd.15). — Berlin/DDR: Akademie der Wissenschaften der DDR, ZI für Geschichte, 1989. 320 S.

Probleme der Herausbildung und politischen Formierung der Arbeiterklasse. 24. Linzer Konferenz 1988. Hrsg. von Helmut KONRAD (= Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.25). — Wien und Zürich: Europa Verlag 1989. VIII, 215 S.

Die Lektüre von Sammelbänden mit Aufsätzen von west- und osteuropäischen Historikern — insbesondere aus der ehemaligen DDR und der BRD — vom Jahre 1988 zum Konstituierungsprozeß nationaler Arbeiterbewegungen gestaltet sich im Herbst 1990 nicht ohne den Reiz, hier z.T. Dokumente einer bestimmten, vielleicht abgeschlossenen Phase der Arbeiterbewegungshistoriographie vor sich zu haben, ziehen doch die vehementen politischen und ideologischen Veränderungen in den Ländern des real existierenden Sozialismus auch entscheidende Konsequenzen für die bisher massiv vertretenen Dogmen der traditionellen und offiziellen marxistischen Geschichtsschreibung zur frühen Arbeiterbewegung nach sich. Beide anzuzeigenden Tagungsbände verdeutlichen aber auch, inwieweit 1988 — z.B. innerhalb der DDR, aber auch in osteuropäischen Ländern — die Differenzierung, ja Aufweichung alter, starrer Positionen in den Bereichen zentraler ideologisch-heuristischer Kategorien (z.B. Rolle des Bundes der Kommunisten in der deutschen Arbeiterbewegung) vorangeschritten war.

Da zwei Tagungsberichte in dieser Zeitschrift¹ die einzelnen Beiträge bereits ausführlich resümiert haben, sollen hier einige grundsätzliche Bemerkungen im Sinne der eingangs angedeuteten Aspekte folgen. Der von Walter Schmidt und Gustav Seeger herausgegebene Sammelband enthält 20 meist recht knapp gehaltene Beiträge von Forschern aus der DDR, der BRD, der Sowjetunion, aus Italien und Großbritannien zu historischen, philosophischen und literaturwissenschaftlichen Aspekten des deutschen und westeuropäischen Frühsozialismus, die im Rahmen eines Kolloquiums zum 60. Geburtstag von Waltraud Seidel-Höppner gehalten wurden. Die Geehrte selbst äußert sich „zu einigen theoretischen und methodologischen Konsequenzen für das allgemeine Geschichtsdenken“ in Form eines Plädoyers für die enge Verknüpfung des ideen- (theorie-) und sozialgeschichtlichen (bewegungsorientierten) Ansatzes in der Frühsozialismusforschung und damit für eine pragmatische und sachliche Wertung der elementaren Bewegungen. So betont sie v.a. die Notwendigkeit der Analyse der Wirkungsgeschichte einzelner frühsozialistischer Theorien innerhalb der elementaren Arbeiterbewegung(en) als einen bisher zu sehr vernachlässigten Forschungsaspekt, auch mit den dadurch eventuell notwendig werdenden Konsequenzen für die Datierung einzelner Phasen in der Arbeiterbewegungsgeschichte. In diesem Zusammenhang spricht sie sich aus gegen die — 1988 immerhin noch den offiziellen DDR-Standard (vgl. die Dissertationen von Schneiderhenze und Pohlenz) verkörpernde — maßgebliche und abschließend verstandene Bewertung elementarer Theoriebildung am Maßstab und Niveau von Marx/Engels bzw. des Bundes der Kommunisten; dies ein Standpunkt, den übrigens nicht alle ihre DDR-Kollegen im vorliegenden Band teilen. Dieser für das Jahr 1988 doch sehr deutliche ‚Vorstoß‘ von Seidel-Höppner könnte heute manchen sich weiter marxistischen Positionen verpflichtet fühlenden (ehemaligen) DDR-Historikern der frühen deutschen Arbeiterbewegung bzw. des Frühsozialismus wichtige Anknüpfungsmöglichkeiten bieten, wie dies bereits auf dem Festkolloquium der Fall war.

Auch die Beiträge der 24. Linzer Konferenz zum Thema ‚Probleme der Herausbildung und politischen Formierung der Arbeiterklasse‘ durchzieht ein grundlegender methodologischer Streit um zentrale und

elementare theoretische Annäherungs- und Interpretationskategorien, in dem die bisherigen traditionellen system- und länderbezogenen Fronten ins Wanken geraten sind. Erstmals wurden nicht alle Tagungsbeiträge publiziert, sondern eine — im einzelnen nicht näher begründete — Auswahl von Beiträgen zum 1. Tagungspunkt, ergänzt durch einen einleitenden Aufsatz von John Breuilly, dem offensichtlich ein grundsätzlicher, übergreifender Charakter zukommen soll. Breuilly konzentriert sich auf die methodologischen Probleme einer zeitlichen Fixierung der Herausbildung der Arbeiterbewegung in Westeuropa (England, Frankreich, Deutschland), die entstehen, wenn man an dem Begriff der Arbeiterklasse als Produkt von Industrialisierung und Arbeiterbewegung/Klassenbewußtsein festhalten will. Hierzu skizziert Breuilly Positionen und Ergebnisse der nationalen Forschung und ihre — meist vergeblichen — Versuche, Erklärungsmodelle zu formulieren, die die verschiedenen politischen, sozialen und ökonomischen Erscheinungsformen von Arbeiterklasse und Arbeiterbewegung — national wie international — umgreifen können. Breuilly will damit aber nicht die Modelle und ihre Kategorien in ihrer heuristischen Funktion für obsolet erklären, sondern er weist mit Recht darauf hin, daß ein entscheidender Punkt der Umgang mit ihnen — deterministisch oder nicht — ist (s.S.13). Schließlich plädiert er für einen erweiterten Ansatz: Sozialgeschichte, nicht eine (engere) Klassengeschichte.

Breuilly trifft mit seinen ersten Bemerkungen durchaus den Charakter der folgenden Tagungsbeiträge, deren überaus bunte Vielfalt im zeitlichen, methodologisch-begrifflichen Ansatz, in der Wahl des — mitunter eng beschränkten — Gegenstandes etc. nicht allein eine Widerspiegelung der jeweiligen nationalen Arbeiterbewegung ist, sondern auch bedingt war durch eine fehlende Vorgabe (z.B. Leitfragen) durch die Tagungsleitung. So lassen sich ob der Verschiedenheit der Ansätze und der ausgewählten „Bewegungen“ kaum grundlegende, übergreifende Strukturen bzw. Probleme erarbeiten außer der banalen Einsicht, daß als direkte oder vermittelte Folge dessen, was man Industrialisierung nennt, es eine soziale Problematik im Bereich der arbeitenden Unterschichten gegeben hat, die man traditionell als Entstehung von Arbeiterbewegung bzw. Arbeiterklasse bezeichnet.

Die meisten Aufsätze beschränken sich auf einen kurzen Abriss der sozioökonomischen Rahmenbedingungen und politischen Konstituierungsfaktoren „ihrer“ Arbeiterbewegung, was bereits deutlich macht, wie verschieden die jeweilige konkrete Entstehung von nationaler bzw. regionaler Arbeiterbewegung vorstatten ging. Enttäuschend viele Beiträge beschränken sich auf einen deskriptiv-faktologischen Abriss. Interessant wird der Band v.a. dadurch, daß man hier in knapper und dichter Form Informationen über Entstehungsbedingungen von Arbeiterbewegungen erhalten kann, die — von Deutschland aus gesehen — in „entlegenen“ Regionen stattfanden. Trotz des einschlägigen Titels beschränken sich einige Autoren auf die Konstituierung von Arbeiterbewegung (= Klasse für sich) und blenden die Genese der Arbeiterklasse (= an sich) aus. Die wohl zentrale Frage lautet, ob den traditionellen marxistischen Begriffen noch eine erkenntnisleitende Funktion zukommen kann, wie dem der Arbeiterklasse bzw. der Unterscheidung Arbeiterklasse an sich — für sich. Deren Bedeutung wird auch von Forschern aus sozialistischen Ländern bestritten bzw. eher distanziert gesehen (Dlugoborsky S.64, Erényi S.113f., auch Breuilly und Uddalak bes. S.183f.).

Toni Offermann

- 1 Alexander Brandenburg, Utopischer Sozialismus, Arbeiterkommunismus, Marxismus. Ein Tagungs- und Literaturbericht, in: *IWK*, Jg.24 (1988), H.2, S. 192–212, hier: S.194–196; Brigitta Seidel, Die 24. Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung (ITH) in Linz vom 13. bis 17. September 1988, in: *IWK*, Jg.25 (1989), H.1, S.111–116.

WETTENGEL, Michael: Die Revolution von 1848/49 im Rhein-Main-Raum. Politische Vereine und Revolutionsalltag im Großherzogtum Hessen, Herzogtum Nassau und in der Freien Stadt Frankfurt (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau, Bd.49). — Wiesbaden: Historische Kommission für Nassau 1989. IX, 662 S.

Emil Ottocar Weller — Bibliograph, Publizist und Verleger. Bibliographie. Erarbeitet und eingeleitet von Inge KIESSHAUER (= Bibliographische Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bd.8) — Berlin/DDR: Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung 1990. 216 S.

Die Forschung zur Revolution 1848 in Deutschland weist noch erhebliche Lücken auf. Beide hier zu besprechende Arbeiten tragen Teil dazu bei, diese Defizite abzubauen — allerdings in unterschiedlichem Ausmaß. Ein weiteres Mosaiksteinchen der insgesamt relativ gut erforschten Geschichte des deutschen Frühsozialismus und der entstehenden Arbeiterbewegung stellt die Bibliographie der meist kleineren Arbeiten des Leipziger Verlegers und literaturhistorikers Weller dar. Weller, der sich während des Vor-

märz über die Religionskritik der Linkshegelianer zum Frühsozialisten entwickelte, war seit 1845 in Leipzig als Buchhändler tätig und gründete 1847 einen eigenen Verlag; 1848 schrieb er u.a. in der von Marx herausgegebenen „Neuen Rheinischen Zeitung“ Kommentare zur Entwicklung der politischen Verhältnisse in Sachsen. Inge Kießhauer hat in dem gut zweihundert Seiten starken Band nicht nur alle 569 Aufsätze, Rezensionen und Korrespondenzen Wellers zusammengetragen, die dieser nachweislich von 1843 an bis zu seinem Tode im Jahre 1886 verfaßt hat, sondern außerdem die 98 Titel, die von dem Leipziger Verlag E.O. Weller in den Jahren 1847 bis 1851 herausgegeben wurden.

Weit wichtiger für die Revolutionsforschung ist die Dissertation von Michael Wettengel. Mit seiner Darstellung von Verlauf und Struktur der Revolution von 1848/49 in den verschiedenen hessischen Staaten einschließlich der Stadt Frankfurt/M. schließt er erstens geographisch eine Lücke, die zwischen Preußen, den sächsischen und norddeutschen Staaten einerseits und den süd- und südwestdeutschen Staaten andererseits klaffte. Zweitens war diese Region für den Verlauf der deutschen Revolution überhaupt von besonderer Bedeutung: Frankfurt war der Sitz der Deutschen Nationalversammlung, darüber hinaus besaß das Rhein-Main-Gebiet eine Art Brückenfunktion zwischen dem preußisch dominierten Norden und dem Preußen abgewandten Süden und Südwesten Deutschlands. Wettengel beschränkt sich dabei nicht lediglich auf die Beschreibung der wichtigsten Ereignisse und spektakulären politischen Vorfälle; die Darstellung z.B. des Frankfurter Septemberaufstandes ist im Gegenteil (zu Recht) relativ knapp ausgefallen. Schwerpunkt seiner Arbeit ist vielmehr die Analyse der Struktur der politischen Bewegungen, insbesondere des vielfältigen Vereinswesens in den einzelnen hessischen Regionen. Dies ist der dritte und eigentliche Grund, der Wettengels Dissertation zu einem wichtigen Werk über die 1848er Revolution macht.

Zum einen können die von ihm präsentierten Ergebnisse für andere Regionalstudien nützlich sein, weil sie zum Vergleich herangezogen und strukturelle Ähnlichkeiten wie Unterschiede präziser herausgearbeitet werden können. Zum anderen revidiert Wettengel in mancherlei Hinsicht in der Literatur vorherrschende Meinungen zu einigen grundlegenden Fragen der Revolution. (Nur werden leider wichtige Ergebnisse manchmal hinter einer breit angelegten empirischen Darstellung regelrecht versteckt.) So korrigiert der Autor z.B. die Ansicht, die revolutionäre Bewegung sei auf dem *Lande* im Sommer 1848 vor dem Hintergrund weitreichender politischer Konzessionen rasch abgeebbt. Für Hessen läßt sich vielmehr feststellen, daß es im Herbst 1848 und im Frühjahr 1849 umgekehrt zu mehreren Wellen der Gründung demokratischer Vereine insbesondere in dörflichen Gemeinden kam und seit Anfang 1849 „das Schwergewicht der demokratischen Organisation zweifelsohne auf dem *Lande*“ lag (S.6, S.275 und S.278ff.). In manchen hessischen Dörfern erreichten die Demokraten unter der erwachsenen männlichen Einwohnerschaft einen Organisationsgrad von 40% und mehr (S.297). Überdies ließen sich Bauern keinesfalls nur über spezifisch agrarische Themen für demokratische Bewegungen mobilisieren; auch bei ihnen standen allgemeine Forderungen nach stärkerer politischer Partizipation im Vordergrund (S.292f.). Interessant ist auch die Beobachtung, daß die Demokraten nach 1849 anscheinend den größten Rückhalt unter der Landbevölkerung fanden (S.513). Während sich vergleichbares wohl nicht für die meisten anderen deutschen Regionen feststellen lassen dürfte, entsprechen wiederum seine Ergebnisse der Analyse des konstitutionellen Vereinswesens weitgehend dem, was bisher hierüber aus anderen Staaten des deutschen Bundes bekannt ist: Für die liberal-konstitutionellen Vereinigungen, die nicht ansatzweise die zahlenmäßige Stärke der Demokraten erreichten (S.363), traten „freiheitliche Verfassungsforderungen“ fast vollständig in den Hintergrund, das Ziel der „Schaffung eines einheitlichen Nationalstaates“ unter einem preußischen Erbkaiser dominierte (S.446). Folgerichtig waren die hessischen Konstitutionellen spätestens Mitte 1849 zum „Bündnispartner der Konterrevolution“ geworden. Ebenso dürfte für die meisten anderen Staaten des deutschen Bundes auch eine andere Feststellung Wettengels gelten: „Trotz der vorübergehenden Schwächung der obrigkeitstaatlichen Gewalten wurde die traditionelle Gesellschaftsordnung durch die Revolution nicht erschüttert“ (S.171).

Verdienstvoll sind des weiteren die ausführliche Darstellung von Verlauf und Struktur des Reichsverfassungskampagne in Hessen (S.439–502) sowie Anmerkungen zu Kontinuität und Wandel im politischen Raum nach dem Scheitern der Revolution. Diskutierenswert ist in diesem letzten Abschnitt u.a. eine These des Verfassers, daß zwar wichtige Vorbedingungen für die Entwicklung des späteren Parteienwesens während der Revolutionszeit geschaffen wurden, die Reaktionszeit jedoch „im Grunde [als] die eigentlich konstitutive Phase der modernen deutschen Parteien“ anzusprechen ist, weil erst der Sieg der alten Gewalten die Akzeptanz der vorgegebenen, restriktiven Rahmenbedingungen und die Wendung zur ‚Realpolitik‘ nach sich zog (S.503ff.). Kritisch anzumerken bleibt, daß ein Sachregister fehlt. Dies ist deshalb schade, weil Wettengel etwa auch zum Thema ‚Frauen‘, ‚Bürgerwehr‘ oder ‚Antisemitismus‘ wichtige Ausführungen macht (ohne daß dies im Inhaltsverzeichnis kenntlich gemacht wird); dann

würde auch seine Beobachtung stärker beachtet werden können, daß demokratische Frauenvereine nicht nur in den Städten, sondern auch in einer Reihe von Dörfern bestanden (S.303) und daß die Beteiligung von Frauen am demokratischen Vereinsleben weit größer war als gemeinhin angenommen wird (S.317ff.).

Rüdiger Hachtmann

WELFHÖNER, Volker: **Großbanken und Großindustrie im Kaiserreich** (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd.85). — Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1989. 342 S.

It cannot be said that the predictive value of Socialist, especially Marxist, theory has ever been very high. One of the most outstanding examples of a failed Marxist analysis of capitalist development is Rudolf Hilferding's *Finanzkapital*, a highly original work in its days (1910) and a work which has exerted considerable influence on many Marxists and non-Marxists subsequently. Its central thesis, which postulates the increasing domination of finance capital, that is, bankers and banks, over industry in advanced capitalism was picked up by Lenin and was integrated into the doctrine of „state-monopoly capitalism“ under which Communist and some western Marxist historians have labored. The Hilferding thesis was less readily accepted by historians who were free of such burdens. As Wellhöner correctly points out in his historiographical discussion, the Hilferding thesis was already challenged by such knowledgeable contemporaries as Otto Jeidels and Jakob Riesser. Much of the more recent interest in Hilferding's work stems from Alexander Gerschenkron's emphasis on the role of banks in late developing industrial nations, but neither Gerschenkron nor such later investigators of pre-1914 German industrial development as Jürgen Kocka and Wilfried Feldenkirchen have been able to accept the notion that the banks were coming to dominate industry. On the contrary, they have postulated an increasing self-financing by industry and independence of the banks before 1914. By now, Hilferding's *Finanzkapital* has become a very vulnerable and slow-moving target.

From this perspective, it is not surprising that Wellhöner almost always hits the mark in this well-researched and basically convincing book, but that the study is more successful as a systematic demolition than as a creative reconstruction of the relationship between industry and banking prior to 1914. While Wellhöner devotes considerable effort at the beginning of the book to a rather abstract and theoretical internal critique of the chief elements of Hilferding's theory, the body of the work is devoted to the examination of the relationship between banks and industry in nine major concerns (Phoenix, Gutehoffnungshütte, Rheinstahl, Mannesmann, Krupp, Deutsch-Lux, Hibernia, Thyssen and Siemens) against a checklist of preconditions posited by Hilferding as supposedly necessary consequences of the processes of capitalistic accumulation calling forth the domination of the banks and, most importantly, against a catalogue of phenomena alleged by Hilferding to have characterized banking domination over industry. Wellhöner's case studies, all of which are based on often pioneering research and detailed examination and analysis of documents and correspondence — including fascinating exchanges between bankers and industrialists — in industrial and other archives, show that, aside from the two anything but fully exceptional cases of Mannesmann and Siemens, the Hilferding model does not hold up for the relations between industry and banking prior to 1914. Industrial profits did not fall, self-financing by industrial enterprises increased, interest rates did not rise and banks were unable to take a larger share of the return on stock issues.

Despite increased banking concentration, competition within the banking sector remained intense, and the industrialists played off the various banks in the consortia that financed their enterprises against one another. If one or two banks assumed a special place in the mobilizing of capital for each of the various concerns, such dynamic entrepreneurs as Hugo Stinnes and August Thyssen and General Directors as Paul Reusch dominated their enterprises and, where necessary, made clear that no bank or banker was indispensable. As Wellhöner convincingly demonstrates, the presence of bankers on the *Aufsichtsräte* in no way reflected their domination and, contrary to received wisdom, bankers did not necessarily take the initiative in cartelization and concentration and were even known to oppose industrial concentration when it threatened their influence and interests.

Needless to say, to argue that Hilferding was wrong is not to argue that banks were unimportant. They certainly exercised important influence in promoting the administrative rationalization of enterprises, providing intelligence, mediating disputes and brokering deals between firms over which they had control, of course, in mobilizing capital. Wellhöner certainly is right in insisting that *Finanzkapital* has an important heuristic function because it provides key variables for exploring the relationship

between industry and banking, but the very richness of Wellhöner's material and his own arguments suggest that the time may have come to investigate sectoral relationships within capitalism from perspectives other than of those who posited „imminent tendencies“ in capitalism which proved never to have been „imminent“ at all.

Gerald D. Feldman

SCHRÖDER, Rainer: Die Entwicklung des Kartellrechts und des kollektiven Arbeitsrechts durch die Rechtsprechung des Reichsgerichts vor 1914 (= Münchener Universitätsschriften: Abhandlungen zur rechtswissenschaftlichen Grundlagenforschung, Bd.69). — Ebelsbach: Verlag Rolf Gremer 1988. 587 S.

Diese Münchener juristische Habilitationsschrift behandelt die gemeinsamen Wurzeln von Kartellrecht und kollektivem Arbeitsrecht in dem bürgerlichen Recht und in der Rechtsprechung der Zivilsenate des Reichsgerichts. Kartellrecht wie kollektives Arbeitsrecht waren Rechtsgebiete, in denen der Gesetzgeber auch bei der 1900 in kraftgetretenen Kodifikation des Privatrechts im Bürgerlichen Gesetzbuch keine Regelungen vorgesehen hatte; zugleich aber waren aus mannigfaltigen ökonomischen und sozialen Gründen Organisationen entstanden, die eine Monopolisierung der Gütermärkte über Kartelle bzw. der Arbeitsmärkte über Zusammenschlüsse von Arbeitnehmern und Arbeitgebern anstrebten. Auch wenn der Gesetzgeber solche Organisationen nicht im Auge gehabt bzw. deren Außen- und Binnenbeziehungen als nicht regelungsbedürftig angesehen hatte, warfen diese eine Vielzahl von Problemen wirtschaftlicher und sozialer Art auf, die zu Konflikten zwischen kartellierten und nicht kartellierten Produzenten sowie im Binnenverhältnis der Kartellmitglieder bzw. der Gewerkschaften und der Arbeitgeberorganisationen führten. Und diese bedurften der juristischen Bewältigung, d.h. Richter mußten auch ohne gesetzliche Vorgaben zu Entscheidungen gelangen, da die Gerichtsverfassung, aber auch ihr Selbstverständnis es verbot, sich auf die Formel zurückzuziehen, daß dort, wo keine gesetzliche Regelung bestand, auch kein Recht gesprochen werden könne.

Kartellrecht und kollektives Arbeitsrecht sind nun auch für den Historiker zwei außerordentlich wichtige, für die Entschlüsselung der sozialen, ökonomischen und politischen Realität zentrale Rechtsgebiete des Kaiserreichs: Die Kartelle, häufig als aus der Not wirtschaftlicher Krisen geborene Organisationen interpretiert, haben eine erhebliche Marktmacht ausgeübt. Dabei haben einzelne Kartelle, wie z.B. das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat oder auch das Spirituskartell, weit über eine rein ökonomische auch eine bedeutsame politisch-soziale Wirksamkeit entfaltet. Und bei dem kollektiven Arbeitsrecht geht es um eine der entscheidenden politischen Fragen des Kaiserreichs: Wie und mit welchen Methoden wurden die Organisationen der Arbeiterschaft politisch, sozial und ökonomisch integriert oder aber ausgegrenzt? Eine gründliche juristische Behandlung dieser Fragen war schon lange ein Desiderat, jedenfalls soweit es sich um die zivilrechtliche Seite der Angelegenheit handelt. Der Einsatz des Strafrechts zur Bekämpfung der Arbeiterschaft und ihrer Organisationen ist unter dem Gesichtspunkt der „Klassenjustiz“ ja schon Gegenstand vieler Untersuchungen gewesen und die Auslegung der Gewerbeordnung durch die Gerichte — je nachdem, ob es sich um Organisationen von Arbeitgebern oder Arbeitnehmern handelte, wurde ja sehr unterschiedlich „Recht“ gesprochen — ist in der vorzüglichen Untersuchung von Klaus Saul („Staat, Industrie und Arbeiterbewegung im Kaiserreich“) eingehend erörtert worden. Die hier anzuzeigende Studie von Schröder schließt nun diese empfindliche Lücke in unseren Kenntnissen. Ihr wichtigstes Ergebnis für Historiker ist die gut belegte Feststellung, daß die Zivilsenate des Reichsgerichts grundsätzlich keine Unterschiede zwischen Arbeitgeberorganisationen und solchen der Arbeitnehmer in ihren Urteilen vorgenommen haben. Gleiche Tatbestände wurden gleich beurteilt. Daß dabei weiterhin offen bleibt, ob eine solche formale Gleichbehandlung den in der sozialen Realität ganz unterschiedlichen Organisationen wirklich angemessen war, ob damit nicht doch auch in der Rechtsprechung der Zivilsenate des Reichsgerichts ein bias gegen die Arbeitnehmerorganisationen fest eingebaut war, ist eine ganz andere, sicher auch nicht durch eine Analyse von Urteilsprüchen und den ihnen zugrundeliegenden juristischen Überlegungen allein entscheidbare Frage. Wie wichtig auch die formale Gleichbehandlung war, die ja nur aufgrund von rechtsschöpferischer Tätigkeit von Richtern, nicht aber aufgrund gesetzlicher Bestimmungen erfolgte, zeigt Schröder in dem Vergleich mit der Rechtsprechung der Strafsenate des Reichsgerichts, die auch nach seiner Ansicht unter dem Begriff „Klassenjustiz“ subsumiert werden muß. Für die Unterschiede in dem Verhalten von Zivil- und Strafsenaten des Reichsgerichts hat der Verf. eine interessante und zumindest auf den ersten Blick einleuchtende Erklärung parat: Aufgrund einer prosopographischen Analyse kommt er zum Ergebnis, daß die Strafsenate des Reichsgerichts in erster Linie mit Richtern besetzt worden waren, die aus der staatsanwaltschaftli-

chen Laufbahn stammten, während in den Zivilsenaten Richter mit diesem Hintergrund eher vereinzelt blieben. Dies ist eine Spur, die sicherlich weiterverfolgt werden müßte, dabei dann auch auf die unteren Gerichte auszudehnen wäre, zumal dort, wie Schröder an zahlreichen Beispielen von Urteilen des Kammergerichts und der Oberlandesgerichte zeigt, auch im zivilrechtlichen Bereich die höchstrichterliche Rechtsprechungspraxis des Reichsgerichts in sehr vielen Fällen bewußt zuungunsten der Arbeitnehmerorganisationen unbeachtet blieb.

Obwohl sicherlich viele Historiker und Sozialwissenschaftler vor dem etwas (auch methodisch) schwierigen Stil dieser Untersuchung zurückschrecken werden, sollten sie die Mühe nicht scheuen, diese große gelehrte Abhandlung zu rezipieren. Nicht nur für die Geschichte des Kaiserreichs sondern auch für die gesamte Entwicklung des kollektiven Arbeitsrechts und des Kartellrechts ist diese Arbeit zweifelsohne ein gewichtiger Forschungsbeitrag.

Peter-Christian Witt

MOMMSEN, Hans: Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918 bis 1933 (= Propyläen Geschichte Deutschlands, Bd.8). — Berlin: Propyläen Verlag 1989. 581 S.

Wie aus dem Titel ersichtlich, ist die Weimarer Republik für diesen prominenten Historiker nicht nur eine Zeitspanne deutscher Geschichte, sondern ein recht schwierig zu bewältigendes Geistesproblem, ein historisches Phänomen. Der Autor schöpft aus der Fülle deutscher und internationaler Forschung ohne auf konkrete Diskussionen seiner Zunftkollegen einzugehen. Dabei stellt er klar und ohne Abschweifung sein eigenes Konzept in den Vordergrund. Im Spannungsfeld der Ereignisse findet er die Knotenpunkte der politischen Modernisierung Deutschlands, der Bemühungen um dessen Demokratisierung. Er untersucht die Entstehung, die krisenhafte Entwicklung, insbesondere auch die Ursachen und Umstände des Untergangs der Republik von Weimar, wobei er vor allem politische, finanzpolitische und ökonomische Probleme sowie Zusammenhänge innerer und äußerer Politik im Auge behält. Daß dadurch kulturhistorische und auch menschliche Aspekte der Geschichte zu kurz kommen, ist ihm bewußt. U.E. ist das bedauerlich, doch verständlich.

Die Gliederung des Bandes ist nicht nur analytisch bedingt, sie veranschaulicht auch die Dynamik des Leidenswegs der Freiheit, der Demokratie und des Parlamentarismus unter dem wachsenden Ansturm der reaktionären Kräfte. Man könnte sagen, die Dramatik, gar die Tragik der Entwicklung ist schon *a priori* vorgezeichnet. Führt diese Sichtweise nicht zur fatalistischen Geschichtsauffassung, die u.E. der Wissenschaft wenig nützt? Die Antwort ist offenbar davon abhängig, ob und wie der Verf. an den kritischen Knotenpunkten entstehende alternative Möglichkeiten behandelt. Wir können das hier nur anhand einiger Beispiele betrachten.

In den Kapiteln, die der Revolution 1918/19 und der Entstehung der Weimarer Republik gewidmet sind, liegt der Schwerpunkt in der Klärung der Hindernisse und Schwächen, die einer tiefgreifenderen Demokratisierung Deutschlands im Wege standen. Die Kritik an den inneren und äußeren Machtfaktoren, einschließlich des Vorgehens der SPD- und Gewerkschaftsführer wie der Radikalen von links und rechts, ist fundiert. Die Möglichkeiten positiver Einwirkung der revolutionären Volksmassen sind jedoch nur angedeutet.

In den Kapiteln, die sich mit dem Ansturm der außerparlamentarischen Kräfte beschäftigen, ist u.E. die Feststellung wichtig, daß „die Weichen der inneren Politik [...] bereits in Richtung auf eine Abkehr vom parlamentarischen System gestellt [waren], bevor die verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise in Deutschland spürbar wurden“ (S.275). Die Einwirkungen militaristischer Ideen und Institutionen auf den Aufschwung des Nationalsozialismus waren sehr bedeutend. Mommsen untersucht ernste Versäumnisse der Arbeiterorganisationen: der KPD, der SPD, der Gewerkschaften, so z.B. die Passivität der SPD vor und im Laufe des Staatsreichs am 20. Juli 1932 in Preußen (S.453f.). Jedoch wird seine Kritik durch die Meinung abgeschwächt, daß es für den Widerstand gegen von Papen und Bracht keine realen Möglichkeiten gegeben habe. Einige andere Forscher legen mehr Wert auf die Kampfimmung der Arbeiterschaft.

In dem Band wird die Vorgeschichte der Machtergreifung Hitlers und der Errichtung der faschistischen Diktatur eingehend untersucht. Der Weg der Republik in den Untergang wird nicht als vorgezeichnet betrachtet, sondern offengelegt, daß einerseits reaktionäre Kräfte auf Aushöhlung des parlamentarischen Systems und auf den Sturz der Republik drängten, andererseits die fortschrittlichen demokratischen Kräfte keinen adäquaten Widerstand leisten konnten, da ihre Schwächen und Fehler eine Vereinigung unmöglich machten. Wir stimmen der berechtigten Kritik des Verf. an der Politik der KPD zu, die oftmals nicht der Situation gerecht wurde und bekanntlich mehrfach in den Linksradikalismus abglitt.

Jedoch müssen einige Richtigstellungen vorgenommen werden. Karl Liebknecht war weder dem „realitätsfernen Idealismus“ ergeben, noch setzten er und Rosa Luxemburg ihre Hoffnungen ausschließlich auf „nicht-organisierte Teile des Proletariats“ (S.35). Der Wille des Gründungsparteitags der KPD, die deutsche Revolution weiter vorwärtszuführen, war nicht durch „Lenins Forderung“ sondern durch den Wunsch revolutionärer deutscher Arbeiter getragen. Karl Liebknecht hat nicht gegen, sondern für die Beteiligung der KPD an den Wahlen zur Nationalversammlung gestimmt (S.47f.) Es ist zu bezweifeln, ob Ebert, der auf den Bürgerkrieg hinsteuerte, ihn „vermeiden wollte“ und durch den Mord an revolutionären Führern „aufs tiefste erschüttert war“ (S.49). Die Politik der Einheitsfront von unten begann nicht erst im Frühjahr 1932, sondern viel eher, dagegen ist die „Antifa-Aktion“ nicht mit 1929, sondern mit 1932 zu datieren (S.499).

Ähnliche Einzelheiten könnten weiter aufgelistet werden. Es genügt aber zu vermerken, daß sie meist doch auf eine gewisse Unterschätzung der Potenzen des radikal antifaschistischen Flügels hindeuten. Seine alternativen Möglichkeiten mußten u.E. in der weiteren Forschung prononcierter herausgearbeitet werden.

Unsere Betrachtungen dürfen nicht abgeschlossen werden, ohne daß wir das hohe fachmännische Niveau der Forschung und Darstellungsweise betonen. Auch die interessante Bebilderung und die wertvolle, wenngleich nicht lückenlose Bibliographie sollen nicht unerwähnt bleiben, da sie das imposante Werk gewissermaßen abrunden.

Jakow Drabkin und Lew Ginzberg

HAGEMANN, Karen: Frauenalltag und männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik. Hrsg. von Detlev J.K. Peukert. — Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1990. 877 S.

877 Seiten — und doch eine für den Druck gekürzte Dissertation. — Der erste Absatz des Vorwortes lautet: „Der Alltag proletarischer Frauen in der Zeit der Weimarer Republik steht im Mittelpunkt dieses Buches, dessen Hauptfrage der Zusammenhang von geschlechtsspezifischen Arbeits- und Lebensbedingungen und Möglichkeiten und Formen des gesellschaftlichen Handelns ist. Bei der Untersuchung dieser Fragestellung war Oral History eine zentrale Quelle. Deshalb gilt mein Dank an erster Stelle den Frauen, die mir durch ihre engagierte Bereitschaft zur Mitarbeit die Erforschung der Thematik ermöglicht haben.“ (S.5).

Schön, daß der Oral History solche Bedeutung beigemessen wird. Aber die Frauen, mit denen gesprochen wurde, kamen zwar zumeist aus proletarischen Familien und ihre Männer waren häufig gelernte Arbeiter oder Handwerker, aber sie selbst waren ganz überwiegend als Angestellte tätig gewesen. Überdies waren viele von ihnen in mittleren oder höheren Funktionen in Hamburg in der Arbeiterbewegung tätig gewesen. Hagemann ist sich völlig klar über die Bedenken, die diese Auswahl hervorruft; in der Einleitung bemerkt sie: „Trotz erheblicher methodischer Vorbehalte wird in dieser Studie die Klassenzugehörigkeit von Frauen und Kindern in vollständigen Familien über den Ehemann bzw. Vater abgeleitet. Ledige Arbeitertöchter, gleich ob sie als Hausangestellte, Arbeiterin oder Angestellte tätig waren, werden deshalb zu den Arbeiterfrauen gerechnet. Dies erscheint gerechtfertigt, weil sowohl die Sozialisation als auch die Lebensumstände und die Arbeitssituation, d.h. insbesondere Art und Umfang der Erwerbs-, Haus- und Familienarbeit, bei Arbeiterhefrauen und -töchtern in starkem Maße von der sozialen Stellung des Ehemanns bzw. Vaters abhängig waren.“ (S.11).

Was die Untersuchung selbst betrifft, so ist sie wahrlich umfassend und gründlich, insbesondere da Hagemann sich der Schwierigkeiten dabei bewußt ist, keine Illusionen hat und oft durch die Nüchternheit ihres Urteils erfreut. Gleich im ersten Abschnitt lesen wir:

„Auch die meisten Frauen betrachteten in den zwanziger Jahren unabhängig von ihrem jeweiligen Alter und Familienstand sowie ihrer sozialen Stellung Haushalt und Familie als zentralen Bereich ihres Lebenszusammenhangs: dies galt für vollerwerbstätige Frauen ebenso wie für teilzeitbeschäftigte und nichterwerbstätige. Nur relativ wenige Frauen entschieden sich bewußt gegen Ehe und Familie. Auch Frauen und Männer der Arbeiterschaft erstrebten ein Familienleben gemäß dem Ideal der ‚modernen Kleinfamilie‘, das persönliche Glück und soziale Sicherheit zu versprechen schien.“

Die zahlreichen sozialreformerischen Familien-Programme und verbreiteten Wunschbilder vom Familienglück sind historisch einfacher zu ermitteln als die Realität von Hausfrauen in Arbeiterhaushalten“ (S.25).

Über 80 Seiten sind dem Problem „Rationalisierung der Fortpflanzung“, dabei natürlich auch dem § 218, gewidmet. — Stets wird die Rolle und Ideologie der SPD zu den entscheidenden Problemen ausführlich herausgearbeitet, insbesondere in Hamburg, wo ja die Frauen der Oral History gelebt und gewirkt hatten.

Voll möchte ich den Schlußfolgerungen der Untersuchung zustimmen:

„Teil des noch heute vorherrschenden Bildes von der Weimarer Republik ist die ‚Neue Frau‘ als Prototyp der politischen, ökonomischen und kulturellen Emanzipation des weiblichen Geschlechts in der damaligen Zeit. Betont werden mit diesem Bild die Handlungsspielräume, die insbesondere die Frauen im Zuge des Modernisierungsprozesses, der die gesellschaftliche Entwicklung der zwanziger Jahre kennzeichnete, gewonnen hätten. [...] Die Analyse des Frauenalltags und Frauenhandelns in dieser Zeit zeigt, daß dieses Bild nur einen kleinen Ausschnitt der Realität trifft. Der Handlungsspielraum der Masse der Mädchen und Frauen aus der Arbeiterschaft blieb in der Weimarer Republik trotz aller rechtlichen und sozialen Reformen außerordentlich beschränkt, vorrangig durch die sozioökonomischen Bedingungen, die den proletarischen Frauenalltag in der Klassengesellschaft prägten, aber auch durch die wirtschaftliche, soziale und politische Diskriminierung, die die Stellung der Frauen trotz staatsbürgerlicher Gleichstellung in der Männergesellschaft kennzeichnete, deren Normen und Werte, Rollenmuster und Leitbilder sie in der Regel mit ihrer Sozialisation internalisiert hatten.“ (S.639).

Die Anmerkungen nehmen 120 Seiten in Anspruch, das Quellen- und Literaturverzeichnis über 40 Seiten, das dreispaltige Namensverzeichnis über 7 Seiten. Wahrlich, dem Forscher wie dem Leser wird alles leicht gemacht!

Jürgen Kuczynski

DIRKER, Herbert: Arbeitersport im Spannungsfeld der Zwanziger Jahre. Sportpolitik und Alltagserfahrungen auf internationaler, deutscher und Berliner Ebene (= Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für deutsche und ausländische Arbeiterliteratur der Stadt Dortmund; Reihe 2: Forschungen zur Arbeiterliteratur, Bd.6). Essen: Klartext Verlag 1990, S.275.

Diese Darstellung setzt sich ein sehr ehrgeiziges Ziel. Es besteht in dem Versuch, die Spaltung der Arbeitersportbewegung in den 20er Jahren auf verschiedenen Ebenen, d.h. auf internationaler, nationaler und regionaler Ebene, nachzuzeichnen, zu zeigen, wie diese Ebenen miteinander verschränkt waren, und darzulegen, wie durch die Verflechtung sportlicher Vereinigungen mit außersportlichen Organisationen, insbesondere mit den politischen Linksparteien und weiteren Verbänden sozialdemokratischer und kommunistischer Provenienz, jene Spaltung unvermeidbar wurde.

Ein erster Abschnitt hat die Beziehungen zwischen der Luzerner Sportinternationalen (LSI) und der Roten Sportinternationalen (RSI) zum Gegenstand. Aufgrund der erstmaligen Auswertung der umfangreichen Korrespondenz zwischen beiden Organisationen konnte dabei u.a. die Abhängigkeit des kommunistischen Sportverbandes von der Kommunistischen Internationalen in seiner Politik gegenüber der Luzerner Sportinternationalen wesentlich detaillierter nachgewiesen werden als dies bisher möglich war. Ein zweiter Abschnitt untersucht die Geschichte der Spaltung der deutschen Arbeitersportbewegung. Besonderes Gewicht wird dabei auf die Darstellung der Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit dieses Prozesses gelegt, insbesondere z.B. auf die Tatsache, daß einerseits von der Mitte der 20er Jahre an die Parteipolitik in der deutschen Arbeitersportbewegung an Bedeutung gewann, daß aber auf der anderen Seite in der Phase 1925–1927 wegen gewisser Entspannungstendenzen zwischen den Arbeiterorganisationen auf internationaler Ebene ideologisch unterschiedlich orientierte Fraktionen sich zu Aktionsgemeinschaften zusammenfinden konnten. So verweist Verf. u.a. auf die Agitation für den Volksentscheid zur Fürstenenteignung im Jahre 1926, an der sich Sportler kommunistischer wie sozialdemokratischer Couleur beteiligten. Das folgende Kapitel über die Geschichte der Berliner Arbeitersportbewegung bildet nach Umfang und Darstellungsdichte zweifellos den herausragenden Teil der Untersuchung. Ausführlich wird hier die Bedeutung des TV Fichte für das Auseinanderbrechen der Berliner Arbeitersportbewegung beschrieben. Den Schlußteil der Arbeit bildet die Auswertung einer Befragung von Zeitzeugen, die die Auseinandersetzungen zwischen der kommunistischen und der sozialdemokratischen Richtung in der Arbeitersportbewegung und ihre Auswirkungen auf den einzelnen Verein selbst miterlebt haben. Dabei erscheint die wiederholt vorgebrachte Versicherung bemerkenswert, daß sich gewachsene kameradschaftliche Bindungen in einem Verein häufig als stärker erwiesen als politisch-ideologische Präferenzen.

Worin liegt die Stärke, worin die Schwäche dieser Studie? Positiv hervorzuheben ist die Erschließung bisher unbeachtet gebliebener Archivbestände, die mit großem Fleiß aufgearbeitet worden sind. Zu ver-

weisen ist hierbei u.a. auf Materialien zur Geschichte der Sozialistischen Jugendinternationalen und der Sozialistischen Arbeiterinternationalen, aber auch auf Unterlagen zur Bedeutung österreichischer Arbeitersportfunktionäre. Zu loben sind ferner die klare Gliederung und die verständliche Sprache, in der die Darstellung geschrieben ist. Die Problematik dieser Untersuchung liegt in ihrer Konzeption. Wenn man in eine Geschichte der Arbeitersportbewegung — unter welchem Aspekt auch immer — die internationale, nationale und regionale Ebene einbeziehen will, dann erscheint das nur möglich, wenn man bei einer der drei Ebenen einen klaren Schwerpunkt setzt und die beiden anderen funktional darauf bezieht. Man könnte z.B. eine Geschichte der deutschen Arbeitersportbewegung zu schreiben versuchen, und zwar unter Berücksichtigung übernationaler Vorgänge und Zusammenhänge einerseits und regionaler Entwicklungen auf der anderen Seite. Eine solche Schwerpunktsetzung fehlt bei der vorliegenden Untersuchung. In ihr stehen drei Geschichten der Arbeitersportbewegung, eine internationale, eine nationale und eine regionale, ziemlich zusammenhanglos und gleichgewichtig nebeneinander. Dadurch kennzeichnet die Darstellung ein gewisser Mangel an Konsistenz und systematischer Geschlossenheit. Trotz dieser Schwäche handelt es sich bei ihr jedoch um eine verdienstvolle Studie, die vielfältige Anregungen zur weiteren Erforschung der Geschichte der Arbeitersportbewegung bietet.

Siegfried Gehrman

LANGE, Annemarie: **Berlin in der Weimarer Republik**. Bearb. und hrsg. von Peter SCHUPPAN unter Mitarbeit von Ulrike KÖPP. — Berlin: Dietz Verlag 1987. 1133 S., 376 Abb.

Als Annemarie Lange im April 1976 starb, hatte sie gerade den dritten Band ihrer Berlin-Geschichte abgeschlossen, der der Weimarer Zeit gewidmet war. Der Dietz Verlag übergab, nachdem er sich zu einer Veröffentlichung entschlossen hatte, die Bearbeitung des Werkes Peter Schuppan und Ulrike Köpp. Als Herausgeber waren sie bemüht, bei der Überarbeitung die „jüngste Literatur zur Berlin-Geschichte“ und „die Wandlungen im marxistischen Geschichtsbild und seiner Erbeauffassung der letzten Jahre“ (S.1074) zu berücksichtigen, ohne daß sie die ursprüngliche Kapitelaufteilung aufgaben. Inhaltliche Erweiterungen und Neufassungen gab es vor allem bei jenen Themenbereichen, die sich mit der Kommunalentwicklung der Stadt, dem Alltag und den Lebensweisen der einzelnen Klassen und Schichten beschäftigten.

Annemarie Lange hatte zwischen 1928 und 1932 am Bauhaus in Dessau Architektur studiert, kehrte anschließend nach Berlin zurück und schloß sich der KPD an. Während der Zeit des nationalsozialistischen Regimes war sie als technische Zeichnerin tätig und begann mit ersten literarischen Arbeiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg arbeitete sie zunächst in der Verwaltung der Provinz Brandenburg, engagierte sich später in der Berliner Kommunalpolitik und wurde endlich Cheflektorin im Verlag ‚Das neue Berlin‘. In den sechziger Jahren nahm sie ihre Arbeiten zur Geschichte Berlins auf, die sich in drei wichtigen Bänden zur Geschichte der Reichshauptstadt von 1871 bis 1933 niederschlugen. Annemarie Langes Berlin-Geschichte zeichnet sich dadurch aus, daß sie, den parteiichen Standpunkt für die Nöte der Arbeiterklasse gar nicht verhüllend, ein Lebensbild der Metropole entwirft, in dem die politische Geschichte ebenso berücksichtigt wird wie die Entwicklung der Wirtschaft und der Administration sowie die des Alltags- und kulturellen Lebens. Insbesondere muß der Versuch, Stadtgeschichte als politische Geschichte zu schreiben, hervorgehoben werden, da es auch in der westdeutschen Forschung an Arbeiten mangelt, die städtische Geschichte perspektivisch im Rahmen der Bedingungen und Einflüsse des jeweiligen politischen Kräftefeldes analysieren, Stadtentwicklung eben auch als Ergebnis eines politischen Diskurses zu deuten verstehen. Der Wert dieses Ansatzes wird aber dadurch relativiert, daß Annemarie Lange in überaus unkritischer Weise das Dogma vom welthistorischen Übergang zum Sozialismus übernimmt und der Geschichte des Weimarer Berlin, die „letztlich als Folge der Novemberrevolution und des Kräftezuwachses der Arbeiterbewegung“ einen „geschichtlichen Höhepunkt“ (S.1075) darstellte, das Theorem von der allgemeinen Krise des Kapitalismus überstülpt, politische Geschichte so zur Geschichte einer sich voluntaristisch zur Vorhut des revolutionären Prozesses proklamierenden Partei wird. Die Metropole mit ihren mannigfaltigen Facetten der politischen Kultur, ihrer komplexen Sozialstruktur und ihren vielschichtigen Verwaltungs- und Wirtschaftsproblemen wird flugs zur Bühne, auf der die bürgerlich-proletarische Avantgarde nicht nur Aktionen zu begründen sucht, sondern auch bemüht ist, die Wirklichkeit ständig den eigenen Deduktionen anzupassen.

Annemarie Langes Berlin-Geschichte leidet auch darunter, daß sie weitgehend auf älteren autobiographischen und biographischen Schriften aufbaut, sei es nun, daß sie Erinnerungen von Politikern und Industriellen verarbeitet oder daß sie Publikationen wie die von Harry Graf Kessler über Walther

Rathenau oder von Friedrich von Rabenau über Hans von Seeckt zu Rate zieht. Das Werk gerät dabei in weiten Teilen ins Umfeld einer ausschließlich personalisierenden Geschichtsbetrachtung, die sich besonders dort nachteilig bemerkbar macht, wo es um die Berücksichtigung strukturgeschichtlicher Momente geht. Die krisenhafte Wirtschaftsentwicklung in der Weimarer Republik war nicht der Dämonie weniger Konzernherren wie etwa Hugo Stinnes zuzuschreiben, sondern vielmehr eine Folge des Versagens der öffentlichen Finanzwirtschaft, weltwirtschaftlicher Strukturveränderungen und einer relativen Stagnation der deutschen Wirtschaft, die sowohl durch währungspolitische Wettbewerbsnachteile als auch durch einen technologischen Stillstand begründet war. Der Blick auf die strukturgebenden Faktoren der Weimarer Republik drängt hier außerdem häufig die eigentliche Thematik des Buches, die Stadtgeschichte Berlins, in den Hintergrund.

Neben den vielfältigen, meist der offiziellen SED-Geschichtsschreibung subsumierten Arbeiten zur Berliner Arbeiterbewegung berücksichtigt das Werk lediglich einige wenige ältere zeitgenössische Schriften wie das Groß-Berliner Tagebuch von Friedrich C.A. Lange, Georg Haberlands und Adolf Wermuths Erinnerungen oder verschiedene Veröffentlichungen von Gustav Böß. Die Bearbeiter konnten diese Mängel, trotz ihrer erklärten Absicht, nicht beheben. Sie ignorieren weitgehend die Stadtgeschichtsforschung der Westberliner Einrichtungen. Allein Otto Büschs Arbeit zur Berliner Kommunalwirtschaft aus dem Jahre 1960 wird genannt, daneben einige Ausstellungskataloge und schließlich noch das von Jochen Bobert, Tilman Fichter und Eckhardt Gillen 1986 herausgegebene Werk zur Industriekultur Berlins im 20. Jahrhundert. Wichtige Arbeiten wie etwa Christian Engelis Studie über Gustav Böß (1971) oder Frauke Bey-Heards Untersuchung zur Rätebewegung in der Berliner Kommunalverwaltung (1969) fanden, um nur zwei Beispiele zu nennen, keinen Eingang in die Darstellung. Aber auch neuere Ergebnisse der DDR-Stadtgeschichtsforschung blieben, soweit sie Stadtgeschichte nicht als Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung begreifen, unberücksichtigt. Im Literaturanhang wird eine einzige Ostberliner Dissertation aus dem Jahre 1965 genannt, in der sich Ruth Wimmer mit der Wirtschaftspolitik des Berliner Magistrats unter der Amtszeit von Gustav Böß beschäftigt.

Berthold Grzywatz

HERMANN, Alfred: **Die Geschichte der pfälzischen USPD.** — Neustadt a.d.W.: Verlag Pfälzische Post 1989. 415 S.

NEUSCHL, Sylvia: **Geschichte der USPD in Württemberg oder Über die Unmöglichkeit einig zu bleiben.** — Esslingen: Marzahn Verlag 1983. 408 S.

Die kurze Geschichte der USPD im deutschen Parteienspektrum (1917–1922) war lange Jahre das Stiefkind wissenschaftlicher Forschung: Nach dem vom USPD-Redakteur Eugen Prager veröffentlichten Buch im Jahre 1922 („Geschichte der USPD“; wiederaufgelegt 1970 im Verlag Detlev Auvermann und unter dem Titel „Das Gebot der Stunde“ im Verlag J.H.W. Dietz Bonn 1980) gab es keine weiteren nennenswerten Publikationen über 50 Jahre. Mitte der 70er Jahre erschienen binnen Jahresfrist 3 Bücher über die USPD (Wheeler, Morgan und Krause), die mit unterschiedlichen Akzenten sich mit speziellen Fragen der USPD auseinandersetzten. Hinzu kam die Veröffentlichung der Parteitageprotokolle im Verlag Auvermann, so daß für weitere Detail- und Regionalstudien eine breitere Grundlage gegeben war. Alfred Hermann hat sich in seiner von Herrmann Weber betreuten Dissertation mit der pfälzischen USPD genauer beschäftigt. Auf breiter Materialbasis (insbesondere der kontinuierlichen Auswertung der Pfälzer Presse) und genauer regionaler Kenntnis hat er einen wichtigen Beitrag zur weiteren Erforschung der USPD geleistet. Dabei kamen ihm seine Funde der pfälzischen Mitglieder- und Sozialstruktur (S.202ff.) sehr zur Hilfe: Seine Aussagen über die Ziele und Hoffnungen der Mitglieder konnten so aussagekräftig untermauert werden. Die Selbstbeschränkung von Hermann — Verankerung in Betrieben oder Gewerkschaften nicht in seine Untersuchung mit einzubeziehen, ebenso die kommunalpolitischen Aktivitäten nicht genauer zu untersuchen (S.12) — ist zu bedauern: Gerade wegen der starken Verankerung der USPD in Ludwigshafen (Metall) und Pirmasens (Schuhindustrie) wäre eine exemplarische Betrachtung der USPD unter gewerkschaftlichen und kommunalpolitischen Aspekten lohnend gewesen; sie hätte sicher manches bisher Unbekannte zu Tage gefördert. Welche bedeutsame Rolle die Metallarbeiter sowohl in den Streiks während des Krieges als auch in der Revolutionszeit für die USPD hatten, wird von Hermann an verschiedenen Stellen deutlich hervorgehoben (S.94f.). Diese Partei der ungelernten und angelernten Arbeiter, die viel stärker als die alte SPD in der Metallbranche ihre soziale Verankerung hatte (S.210), konnte sich nur entwickeln, wenn sie diese Klientel auch entsprechend vertrat. Welche Schwierigkeiten sich in Einzelfragen daraus ergaben, zeigen die Auseinandersetzungen bei den Kommunalwahlen.

Hermanns These ist, die USPD sei nicht Produkt einer spezifischen Kriegslage, sondern „die Partei einer jungen, radikalen Arbeitergeneration“ (S.33); an anderer Stelle spricht er von dem „während des Kriegs neu geschaffenen proletarischen Protestpotential“ (S.319). Die „Mittellage“ zwischen der alten SPD und der 1918/19 gegründeten KPD ist mit diesen Formulierungen bereits vorgezeichnet. Ausführlich beschreibt Hermann die politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen, die Spezifika der Pfälzer Region, bleibt aber weitgehend bei einer parteigeschichtlichen Darstellung, ohne einen Zusammenhang zur Sozialgeschichte herzustellen. In den ländlichen Gebieten konnte sich die SPD vor dem Ersten Weltkrieg nur unter großen Schwierigkeiten entfalten: Lediglich im industrialisierten Ludwigshafen besaß die alte SPD eine starke Bastion. Dies galt ebenfalls für die im Weltkrieg gegründete USPD: Bis zum November 1918 konnte sie 865 Mitglieder verzeichnen; erst danach ging es steil aufwärts bis zu 10 000 kurz vor der Spaltung der USPD im Herbst 1920.

Deutlich wird bei der Frage der Spaltung während des Krieges — und indirekt auch bei der Frage der Wiedervereinigung im Jahre 1922 —, daß regionale Fragestellungen hier eine wesentlich größere Rolle spielten als „allgemeinpolitische“: „Während die Konfliktodynamik innerhalb der Parteispitze die Funktionäre zu einer klaren Position zwang und damit polarisierte, verwischten bei einem weitaus schwächeren Entscheidungsdruck in den unteren Parteigremien die Fronten. Der Wille, die Parteieinheit zu wahren, überwog“ (S.81). Die Einigungsbestrebungen waren auch bereits nach Kriegsende hier deutlicher ausgeprägt als in stärker industrialisierten Gegenden Deutschlands. So vereinigten sich beispielsweise in Speyer bereits im November 1918 SPD und USPD wieder zu einer sozialdemokratischen Partei. Gründung und Existenz der USPD wurden hier nur mit den Augen der sozialdemokratischen Mehrheitspolitik während des Weltkrieges betrachtet.

Ausführlich analysiert Hermann die Wahlergebnisse der Jahre 1919 und 1920 und setzt die Ergebnisse sowohl zur Mitgliedschaft als auch zur Sozialstruktur in Verbindung. Er erhärtet mit seinen regionalen Ergebnissen die These, daß die USPD Hochburgen vor allem in „Industriezentren mit langer sozialdemokratischer Tradition“ (S.131) hatte. Die Konsequenz der Auseinandersetzungen um den Anschluß an die Dritte Internationale wird von Hermann in seinen Wahlanalysen deutlich nachgezeichnet: Viele ehemalige USPD-Mitglieder, die im und unmittelbar nach dem Weltkrieg politisiert und zur Mitarbeit bereit waren, wandten sich in und nach den Auseinandersetzungen ganz von allen Arbeiterparteien ab. Hermann schreibt, daß die „Partei der Nichtwähler“ 1920 der eigentliche Gewinner der Auseinandersetzungen zwischen den Arbeiterparteien war (S.180 und S.197). Er bestätigt damit die von Wheeler und Krause bereits gewonnenen Ergebnisse für den Bereich der Pfalz. Durch den Vergleich der Reichstagswahlergebnisse vom Juni 1929 und der Kommunalwahlen im April desselben Jahres kann Hermann belegen, daß die USPD bereits im Juni ihren Höhepunkt überschritten hatte — also vor den endgültigen Auseinandersetzungen um den Anschluß an die Dritte Internationale. „Ohne Einfluß der KPD verließ bereits ein Teil der Wählerschaft schon vor der Spaltung die USPD“ (S.198). Die „Abbröckelungserscheinungen“, die in den Städten deutlicher als auf dem Land sichtbar waren, hingen mit der „Mitte-Position“ (S.199) der USPD zusammen, infolge der ein „Abwandern enttäuschter Wähler“ einkalkuliert werden mußte. Die fehlende Massenverankerung in der Pfalz führte oft zu nicht realisierbaren Hoffnungen. Manche gingen entweder zur alten SPD oder zur jungen KPD, die meisten enttäuschten Wähler organisierten sich allerdings überhaupt nicht mehr. Dieser Entpolitisierungsprozeß im Jahre 1920 läßt sich parallel bei den Wahlergebnissen und bei der Mitgliederentwicklung verfolgen, wie Hermann überzeugend darlegt (S.251).

Die Kommunalwahl wurde in Ludwigshafen zu einer Zerreißprobe zwischen den beiden Arbeiterparteien: Die SPD hatte den ehemaligen bayrischen Ministerpräsidenten Johannes Hofmann für das Amt des Oberbürgermeisters vorgeschlagen, der durch die Auseinandersetzungen um die Münchner Räterepublik bekannt geworden war. Die eindeutige Ablehnung der USPD und ihre Aufforderung, nicht zu wählen, um diesen Kandidaten nicht zu unterstützen, führte dann dazu, daß der bürgerliche Kandidat Dr. Weiß — wegen der geringen Wahlbeteiligung — gewählt wurde: Dieser „schwere Fehler“ der USPD zeigt nach Hermann „das Vorhandensein zweier Flügel in der USPD“ und den „Radikalisierungsprozeß“. Das Fehlen von politischer Kompromißfähigkeit in einigen politischen Fragen wird hier als grundsätzlicher Fehler angesehen: Inwieweit gerade diese Konsequenz in der Frage der Kooperation mit der Mehrheitssozialdemokratie nicht andererseits das Wachsen der USPD in der unmittelbaren Nachkriegszeit begründet, bleibt offen.

Die spezifischen Pfälzer Bedingungen erörtert Herrmann im Zusammenhang mit der Separationsfrage: Die Pfalz war nach dem Versailler Vertrag französisch besetztes Gebiet (bis zum Januar 1920). Hermann sieht in der allzu nationalistisch eingestellten Mehrheitssozialdemokratie das eigentliche Trennende zur USPD. Er folgert daraus: „Eine geeinte sozialdemokratische Partei hätte wahrscheinlich, infolge eines

ausgleichenden internen Diskussionsprozesses, eine weniger nationalistische und weniger dogmatische Antiseparatistopolitik betreiben können.“ (S.144). Diese Behauptung wird nicht weiter begründet: Sie erscheint auch zweifelhaft, wenn man die Auseinandersetzungen in der SPD vor der Spaltung genauer betrachtet. Die Minderheit hatte eben nicht eine ihrer Quantität entsprechende Durchsetzungsmöglichkeit (oder Artikulationsmöglichkeit) in der geeinten Partei gefunden und wurde so immer weiter an die Wand gedrückt. Hermann verfolgt die Entwicklung der USPD bis zu ihrem Ende im Spätsommer 1922 und der Vereinigung mit der MSPD zur VSPD. Dabei werden die regionalen Probleme der Verschmelzung der beiden bisher feindlichen Parteien ausführlich nachgezeichnet: sei es in der Übernahme der Redakteure oder der Funktionäre. Man war gewillt, diese Vereinigung so schmerzlos wie möglich zu gestalten und suchte stets nach Kompromissen, die beiden Parteien gerecht wurden. Fast immer wurden die neuen Ortsvereinsvorsitzenden aus beiden Parteien gewählt, um so — zumindest nach außen — eine paritätische Politik demonstrieren zu können. Deutlich wird aber auch, daß insgesamt viel weniger Mitglieder diese Verschmelzung auch wirklich akzeptierten: Nur ca. 40% der 1922 noch organisierten Mitglieder (in Zahlen: 943 von 10 000 im Jahre 1920) haben die Vereinigung auch wirklich vollzogen. Der Aderlaß der USPD hin zu den Nicht-Organisierten setzte nicht nur bei der Spaltung im Herbst 1920 ein, sondern ebenso bei der Vereinigung mit der SPD im Herbst 1922.

Sein selbstgewähltes Ziel, „aus der regionalen Betrachtung gewonnene Erkenntnisse in Beziehung zur Gesamtentwicklung der USPD zu setzen“ (S.11) hat Hermann allerdings nur teilweise einlösen können. Zwar werden an verschiedenen Entscheidungspunkten die entsprechenden Diskussionen und Überlegungen in der Gesamt-USPD kurz referiert, mehr allerdings jedoch nicht: Seine Arbeit konzentriert sich ganz auf die Region. Diese Konzentration ist ihm allerdings gut gelungen.

Sylvia Neuschl behandelt in ihrer bereits 1983 veröffentlichten Arbeit — die erste regionale Untersuchung über die USPD — vor allem die Geschichte der Spaltung der alten Sozialdemokratie 1917 bis zur Spaltung der USPD im Herbst 1920. Eine weitere Beschäftigung mit dem Thema erübrige sich, denn man würde „die Geschichte der USPD über Gebühr verlängern, wollte man ihr Ende erst in das Jahr 1922 legen“ (S.10): Die dürftige Quellenlage wird als einziger Beleg für diese erstaunliche Selbstbeschränkung angeführt, was bei der ansonsten sehr guten Quellenlage (man denke nur an das Revolutionsarchiv im Hauptstaatsarchiv Stuttgart) um so überraschender erscheint.

Gerade bei der Auseinandersetzung innerhalb der alten Sozialdemokratie ist eine Regionalstudie aus Württemberg sehr ertragreich: artikulierten sich doch hier — außerhalb Berlins — die Widerstände gegen die Kreditbewilligung am entschiedensten. Der Kampf um Einflußnahme in den Parteiblättern — um die „Schwäbische Tagwacht“ — brannte hier zuallererst auf. Bereits ab November 1914 erscheint der „Sozialdemokrat“ als Wochenblatt der Kriegsgegner, ab Dezember 1918 als Tageszeitung. Neuschl wertet diese Quelle ganz systematisch aus, um die lokale Verankerung der Kriegsgegner, später der USPD, detailliert nachzuzeichnen: Trotz der vielen Namen lokaler USPD-Vertreter wird ein zusammenfassender Vergleich bzgl. Alter, Berufsstruktur oder Einkommens- und Wohnstruktur nicht in Angriff genommen. So bleiben die handelnden Personen Individualisten, eine sozialstrukturelle Analyse über die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg fehlt, die Darstellung der gewerkschaftlichen Verankerung der USPD bleibt kursorisch.

Ihre detailliert nachgezeichneten Auseinandersetzungen während des Ersten Weltkrieges, die im April 1917 zur ersten Spaltung der einheitlichen Arbeiterpartei führten, werden von ihr als „anarchischer Prozeß“ (S.77) beschrieben, der von den Beteiligten nicht bewußt reflektierend zur Kenntnis genommen wurde, da „Einigkeit einer der Werte der Arbeiterbewegung“ war, den in Frage zu stellen „das schlimmste Vergehen“ (S.77) bedeutete. Mir scheint der Weg von der Nichtbewilligung der Kriegskredite ab Dezember 1914 über die SAG 1916 zur USPD 1917 als ganz bewußte Entscheidung der sozialdemokratischen Minderheit in der Reichstagsfraktion. Das ist kein „anarchischer“ Prozeß, sondern ein lange hinausgezögerter, notwendiger, bewußt gemachter Schritt gewesen, um weiterhin an den allgemeinen Zielen des Erfurter Programms festzuhalten und eine sozialistische Alternative zur burgfriedlichen Mehrheitspolitik durchzusetzen.

Lokal gründlich recherchiert weist Neuschl nach, daß in Württemberg die Frage der „Internationale der Kriegsgegner“ (S.88) Ausgangspunkt der organisatorischen Abspaltung war. Die Mitgliedschaft in der USPD ergab sich daraus erst als zweiter Schritt (S.138ff.), nachdem andere Antikriegsaktionen erfolglos verebten, und die spätere Vereinigung mit der KPD im Jahre 1920 erfolgte fast automatisch. Ihr Buchtitel „Über die Unmöglichkeit einig zu bleiben“ mag hier seine Wurzeln haben. Durch das parallele Hinzuziehen von Spitzelberichten und Aktenvermerken über die Überwachung fast aller Veranstaltungen der Kriegsgegner kann Neuschl ein sehr plastisches Bild über die Entwicklung während

des Weltkrieges zeichnen: Ein Teil der Ohnmacht der USPD in den Revolutionsmonaten ist nur durch die systematische Einberufungspolitik des Generalkommandos zu erklären (S.149 und S.152), die eine kontinuierliche Aufbauarbeit der neuen Partei immer wieder durchkreuzte.

Ausführlich werden der Aufbau lokaler Parteiorganisationen und ihre Aktivitäten im Krieg, in den Revolutionsmonaten, in der verfassungsgebenden Landesversammlung und in den Organen der Arbeiterräte nachgezeichnet. Soweit Entscheidungen der Gesamtpartei — insbesondere auf den Parteitagen — von Bedeutung sind, werden sie aus der Perspektive der württembergischen Delegierten beschrieben. Der sich fast zwangsläufig ergebende Weg vom Kriegsgegner zum Anschlußbefürworter an die Dritte Internationale wird kenntnisreich dargestellt. Die Spaltung der USPD auf dem Parteitag in Halle — Neuschl spricht von „Schmierkomödie“ und von einem „nach Ton und Inhalt abstoßenden Kapitel“ (S.329) — beschreibt den Endpunkt einer Entwicklung, die bereits mit ihrer Gründung angelegt war; ob allerdings diese Begrifflichkeit dazu angetan ist, den Prozeß der Formierung der Arbeiterklasse (und damit der Zerschlagung der USPD) adäquat zu formulieren, darf bezweifelt werden.

Hartfrid Krause

SCHOTT, Dieter: Die Konstanzer Gesellschaft 1918–1924. Der Kampf um Hegemonie zwischen Novemberrevolution und Inflation (= Schriftenreihe des Arbeitskreises für Regionalgeschichte Bodensee e.V., Bd.10). — Konstanz: Stadler 1989. XIII, 580 S.

Dieter Schott widmet sich der Untersuchung der Konstanzer Gesellschaft in den frühen Jahren der Weimarer Republik. Sein Interesse gilt den „Chancen und Grenzen gesellschaftlicher Strukturveränderung im Gefolge der Novemberrevolution“ (S.2); die von Revolution und Inflation ausgelösten Veränderungen sollen im Detail, auf der Alltagsebene, rekonstruiert werden. Gramscis Konzept der kulturellen Hegemonie, sowie die Begriffe Milieu und Lager dienen ihm dabei als methodischer Leitfaden. Lager erscheint als „Sammelbegriff für alle Organisationen und Institutionen, die sich auf ein bestimmtes Milieu beziehen und den Anspruch auf Repräsentation der ökonomischen, sozialen und kulturellen Interessen und Bedürfnisse dieses Milieus erheben“ (S.20). Sein Lagerbegriff bezieht sich eng „auf die konkret vorfindlichen, auf ein spezifisches lokales Milieu orientierten Organisationswelten gesellschaftlicher Bewegungen“ (S.21). Der Autor skizziert zunächst die Herausbildung der Lager in Konstanz in der Mitte des 19. Jahrhunderts und die langfristige Prägung des Kulturkampfes, was er auf die außerordentliche Härte und Schärfe des Kampfes gerade in Konstanz zurückführt. Bis 1918 galt ungebrochen die „nationalliberale politische Hegemonie auf kommunalpolitischer Ebene“ (S.47), während der politische Katholizismus seine Organisation zwar erfolgreich auf- und ausbaute, die Isolierung aber nicht durchbrechen konnte und die Arbeiterbewegung, angesichts einer „bürgerlichen, mittelschichtenorientierten Sozialstruktur“ (S.64) kein Wunder, nur von geringer Bedeutung war. Die Arbeiterbewegung wird aufgrund der Novemberrevolution zwar in zwei gleich große Gruppen, MSPD und USPD, gespalten, Schott weist aber nach, daß beide trotz scharfer Polemik zu einem Lager gehören. Breiten Raum gibt er der Entwicklung der Konstanzer Kommunalpolitik. In der unmittelbaren Nachkriegszeit bildete sich zunächst ein relativ breiter wohlfahrtsstaatlicher Konsens heraus, der auch von den bürgerlichen Parteien mitgetragen wurde, sich in Wohnungsbau und aktiver Beschäftigungspolitik der Stadt manifestierte. Die MSPD mußte diesen Konsens, Reflex auch ihrer Einbindung in die neue Stadtregierung, allerdings mit dem vorübergehenden Verlust ihrer führenden Rolle in der Arbeiterbewegung bezahlen. In der Aufarbeitung der kulturpolitischen Konflikte zeigt der Verf. eindringlich „die Hegemonie eines bildungsbürgerlichen Kulturverständnisses“ (S.540) auch bei den Kommunalpolitikern der Arbeiterbewegung. Mit Produktivgenossenschaften und ähnlichen Einrichtungen versuchten die Arbeiterorganisationen, das eigene Lager auszubauen, einen zentralen Beitrag zu Sozialisierung Jugendlicher in die Arbeiterbewegung leisteten die Arbeiterkulturvereine. Die Inflation führte zur wachsenden Polarisierung zwischen SPD und bürgerlichen Parteien, zur Isolierung der SPD 1923/24 und zur Verlagerung der kommunalpolitischen Achse hin zum Bürgerblock Zentrum/DDP/Mittelstand.

Vom tieferen Verständnis der Inflation war die Arbeiterbewegung weit entfernt. Die besondere Situation von Konstanz, die Häufung von Schiebern an der Grenze, begünstigte eine Kriseninterpretation, die Schott „personalistisch und lokalistisch“ (S.421) nennt. Vor allem die „Fremden“ erscheinen als verantwortlich, Bekämpfung der Inflation gipfelt zunächst in der Forderung, die Fremden aus der Stadt zu entfernen. Inflation entfaltet starke gesellschaftlich zentrifugale Kräfte, die auch die „Kohäsion der gesellschaftlichen Lager ernsthaft in Frage stellten“ (S.545). Noch am besten hielt sich der politische Katholizismus, dessen Einigungsklammer nicht ökonomischer, sonder religiöser Natur war. Die Mas-

senarbeitslosigkeit der Hyperinflation, so Schotts Schlußfolgerung, „machte die politische Spaltung des Lagers Arbeiterbewegung stärker als dies zuvor der Fall gewesen war zu einer auch sozialen Spaltung im Milieu der Arbeiterschaft“ (S.547).

Mir scheint jedoch, daß er seine eigenen Forschungsergebnisse hier überspitzt. Das liberal-bürgerliche Lager löst sich im Gefolge der Inflation zusehends auf. Seine prekäre Einheit zerbrach unter der doppelten Herausforderung ökonomisch-korporativen und nationalistisch-antirepublikanischen Protests.

Willy Buschak

HEUEL, Eberhard: **Der unworbene Stand. Die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus 1933–1935** (= Campus Forschung, Bd.636). — Frankfurt/M. und New York: Campus 1989. 671 S.

Trotz des hervorragenden Anteils von Arbeitern am politischen Widerstand im Dritten Reich ist es dem Nationalsozialismus an der Macht ohne Zweifel gelungen, die ihm 1933 in ihrer Mehrheit noch fremd bis feindlich gegenüberstehende Arbeiterklasse, wie Timothy Mason es einmal formulierte im großen und ganzen zu bändigen und in nicht geringen Teilen wohl auch zu integrieren. Die historische Forschung hat dem widersprüchlichen Arbeiterverhalten im Dritten Reich und der Arbeiterpolitik des nationalsozialistischen Regimes in den letzten Jahren zwar zunehmende Aufmerksamkeit gewidmet, die überfällige Diskussion über die Voraussetzungen, Mittel und Erfolgsgründe der Bändigungs- und Integrationspolitik des herrschenden Nationalsozialismus aber kann noch keineswegs als abgeschlossen bezeichnet werden. Die Frage nach den allgemeinen Wirkungsgründen der nationalsozialistischen Arbeiterpolitik nach 1933 ist bisher im wesentlichen unter vier (aufeinander zu beziehenden) Aspekten thematisiert worden: 1. Der Existenz historischer Prädispositionen in den Reihen der deutschen Arbeiterschaft; 2. der massiven Anwendung staatsterroristischer Repression; 3. Der Einwirkung sozio-ökonomischer Veränderungen sowie 4. des Einsatzes ideologischer Transformationsoperationen.

Eberhard Heuel leistet nun mit seiner quellennahen Dissertation einen wichtigen Beitrag zur Rekonstruktion und Interpretation der ideologischen Dimension nationalsozialistischer Integrationspolitik gegenüber der Arbeiterklasse während der Konstitutions- und Konsolidierungsphase des Dritten Reiches. Mittels struktur- und inhaltsanalytischer Untersuchungen ideologischer Produktionen sucht der Verf. zentrale Bauformen und Transformationsoperationen des nationalsozialistischen Arbeiterdiskurses dieser Zeit nachzuzeichnen. Der Autor strebt also ausdrücklich keinen systematischen Aufriß der nationalsozialistischen Weltanschauung an, sondern er unterzieht die ideologische Überzeugungsarbeit des Nationalsozialismus gegenüber der Arbeiterschaft am Beispiel dreier entscheidender Akzeptanzprobleme der Jahre 1933–1935 einer kritischen, gesellschaftstheoretisch angeleiteten Analyse. Als zentrale Problemfelder ideologischer Überzeugungsarbeit des herrschenden Nationalsozialismus untersucht Eberhard Heuel in Teil I seiner Dissertation die Transformation des Ersten Mai vom internationalen Kampftag der Arbeiterklasse zum Tag der Nationalen Arbeit; in Teil II die Zerschlagung der Gewerkschaftsbewegung und den mit ihr einhergehenden Aufbau der Deutschen Arbeitsfront (DAF) sowie in Teil III die Revision des Arbeits- und Tarifrechts der Weimarer Republik und die Neugestaltung der Arbeitsbeziehungen.

Der Verf. beschreibt zunächst die außerordentlichen Anstrengungen, die der nationalsozialistische Staat mit seiner prompten Aneignung des Maifeiertages 1933 unternahm, um die tradierten Bedeutungshalte dieses internationalen Arbeiterfestes zu dekomponieren und dem Ersten Mai einen neuen Sinn zu geben. Der Ursprungsort des Ersten Mai wurde aus den politischen und sozialen Konflikten und Spannungen der Gegenwart herausgelöst und in eine völkisch-brauchtümliche Traditionslinie der Kulturgemeinschaft deutsches Volk gestellt. Nicht mehr als Manifestation der inneren Klassenspaltung und der internationalen Arbeitersolidarität, sondern als (Volks-)Festtag der nationalen Einheit sollte sich der Erste Mai künftig präsentieren. Im nationalsozialistischen Diskurs wird der Erste Mai gefeiert als signifikanter Tag des Neubeginns des erwachenden Deutschland, als Symbol der Reformierung von Volk und Nation zu einer geschlossenen Arbeits- und Kampfgemeinschaft. Das „Nationale“ wird dabei eingeführt „als Synonym für diejenige Handlungseinheit, die als einzige den Weg aus der Krise erfolgreich beschreiten kann“ (S.163f.). Dem Verf. gelingt es durch eine genaue Quellenanalyse in eindrucksvoller Weise, die ideologische und organisatorische Aneignung des traditionellen Arbeiterfestes durch den nationalsozialistischen Staat zu rekonstruieren und zu dechiffrieren. Er unterschätzt dabei allerdings die Einwirkung von Traditionslinien eigener Maifeiern aus der Zeit vor der Machtübernahme. Die Ausrichtung völkischer Maifeiern reiht sich ein in das grundlegende ideologische Transformationsziel national-

sozialistischer Arbeiterpolitik, die Überführung des sozialistischen Klassendiskurses in den Volksdiskurs. Der politische Zugriff des Nationalsozialismus auf die sozialistischen bzw. kommunistischen Arbeiter und Angestellten setzte die Zerschlagung der Arbeiterorganisationen und ihrer soziokulturellen Infrastruktur voraus. Mit der Liquidierung der freien Gewerkschaftsverbände schuf sich die NSDAP daher einerseits machtpolitische Fakten, die ihrer ideologischen Offensive im Arbeiterbereich günstige Ausgangsbedingungen sicherten. Andererseits aber war die Aktion vom 2. Mai 1933 wie kaum eine andere Operation des nationalsozialistischen Staates 1933 geeignet, die politische Gegnerschaft der organisierten Arbeiterschaft gegenüber dem herrschenden System zu vertiefen und zu verfestigen. Für die NSDAP galt es nun dem Vorwurf zu begegnen, sich endgültig als Verräterin an den Interessen des arbeitenden Volkes enttarnt zu haben.

Eberhard Heuel beschreibt die Zerstörung der Gewerkschaftsorganisationen und den Aufbau der DAF, deren vollständige Abkehr von jeder gewerkschaftlichen Tradition bald unübersehbar war, daher mit Recht als ein überragendes Akzeptanzproblem nationalsozialistischer Arbeiterpolitik, an dem die Bruchlinie zwischen der Interessenposition der Arbeiterschaft und dem herrschenden Regime besonders scharf konturiert hervortrat. Die Nachzeichnung der ideologischen Argumentationsmuster, mit denen die Regierungs- und Parteivertreter gegen die desintegrierenden Wirkungen ihrer gewerkschaftsfeindlichen Politik und für die Reintegration der organisierten Arbeiter und Angestellten auf nationalsozialistischer Basis kämpften, steht im Mittelpunkt des II. Teils seiner Dissertation. Die nationalsozialistische Begründungsstrategie der Aktion vom 2. Mai 1933 stützte sich vor allem auf die Mittel der Diffamierung der bisherigen Gewerkschaftsführung (gegen Bonzen und Korruption) und der Denunziation einer vorgeblich marxistischen Zweckentfremdung der freien Gewerkschaften für den Klassenkampf, die letztlich gegen die wahren Interessen und Intentionen der Mitglieder gerichtet war. Demgegenüber feiert der nationalsozialistische Diskurs den Zusammenschluß aller Schaffenden in der DAF als Sieg der interessenausgleichenden, klassenversöhnenden Volksgemeinschaft über die zerstrittenen Interessenhäufen der Vergangenheit, als Manifestation der nationalen Einigung gegen eine vermeintliche Welt von Feinden. Während die Etablierung der DAF zunächst noch (speziell vom Arbeiterflügel der NSDAP) beschrieben wird als Rückkehr der endlich geeinten Gewerkschaftsbewegung zu ihrer eigentlichen, ursprünglichen Aufgabe, so treten bald Argumentationsmuster in den Vordergrund, die offensiv die weitere Notwendigkeit sozialer Schutzorganisationen bestreiten und dem Staat selbst die Regulierungsbefugnis der Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern zusprechen. Der Aufgabenbereich der im Herbst 1933 neuformierten DAF blieb im Kern entsprechend begrenzt auf die weltanschauliche Erziehung ihrer Mitglieder. Gleichwohl erforderte es die systemstabilisierende Funktion der Organisation, daß sie sich auch als sozialpolitischer Gestaltungsfaktor zu behaupten suchte.

Als zweiten signifikanten Angriff auf die Interessenposition der Lohnabhängigen beschreibt der Autor abschließend die Zerstörung der kollektiven Arbeits- und Tarifordnung der Weimarer Republik sowie die Revision der Betriebsverfassung im Sinne der Etablierung einer nahezu uneingeschränkten Unternehmerdiktatur. Auch in seiner Darstellung wird deutlich, wie schwer sich die Protagonisten des Dritten Reiches taten, diese Eingriffe zu Lasten der Arbeitnehmer ideologisch in einen Zugewinn von historischer Bedeutung zu verwandeln. Während der Nationalsozialismus die rechtliche Fixierung des volksgemeinschaftlichen Modells von betrieblicher Führung und Gefolgschaft in der Tradition seiner ideologischen Legitimierung des Führerprinzips (Herrschaft der von Natur aus Fähigsten) propagierte als die endliche Durchsetzung der natürlich-organischen Regulierungsform der befriedeten und effektivierten Arbeitsgemeinschaft, suchte er zugleich den Nachweis zu führen, daß das Arbeitsordnungsgesetz (AOG) keinen Rückfall in frühkapitalistische Verhältnisse darstellte. Auch das Werben um Vertrauen in seinen Willen, die Interessenposition der Lohnabhängigen zu gewährleisten und ihren Anspruch auf Gerechtigkeit und Schutz vor sozialer Übermächtigkeit einzulösen, belegt die defensive Position, in die der nationalsozialistische Diskurs geraten war. Die anhaltende Unruhe in den Belegschaften, die bis in die Reihen der NSBO hineinreichte, kennzeichnet die besondere Schwierigkeit der Parteideologen, die Zustimmung des deutschen Arbeiters zur Neuorganisation der Arbeitsbeziehungen zu erreichen.

Auch wenn die Wirkung der ideologischen Kompensation realer Entrechtung zunächst eher gering zu veranschlagen sein wird (größere Durchschlagskraft kann ihr sicherlich erst mit der materiellen Fundierung durch die einsetzende ökonomische und politische Entwicklung — Rüstungskonjunktur, nationaler „Höhenflug“ — bescheinigt werden), so erweist sich die Analyse wesentlicher Akzeptanzprobleme der Konstitutions- und Konsolidierungsphase des Dritten Reiches gleichwohl als hervorragend geeignet, zentrale Zielsetzungen, Inhalte und Thematisierungsregeln des nationalsozialistischen Arbeiterdiskurses nachzuzeichnen. Eberhard Heuels Dissertation weist das ideologische Transformationsziel der NSDAP als umfassend und ambitioniert aus: Der Nationalsozialismus arbeitete nicht nur an der organi-

satorischen Abspaltung der Arbeiter von ihren bisherigen politischen und sozialen Zusammenhängen, sondern zielte zugleich auf eine fundamentale Einstellungsveränderung, auf die Überwindung des internationalistischen Klassen- zugunsten des nationalen Volksgemeinschaftsdenkens. Zwar fordern einige Deutungen des Verf. zum Widerspruch heraus (etwa seine Unterstellung eines Willens der DAF zur Überwindung sozialer Ungleichheit oder die Beschreibung eines idealistischen Appells der NSDAP), jenseits aller Kritik im einzelnen aber liefert seine Arbeit einen eindrucksvollen Beleg dafür, daß den Zielen, Inhalten und Wirkungen des Nationalsozialismus nur dann wirklich auf die Spur zu kommen ist, wenn seine Ideologie ernstgenommen und in ihrem konkreten Gehalt kritisch aufgearbeitet wird.

Joachim Bons

Zwangsarbeit: Arbeit—Terror—Entschädigung. Red.: Geschichtswerkstatt Marburg e.V. (= Geschichtswerkstatt, H.19). — Hamburg: Ergebnisse Verlag 1989, 110 S.

Das schmale Heft umfaßt Beiträge von engagierten Vertretern der Geschichtswerkstätten zu einigen Aspekten der Zwangsarbeiterproblematik in den Jahren 1940 bis 1945. Mit großer Leidenschaft und Parteilnahme für die Opfer werden wichtige Beiträge regionaler Untersuchungen vorgelegt, deren Grundlagen sich sowohl auf eine Erweiterung des Wissens als auch vor allem auf das Problem der Entschädigung der Opfer für ihre Leiden orientiert.

Im Editorial verweisen die Herausgeber darauf, daß es Zeit sei, „eine erste Bilanz zu ziehen“, um auf den Beitrag der Geschichtswerkstätten „für das Erhellung des weißen Flecks Zwangsarbeit“ aufmerksam zu machen (S.5). Da sich die Herausgeber der öffentlichen Diskussion um die Entschädigung der NS-Opfer verpflichtet fühlen, wird auf S.7f. Die Resolution der Geschichtswerkstatt e.V. „Die Zeit drängt! Entschädigung aller NS-Opfer“, angenommen auf dem 5. Geschichtsfest in Bonn am 5.5.1989, veröffentlicht. Sie stellt den Geschichtswerkstätten u.a. die Aufgabe, „sich durch [...] historische Arbeit für die gesellschaftliche Anerkennung der NS-Opfer einzusetzen“ (S.8).

In diesem Kontext sind die veröffentlichten Arbeiten zu sehen und sie sind dem durchgehend verpflichtet. R. Habel befaßt sich mit dem Außenlager „Farge“ des KZ-Neuengamme und legt, für eine historische Arbeit etwas ungewöhnlich, im erzählenden Stil seine Ergebnisse vor. Betrachtet man sie in dem o.g. Zusammenhang, dann billigt man die Vorgehensweise.

A. Wagner schreibt über die Zwangsarbeit in den Munitionsfabriken um Geretsried, D. Winter über Wolfsburg und A. Posset über die Zwangsarbeit ungarischer Juden in dem unterirdischen Verlagerungsobjekt bei Kaufering-Landsberg. Weitere Beiträge von W. From und L. Roth berichten über die Allensdorfer Rüstungsindustrie (Produktionsziffern und Lohnentwicklung) sowie D. Vaupel über die Entschädigungsproblematik ehemaliger Zwangsarbeiterinnen der Dynamit AG in Hessisch Lichtenau. Dieser Beitrag macht in einem Teilbereich deutlich, wie wichtig die Arbeit der Geschichtswerkstätten sowohl für die heranwachsende Jugend als auch die ehemaligen Zwangsarbeiter ist. Die einen lernen, im Einzel-schicksal zu begreifen, und die anderen verstehen, daß nach 1945 sich in Deutschland doch und wenn auch langsam eine andere Entwicklung vollzog.

R.M. Rosdale macht in einem Beitrag über die Eugenik auf eine neue Herausforderung für die Geschichtswerkstätten aufmerksam. Berichte über Veranstaltungen der Geschichtswerkstätten bzw. Tagungen, die für diese wichtig sind, und ein umfangreicher Kritikteil runden das Heft ab. Wichtig das Adressenverzeichnis der Geschichtswerkstätten.

Dieses nützliche Heft legt der Rezensent mit gemischten Gefühlen aus der Hand. Es bleibt die Anerkennung für das Engagement auf der einen Seite und auf der anderen die Frage, warum Historiker von Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen nicht in diesen Institutionen — und sei es nur beratend — vertreten sind. Zwangs- und Fremdarbeit ist längst ein Thema der Forschung und müßte vertieft auch auf die Seite der Betroffenen ausgedehnt werden. Am wissenschaftlichen Extrakt einiger Beiträge gibt es Kritik, da Zusammenhänge und Details vor allem aus der lokalen Sicht in eine Entscheidungssphäre getragen werden; Geschichte „von unten“ kaum durch Geschichte „von oben“ ergänzt werden kann. Vergleiche sind zu den Forschungswegen vieler „ehrenamtlicher“ Kommissionen in der ehemaligen DDR angebracht und es bleibt zu hoffen, daß im Vereinigungsprozeß sich auch dieses Engagement vereinigt.

Laurenz Demps

WOGGON, Helga: **Integrativer Sozialismus und nationale Befreiung. Politik und Wirkungsgeschichte James Connollys in Irland** (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd.24). — Göttingen und Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht 1990. 517 S.

Diese sehr gründliche und detaillierte Arbeit beschäftigt sich mit einem der irischen Nationalhelden, James Connolly, und seinem Einfluß auf die irische Arbeiterbewegung. Zu seinen Lebzeiten war jener nicht sehr groß, aber sein Märtyrertod — er nahm führend an dem bekannten Osteraufstand von 1916 in Dublin teil und wurde trotz seiner schweren Verwundung standrechtlich erschossen — sicherte ihm einen großen Namen, sowohl auf der äußersten Linken wie der äußersten Rechten der irischen Nationalbewegung.

1896 gründete der 1868 geborene Connolly die „Irish Socialist Republican Party“, die — wie er selbst während seines ganzen Lebens — Nationalismus und Sozialismus miteinander verband. Sie forderte Freiheit für Irland, opponierte aber gegen die Homerulers und die bürgerlichen Nationalisten. Sie war gegen allen Privatbesitz von Land und forderte die Verstaatlichung von Grund und Boden, stand aber positiv zu den Agrargenossenschaften. Innerhalb der Zweiten Internationale gehörte sie zum linken Flügel und wurde wegen ihres Nationalismus von der „Independent Labour Party“ oft kritisiert. Doch die Partei war politisch und finanziell so schwach, daß Connolly nach ihrer Spaltung im Jahre 1903 nach Amerika auswanderte. Auch dort hatte er nur geringen Erfolg und geriet bald in schwere Konflikte mit der „Socialist Labor Party“ Daniel DeLeons, so daß er 1910 nach Irland zurückkehrte. Dort war während seiner Abwesenheit eine neue Partei, die „Socialist Party of Ireland“, gegründet worden. Aber auch sie war so klein, daß Connolly ohne reguläres Einkommen blieb, und auch die von ihm herausgegebenen Zeitschriften, wie „The Workers' Republic“, hatten nur einen winzigen Umsatz. So wandte er sich notgedrungen der Gewerkschaftsarbeit zu und wurde 1911 Organisator der „Irish Transport und General Workers Union“ in Belfast und später ihr Generalsekretär. Auch die irischen Gewerkschaften waren in schweren Arbeitskämpfen wenig erfolgreich und erlitten 1913 in einer großen Aussperrung in Dublin eine bittere Niederlage.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges setzte sich bei Connolly mehr und mehr ein extremer Nationalismus durch, der in einer prodeutschen Haltung Ausdruck fand. Die von ihm geleitete „Irish Citizen Army“ leistete Widerstand gegen Einberufungen und bereitete sich offen auf den bewaffneten Aufstand vor. Neben ihr bestand die sehr viel größere Organisation der „Irish Volunteers“. Interessanterweise aber kämpften sehr viele ihrer Mitglieder an der französischen Front gegen die deutsche Armee. Trotz Ausbleibens deutscher Hilfe und nur sehr geringer deutscher Waffenlieferungen brach der Aufstand am Ostermontag 1916 aus, aber er blieb auf Dublin und etwa 2 000 Teilnehmende beschränkt, so daß es der weit überlegenen englischen Armee rasch gelang, ihn niederzukämpfen. Nur ein geringer Teil der Kämpfer gehörte zu Connollys Citizen Army.

Wie bei fast allen irischen Sozialisten erwies sich auch bei Connolly der Nationalismus als die stärkere Komponente. Dennoch berief sich die Irische Kommunistische Partei 1921 ausdrücklich auf Connolly und setzte in den zwanziger Jahren die Herausgabe der „Workers' Republic“ fort. Das gleiche Erbe wird von der IRA beansprucht. So scheint Connollys Nachruhm größer zu sein als der zu seinen Lebzeiten ausgeübte Einfluß. Aber kann man wirklich den Aufstand von 1916 als die „Grundlage eines katholisch geprägten Staates“ bezeichnen, wie es die Verfasserin tut? Das Buch enthält eine Fülle von Details, nicht nur über die sehr schwierigen Anfänge der irischen Arbeiterbewegung, sondern auch über die unglaublichen Lebensbedingungen der irischen Proletarier am Anfang unseres Jahrhunderts. Doch eine Straffung des Textes und eine Kürzung der Vielzahl der weniger wichtigen Einzelheiten und Zitate wäre sehr zu wünschen gewesen.

Der Vergleich mit der Arbeiterbewegung eines anderen unterdrückten Landes liegt nahe, mit der Polens. Auch dort erwies sich der Nationalismus als stärker als der Sozialismus, zum Nachteil der von Leo Jogiches und Rosa Luxemburg geleiteten internationalen Richtung, die in Polen nur sehr geringen Anhang besaß, im Gegensatz zu Polnischen Sozialistischen Partei.

Francis L. Carsten

PELT, W.S.F.S.: **Vrede door revolutie. De CPN tegens het Molotov-Ribbentrop Pact (1939–1941)**. — 's Gravenhage: SDU uitgeverij 1990. 398 S.

Die erste Reaktion der Communistische Partij van Nederland (CPN) auf den Pakt unterschied sich wenig von der offiziellen Komintern-Linie. Die Regierungen Englands und Frankreichs wurden mit der Schuld am drohenden Krieg belastet, der Pakt als Niederlande für Hitler und die Alliierten angesehen. Die territoriale Ausdehnung der Sowjetunion wurde von den meisten Kommunisten der Niederlande begrüßt,

denn jede Stärkung der Sowjetunion erschien als Stärkung des internationalen Proletariats, erst recht, wenn so viele Millionen von Menschen und so weite Landstriche dem Kapitalismus entrissen wurden. Daß Hitler und Stalin Osteuropa unter sich aufgeteilt hatten, vermochte sich niemand vorzustellen. Wim Pelt arbeitet überzeugend heraus, wie sich jenseits der offiziellen Stellungnahmen die ersten Differenzen zwischen CPN und Komintern ausbreiteten. Parteisekretär Paul de Groot hatte weder großes Vertrauen in den sowjetisch-deutschen Friedensvorschlag vom September 1939, noch in eine Renaissance der kollektiven Sicherheit. Im Friedensvorschlag sah man nur ein diplomatisches Manöver, einzig die proletarische Revolution könne den Frieden sichern. Molotovs Avancen gegenüber Hitlerdeutschland interpretierte man in der CPN als diplomatische Fassade, die nur bis zu dem Zeitpunkt aufrecht erhalten wurde, an dem die Sowjetunion stark genug sein würde, die Weltrevolution anzuführen. Während die Kominternpresse von Deutschfreundlichkeit überquoll und auch die CPN-Presse davon nicht frei blieb, machten die Parteiführer informell deutlich, daß sie von ihrer Einschätzung des Nationalsozialismus nichts zurücknahmen und die Gefahr eines deutschen Überfalls nach wie vor bestand. Für etliche einfache Parteimitglieder war der Pakt wie eine Erlösung von der ungeliebten Einheitspolitik mit der Sozialdemokratie. Mit einmal Mal waren die Fronten wieder klar. Nur wenige Mitglieder verließen die Partei wegen des Paktes. Die niederländischen Kommunisten waren gewöhnt, in der Partei eine Heimat zu sehen, eine Familie, die sie gegen die feindliche Welt beschützte. Nie hatte es die CPN geschafft, die gesellschaftliche Isolation zu durchbrechen; aus der Schwäche wurde nun, als es galt, die Reihen zusammenzuhalten, eine Stärke.

Am 10. Mai 1940, dem Tag des deutschen Überfalls auf die Niederlande, herrschte zwar eine gewisse Unsicherheit über die Parteilinie, die Parteiführung scheint sich gegen die Mobilisierung gewandt zu haben, die Mitglieder aber wußten sehr wohl, daß eine deutsche Besatzung eine enorme Verschlechterung jeglicher Position der Arbeiterklasse mit sich bringen werde und erfüllten ihre Pflicht als Soldaten der niederländischen Armee. Alle Hoffnungen, der Pakt werde den Kommunisten einen gewissen Schutz bieten, wie sie zumindest die Führung hegte, zerschlugen sich rasch. Trotz der deutschen Okkupation, trotz des Bombardements von Rotterdam griffen die CPN-Organen immer noch ausschließlich den britischen Imperialismus, die niederländische Bourgeoisie und die Sozialdemokratie an. Im Juni 1940 wurde die Partei mitsamt allen Presseerzeugnissen von den Okkupationsmächten verboten. Ganz offensichtlich war die Parteiführung ratlos und wußte nicht, wie Hitler-Deutschland, der Verbündete der Sowjetunion, bekämpft werden sollte. Erst im November 1940 erschien die erste Ausgabe des illegalen Zentralorgans „De Waarheid“. Die Zeitung griff beide imperialistischen Lager an, richtete sich aber mit besonderer Vehemenz gegen Hitler-Deutschland. Offensichtlich gestand die Komintern ihren Parteien in den von Deutschland besetzten Ländern einen größeren Spielraum zu. Das Schergewicht der illegalen Arbeit der CPN lag bei den Arbeitslosen.

Wim Pelt analysiert detailliert, wie aus dieser Arbeit der Februarstreik 1941 gegen Zwangsdeportierung und Judenverfolgung entstand. Mit diesem Streik, der sich ausschließlich gegen die Okkupationsmacht richtete und zu gewaltsamen Zusammenstößen führte, überschritt die CPN alle ihr von der Komintern gesetzten Grenzen. Die anschließenden Versuche der CPN, diesen Streik umzubiegen in einen Protest gegen beide imperialistischen Lager, wirkten eher hilflos und zwangen die Partei erneut in die politische Isolierung, umso mehr, als die Sowjetunion zur gleichen Zeit eine härtere Gangart gegenüber Hitler anschlug. Der Februarstreik ist für den Autor Beleg dafür, daß der Einfluß des Paktes insgesamt eher gering war. Seine Untersuchung basiert auf umfangreichen Archivstudien und Interviews mit über 80 Veteranen der CPN. Sie dürfte unverzichtbar sein für jeden, der sich mit dem Pakt und der Geschichte der Komintern befaßt.

Willy Buschak

LACKNER, Helmut und Gerhard A. STADLER: **Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz** (= Linzer Forschungen, Bd.2). — Linz: Archiv der Stadt Linz 1990. XV, 774 S.

LACKNER, Helmut, Christian SCHEPE und Gerhard A. STADLER: **Fabriken in der Stadt. Bilder zu einer Industriegeschichte der Stadt Linz**. Linz: Archiv der Stadt Linz 1990. 157 S.

Die Autoren der Darstellung zur Industriegeschichte der Stadt Linz zielen darauf ab, die Geschichte der lokalen Wirtschaft mit dem allgemeinen Industrialisierungsprozeß zu verbinden. Dazu schildern sie die Entwicklung der wichtigsten Betriebe und Branchen der Stadt vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Prägend für die Geschichte der Stadt Linz war ihre Lage an der Donau und einem Schnittpunkt zweier Verkehrs- und Handelswege. Die vorindustrielle Wirtschaft der Stadt wurde jedoch durch die 1672 von einem bürgerlichen Unternehmer gegründete, 1754 nach einem Konkurs vom österreichischen Staat

übernommene Wollzeugmanufaktur bestimmt. Sie entwickelte sich aufgrund der merkantilistischen Politik des Staates gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu einem dezentralen Produktionssystem von einzigartiger Größe in Europa. Etwa 1 000 Arbeitskräfte, die in Linz mit der Verwaltung, Vor- und Nacharbeitung beschäftigt waren, versorgten über zahlreiche Faktoreien knapp 50 000 Spinner und Weber in ganz Österreich mit Arbeit. Aufgrund mangelnder Risiko- und Investitionsbereitschaft wurde jedoch zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Übergang zur Mechanisierung verpaßt. Die staatliche Verwaltung begnügte sich mit der Aufstellung einiger weniger Spinnmaschinen, die nicht von Dampfmaschinen, sondern von Menschen und Tieren angetrieben wurden. Aufgrund dieser Versäumnisse und der wachsenden Konkurrenz der Baumwollwaren mußte die Manufaktur im Jahre 1850 schließlich stillgelegt werden. Dennoch ging die Industrialisierung in Linz vom Textilgewerbe aus, da seit den 1830er und 1840er Jahren mehrere private Unternehmer Baumwollspinnereien aufbauten; sie machten den Linzer Vorort Kleinmünchen zum „Manchester Österreichs“ (S.153).

Im Unterschied zu zahlreichen anderen Textilstädten erfolgte die Fortsetzung der Industrialisierung in Linz nicht durch den Aufbau einer Maschinenbauindustrie, sondern durch den Aufbau einer Werft, die Schiffe für die Donauschifffahrt herstellte, einer Lokomotivenfabrik und einer Eisenbahnwerkstätte. Kurz nach der Jahrhundertwende überflügelte die Beschäftigtenzahl der Metall- die der Textilindustrie. Für die anhaltende Dominanz der Metallbranche in Linz sorgte — und dies ist die zweite Besonderheit der lokalen Wirtschaftsgeschichte — die nationalsozialistische Wirtschafts- und Rüstungspolitik. 1938/39 bauten die Hermann-Göring-Werke ein Hüttenwerk und eine Fabrik für die Herstellung von Panzerteilen auf. Sie expandierten nach dem Zweiten Weltkrieg im Rahmen der staatlichen Voest-Alpine AG.

Von den übrigen Wirtschaftszweigen erreichte zuerst die Nahrungsmittelindustrie größere Dimensionen und löste seit den 1930er Jahren die Textilindustrie als zweitgrößten Wirtschaftszweig der Stadt ab. Die ebenfalls im 19. Jahrhundert gegründeten Betriebe der Chemieindustrie überflügelten — gemessen an der Beschäftigtenzahl — 1961 die Textilindustrie, 1970 die Nahrungsmittelindustrie.

Abschließend stellen die Autoren einige Verbindungen zwischen dem Wirtschaftswachstum sowie der Stadt- und Bevölkerungsentwicklung her. Die Fotos des im gleichen Zusammenhang entstandenen Bildbandes zeigen über die reiche Bebilderung des Textbandes hinaus wichtige Industriedenkmäler aus den führenden Branchen der Stadt; die bedeutendsten wurden dagegen — darauf weisen die Autoren mehrfach hin — seit den 1960er Jahren kontinuierlich abgerissen.

Der Vorzug der Darstellung besteht in der systematischen und detaillierten Zusammenstellung von Fakten zur Betriebs- und Branchengeschichte der Stadt; der knapp 300 Seiten zählende Anhang läßt mit seinen Firmenbiographien den Band zu einem wichtigen Nachschlagewerk werden. Insbesondere die Entstehungsgeschichte der Stadt Linz und der Wechsel der wirtschaftlichen Leitsektoren werden deutlich. Wünschenswert wären zusammenfassende Abschnitte zur lokalen Wirtschaftsgeschichte zu bestimmten Zeitpunkten sowie die stärkere Herausarbeitung zwischen der Stadt- und Sozialgeschichte einerseits und der Betriebs- und Branchengeschichte andererseits gewesen. Vergleiche der lokalen Wirtschaftsgeschichte mit anderen Städten beschränken sich auf die Stadt Graz; in diesem Punkt hätten Bezüge auf ähnlich strukturierte, ursprünglich textilindustriell geprägte Städte wie Augsburg, Chemnitz, Bielefeld, Krefeld etc. dazu beitragen können, die Bedeutung des geographischen Standortes im Verhältnis zur vorindustriellen Wirtschaft, die Besonderheit und die Triebkräfte der Wirtschaftsentwicklung einer ursprünglich textilindustriell geprägten Stadt und den Einfluß wirtschaftspolitischer Maßnahmen deutlicher zu machen. Trotz des Bemühens, übergreifende Theorien (Protoindustrialisierung, Organisierter Kapitalismus) zur Strukturierung der lokalen Wirtschaftsgeschichte einzusetzen, dominiert die chronologisch-systematisch bewältigte Materialfülle; der Band bestätigt damit seinen Titel „Fabriken in der Stadt“.

Karl Ditt

WILDING, Peter: „.... für Arbeit und Brot“. Arbeitslose in Bewegung. Arbeitslosenpolitik und Arbeitslosenbewegung in der Zwischenkriegszeit in Österreich (mit dem regionalgeschichtlichen Schwerpunkt Steiermark), (= Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr.55). — Wien und Zürich: Europa Verlag 1990. 378 S.

Der Haupttitel gibt den Inhalt der Arbeit von Peter Wilding, die sich auf einige wenige Archivalien, gedruckte Quellen und Sekundärliteratur stützt, nicht adäquat wieder. Nur 50 der weit über 300 Seiten befassen sich mit den „Arbeitslosen in Bewegung“. Der größte Teil des Textes bietet eine Zusammenfassung der vorliegenden geschichtswissenschaftlichen und soziologischen Literatur zur Arbeitslosigkeit und eine Darstellung der Haltung der österreichischen Parteien zu diesem Problem.

Bietet der erste Teil schon vom Ansatz her nichts Neues, so sind auch die Ausführungen über die Arbeitslosenpolitik weit von dem im Klappentext versprochenen „umfassenden Überblick“ entfernt. Die Darstellung konzentriert sich fast ausschließlich auf die Gewerkschaften, die Sozialdemokratie und die Kommunisten; für die bürgerlichen Parteien, die Österreich seit 1920 regierten, bleiben ganze sechs Seiten übrig, in denen aus einigen Parlamentsreden zitiert wird. Die industriellen Interessenverbände — in der Arbeitslosenfrage der eigentliche Widerpart der Gewerkschaften — werden nur gelegentlich ganz beiläufig erwähnt. Die einzelnen Textabschnitte stehen oft ohne Bezug nebeneinander: So wird die „Sanierung“ der Arbeitslosenversicherung durch scharfen Leistungsabbau in den Jahren der Weltwirtschaftskrise rein durch Referierung der entsprechenden Gesetzesnovellen dargestellt. Eine Anbindung dieses Prozesses an die ausgebreiteten Parteipositionen erfolgt nicht. Die politischen Kräfte hinter der Abbaupolitik werden nicht umfassend und klar benannt, die sozialen Konsequenzen allenfalls bruchstückhaft beschrieben. Hinzu kommt eine unklare Gliederung, die keine eindeutigen Bezüge zwischen dem „regionalgeschichtlichen Schwerpunkt“ und der gesamtstaatlichen Ebene schafft, und eine oft fragwürdige Quellenbasis: So wird etwa die „Lage der Arbeitslosen in der Steiermark“ ausschließlich anhand von Zitaten aus SDP-Parteitageprotokollen dargestellt. Eine Überprüfung der Aussagen durch Konfrontation mit anderen Materialien erfolgt nicht.

Die abschließenden Ausführungen über die Arbeitslosenbewegung sind demgegenüber stringenter, wenngleich auch hier die Parteien — und nicht die Arbeitslosen — ganz im Vordergrund stehen. Wilding schildert die Bemühungen von Sozialdemokraten und Kommunisten, die Erwerbslosen über Arbeitslosen-Komitees zu politisieren und zu aktivieren. dabei kam es zu heftigen Auseinandersetzungen, zu denen sich ab 1927 noch die trotzkistisch orientierte KP/Opposition gesellte. Zwar konnten die SDP-Komitees, die sich ganz auf die praktische Arbeit der Beratung der Arbeitslosen konzentrierten und ihre konkreten Bedürfnisse gegenüber der Bürokratie artikulierten, durchaus Verbesserungen für die Erwerbslosen durchsetzen. So wurden ihre schnellere Abfertigung auf dem Arbeitsamt und eine Verkürzung der Wartezeit bis zur Erteilung des Unterstützungsbescheides erreicht. Dennoch zieht Wilding das Fazit, die unmittelbaren Erfolge der Arbeitslosenbewegung seien mager gewesen. Die Zahl der aktiven Erwerbslosen sei stets sehr niedrig geblieben; spätestens 1933 sei die Bewegung weitgehend verschwunden.

Auch in diesen Abschnitten stört die ungenügende sprachliche Form des Textes mit unvollständigen Sätzen, der häufigen Verwendung des ominösen „man“, wo konkret benennbare Personengruppen gemeint sind, und den ständigen Schnitzern beim indirekten Zitieren, die die Grenze zwischen Referierung und Faktendarstellung verwischen. Der zweimal auftauchende, über fast 60 Seiten (S.160–194 und S.222–247) laufende Kolumnentitel „Arbeitslosenfrage und Außenpolitik“, der nicht das mindeste mit dem Inhalt der Seiten (noch des Textes insgesamt) zu tun hat, vollendet den Eindruck eines nicht nur vom Autor, sondern auch vom Verlag flüchtig erstellten Buches.

Karl Christian Führer

BERNECKER, Walther L.: Sozialgeschichte Spaniens im 19. und 20. Jahrhundert. Vom Ancien Régime zur Parlamentarischen Monarchie (= Neue Historische Bibliothek, NF, Bd. 540). — Frankfurt/M.: Suhrkamp 1990. 377 S.

In der Sicht des Autors stellt sich die spanische Geschichte der vergangenen zwei Jahrhunderte als eine Kette von Modernisierungsversuchen dar, die erst in der jüngsten Vergangenheit ihren erfolgreichen Abschluß finden sollte. Während die auf eine Umkehr des jahrhundertealten Niedergangs gerichtete Politik Karls III. sich noch deutlich in der Tradition des aufgeklärten Absolutismus bewegt, ziehen die Bemühungen jener Vertreter des Adels, des Klerus und des Besitzbürgertums, die von 1810 bis 1813 in Cádiz das von Invasion und Bürgerkrieg geschüttelte Land mit einem voluntaristischen Kraftakt in die Neuzeit stoßen wollen, bereits auf die Überwindung des absolutistischen Systems. Allerdings beschränkt sich dieser Modernisierungsversuch, wie auch die während des sogen. liberalen Trienniums (1820–1823) verfolgte Politik, fast ausschließlich auf rein formalpolitische Schritte. Die sich darbietende Möglichkeit, in Spanien die bürgerliche Revolution zu vollziehen, blieb sowohl zu diesem Zeitpunkt als auch in der vom ersten Karlistenkrieg begünstigten liberalen Reformphase ungenutzt. Die vorrangig zwischen 1837 und 1844 vollzogene Enteignung der kirchlichen Ländereien schuf keine neue Klasse kleiner und mittlerer Landbesitzer, das Problem des Latifundismus blieb ungelöst. Die Frage, ob neben den traditionellen Großgrundbesitzern auch das Bürgertum massiv als Käufer dieser Ländereien auftrat und man folglich von einer „bürgerlichen Revolution“ sprechen kann, wird von Bernecker verneint. Der Autor unterstreicht die langfristigen Konsequenzen dieses Versagens: Der Fortbestand der extrem

unausgewogenen Besitzverhältnisse und das Ausbleiben einer Modernisierung der Landwirtschaft behindern während vieler Jahrzehnte den Industrialisierungsprozeß in Spanien, der Verlust der Ländereien zwingt die Kirche zur Aufgabe ihrer traditionellen fürsorglichen Tätigkeit und führt folglich zu einer wachsenden Entfremdung zwischen der Amtskirche und der Mehrheit der ländlichen Bevölkerung, und die parallel zur Enteignung des Kirchenguts vollzogene Desamortisation des Gemeindelands fördert die Verelendung der unteren Schichten. Spätestens seit diesem Zeitpunkt, insbesondere seit der Verabschiedung der Verfassung von 1837, gibt das Bürgertum, nach Berneckers Ansicht, seine progressive Rolle auf und trennt sich in seinen grundsätzlichen Zielsetzungen von der Mehrheit des Volkes. Eine relativ liberale Haltung vertritt dagegen weiterhin ein kleiner Sektor des Offizierskorps, der in einer Reihe von Erhebungen („pronunciamientos“) dem konservativen Vormarsch Widerstand leistet und schließlich der Revolution von 1868 den Weg ebnet. Die Wiederherstellung der Monarchie und die Restaurationsverfassung von 1876 sollten zwar den „status quo“ weitgehend rekonstruieren, doch konnten sie den seit dem „revolutionären Sexenium“ besonders raschen Politisierungsprozeß der spanischen Arbeiterschaft kaum behindern. Bernecker befaßt sich in diesem Zusammenhang besonders ausführlich mit den bis heute kontrovers diskutierten Gründen dafür, daß gerade der Anarchismus bzw. Anarcho-Syndikalismus in der spanischen Arbeiterschaft eine so breite Zustimmung fanden. Nach Ansicht des Autors kommt dabei der seit 1885 geübten „koordinierten Wahlfälschung“, mittels derer sich die beiden dynastischen Parteien turnusmäßig an der Macht ablösen und so das seit 1890 relativ breitgestreute Männerwahlrecht unterliefen, eine besondere Bedeutung zu.

Wachsende ökonomische Schwierigkeiten, die zunehmende Mündigkeit der Arbeiterbewegung und das Erstarken der katalanischen und baskischen Regionalbewegungen führen seit 1917 zu einer existentiellen Krise des „Restaurationssystems“. Der Staatsstreich Primo de Riveras im Jahre 1923 ist freilich nicht nur ein Versuch, die bedrohten Machtverhältnisse zu bewahren, sondern Bernecker bewertet das von ihm eingeleitete Regime auch als eine Entwicklungsdiktatur mit gewissen positiven Ansätzen. Die vom Autor gewählte Definition der II. Republik als ein „Modernisierungsregime“ (S.262) kann, streng genommen, nur für den Zeitraum 1931–1933 und die wenigen Vorkriegsmonate des Jahres 1936 Anwendung finden. Auch nimmt Bernecker gegenüber der Agrarreform der jungen Republik eine weniger kritische Haltung ein als dies gemeinhin der Fall ist. Er widerspricht auch der weitverbreiteten Praxis, das Franco-Regime „per se“ als eine „Entwicklungsdiktatur“ zu kategorisieren; wenn überhaupt kann dies nach seiner Ansicht nur für die Jahre nach dem Anlaufen des Stabilisierungs- und des ersten Entwicklungsplans gelten.

Der vorliegende Band geht durch seine ausführlichen Ausflüge in die Verfassungs- und Parteiengeschichte Spaniens weit über den selbstgesteckten Rahmen einer Sozialgeschichte hinaus. Der Autor ist durch seine zahlreichen Arbeiten über verschiedene Themen der jüngeren und jüngsten spanischen Geschichte für eine solch breite Sichtweise geradezu prädestiniert. Lediglich die Unterteilung des Materials, die dazu führt, daß die II. Republik (kaum 15 Seiten) und das 20. Jahrhundert insgesamt (kaum ein Drittel des Textes) relativ kurz abgehandelt werden, bietet einen gewissen Anlaß zu Kritik.

Hartmut Heine

KAMINSKI, Hanns-Erich: **Barcelona. Ein Tag und seine Folgen.** Mit einem Vorwort von Walther L. BERNECKER und einer biographischen Skizze Hanns-Erich Kaminskis von Sabine BETOULAUD. — Berlin: Edition Tranvia 1986. 207 S.

Hanns-Erich Kaminskis Buch gehört zu den inzwischen schon fast 30 000 Schriften, die sich mit dem spanischen Bürgerkrieg beschäftigen. Einen großen Teil dieses Schrifttums nehmen Memoiren oder journalistische Beschreibungen ein. Zu diesen zählt auch „*Barcelona*“. Es handelt sich in diesem Fall um eine Beschreibung der ersten Phase des Krieges, denn Kaminskis Buch wurde erstmals schon im Mai 1937 unter dem Titel „*Ceux de Barcelona*“ in Paris veröffentlicht. Die überwiegend optimistische Einstellung des Buches erklärt sich wahrscheinlich daraus, daß in der ersten Zeit die Revolution und der Enthusiasmus das Bild bestimmten.

Kaminski hatte sich schon in seinem ersten Buch „*Faschismus in Italien*“ (1925) als politisch engagierter Antifaschist erwiesen, wie es dann auch seine journalistische Tätigkeit in Berlin (1928–1933), insbesondere bei der „*Weltbühne*“, deutlich machte. Sein Aufenthalt in Spanien von September 1936 bis Januar 1937 läßt sich aus einem Interesse für die spanische Revolution erklären, deren Beschreibung sich fast ausschließlich auf Katalonien beschränkt. Durch diese geographische Beschränkung wird allerdings der antifaschistische Kampf, die Revolution und die proletarische Tätigkeit mit dem Modell

gleichgesetzt, dem die Anarchisten in Katalonien folgten, wohingegen die zahlreichen Nuancen im Programm der Revolution, die Kaminski in Madrid oder im Baskenland hätte entdecken können, außer acht gelassen werden.

In lebendigen Bildern schildert Kaminski die verschiedenen sozialen Aspekte des revolutionären Alltags. Er analysiert die Wirtschaft, die Justiz, die Lage der Frauen, den Kampf an der Front usw. nicht auf distanzierte, objektive Art und Weise, sondern vermittelt durch ausdrucksvolle Dialoge und wirklichkeitsnahe Beschreibungen der Orte (z.B. die Organisation des Lebens in den Schützengraben bei Huesca), der Gerichtsverfahren (z.B. ein Prozeß, bei dem die Angeklagten zum Tode verurteilt werden) einen Einblick in die Anfangszeit des spanischen Bürgerkrieges. Trotz des unvermeidlich persönlichen Charakters solcher Beschreibungen, wird sich der Leser der Veränderungen, die die Revolution im alltäglichen Leben mit sich bringt, bewußt. Nachdem das Volk zu den Waffen gegriffen hat, um sich gegen den militärischen Aufstand zu stellen, ist das republikanische Spanien zu einem Siedepunkt gelangt, an dem die wirkliche Macht nicht mehr bei der Regierung, sondern bei der kommunalen Verwaltung und bei den Gewerkschaften liegt. („Tatsächlich übernehmen die Gewerkschaften immer mehr die Rolle der Parteien“, S.125). Das Buch gewährt uns einen detaillierten Einblick in die Änderungen der Eigentumsverhältnisse, die dieser Zustand mit sich brachte, sowie in die Spannungen zwischen Gewerkschaften und Regierung, aber zweifellos besteht sein größtes Verdienst in dem lebendigen Bild eines Volkes, das von der Hoffnung auf eine Revolution zu seiner Verwirklichung geschritten ist. Die Schilderung der Stadt Barcelona, die den Tod des legendären Durruti betrauert („Die tödliche Kugel hatte auch Barcelona mitten ins Herz getroffen“, S.47) oder der plötzliche Umschwung von Kriegsgegnern in Soldaten der Revolution vermittelt uns eine Sicht des Bürgerkriegs, wie sie der konventionellen akademischen Geschichtsschreibung nicht möglich ist.

Obwohl das Buch die anarchistisch geprägte Revolution stark idealisiert, lassen sich auch kritische Bemerkungen über den libertären Kommunismus finden. So schreibt Kaminski z.B.: „Im Grunde fußt dieser libertäre Kommunismus auf herrschenden Verhältnissen. Ein Beispiel dafür ist, daß die Familienkarte das am meisten unterdrückte Wesen Spaniens, die Frau nämlich, in der ganzen Abhängigkeit vom Mann beläßt.“ (S.89).

Pedro Ribas

UHLIG, Ralph: Die Interparlamentarische Union 1889–1914. Friedenssicherungsbemühungen im Zeitalter des Imperialismus (= Studien zur modernen Geschichte, Bd.39). — Stuttgart: Steiner Verlag Wiesbaden 1988. 991 S.

Der Kampf gegen den Krieg war ein konstitutives Element in der Politik der deutschen und europäischen Arbeiterbewegung vor dem Ersten Weltkrieg. Bei allen Diskussionen und Auseinandersetzungen, die es bis dahin auf nationaler und internationaler Ebene gegeben hatte, immer war es vornehmlich um die Frage gegangen, wie dieser Kampf zu führen war; nicht aber, ob er überhaupt geführt werden sollte. Geleitet wurde dieser Kampf von der Überzeugung, daß die Emanzipation des Proletariats — Voraussetzung für die Höherentwicklung der Menschheit schlechthin — nur im Rahmen einer friedlichen Entwicklung der Gesellschaften und Staaten möglich war. Die kapitalistisch-imperialistischen Regierungen dagegen betrachteten in den Augen der Arbeiterbewegung den Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln, wobei diese bereit waren, den Krieg zur Durchsetzung ihrer Ziele zu riskieren. Die Arbeiterbewegung glaubte dies durch Aufklärung und Organisation der proletarischen Massen verhindern zu können. Im Zeitalter von Massen- und Volkskriegen, so die Logik, konnten Kriege ohne Kriegsbegeisterung nicht mehr geführt werden. Wie wir heute wissen, hat sich diese Politik als undurchführbar erwiesen.

Einen anderen Weg beschrift die Pazifismusbewegung des Bürgertums, die, ähnlich wie die Arbeiterbewegung, der Auffassung war, daß die kriegsbereite Politik der Regierungen durch pazifistische Maßnahmen gemildert, wenn nicht gar ganz beseitigt werden könnte. Im Gegensatz zur Arbeiterbewegung berief sich der bürgerliche Pazifismus auf den Rechtsgedanken. Demzufolge sollten künftige Konflikte der Staaten und ihrer Regierungen mit Hilfe einer internationalen Schiedsgerichtsbarkeit geregelt werden. Herzstück dieser Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg war die Interparlamentarische Union, IPU abgekürzt, deren Geschichte der Kieler Historiker Ralph Uhlig in einer sehr detaillierten Untersuchung aufgearbeitet hat. Die Arbeit besteht aus vier großen Abschnitten, die durch einen umfangreichen Anhang mit Dokumenten zur Geschichte der IPU ergänzt werden. Die Darstellung ist chronologisch angelegt und beginnt mit der Vorgeschichte der IPU bis zum Jahre 1888. Erörtert werden dabei die Grundsätze der Schiedsgerichtsbarkeit und ihre völkerrechtlichen Bezüge. Der zweite Abschnitt, den

man allein schon vom Umfang her als Hauptteil der Arbeit bezeichnen muß, reicht von der Gründung der IPU 1889 bis zum Jahre 1914. Er verfolgt einerseits die Organisationsgeschichte und andererseits die von der IPU bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges verfolgte Politik. Der dritte Abschnitt befaßt sich unter der Überschrift „Rückschlag und Neubessern“ mit der Reaktion der IPU auf den Krieg. Der vierte Abschnitt schließlich stellt ein Resümee dar zu den ersten 25 Jahren IPU-Geschichte.

Die IPU war laut Uhlig ein „Produkt der politischen Kultur der westlichen Demokratien“. Die Initiative ging von Frankreich und Großbritannien aus, deren parlamentarische Vertreter aus Anlaß des 100. Jahrestages der Französischen Revolution von 1789 zur Gründung der IPU in Paris aufriefen. Nur nebenbei sei daran erinnert, daß fast gleichzeitig und auch noch an demselben Ort die Arbeiterparteien Europas die Zweite Internationale gründeten. Die bürgerlichen Vertreter scheinen eine Zusammenarbeit mit der Arbeiterbewegung nicht von vornherein ausgeschlossen zu haben. So wurde beispielsweise der deutsche Sozialdemokrat Wilhelm Liebknecht zur Gründungsveranstaltung eingeladen. Er ließ sich jedoch mit Hinweis auf die Verpflichtungen bei der Gründung der Zweiten Internationale entschuldigen. Der französische Arbeiterführer Jean Jaurès dagegen ließ es sich nicht nehmen, neben den Arbeiten zum Kongreß der internationalen Arbeiterbewegung auch der Gründung der IPU beizuwohnen. Insgesamt waren Vertreter aus sieben Ländern erschienen: neben Frankreich und Großbritannien kamen sie aus Belgien, Italien, Spanien, Ungarn, den USA und Liberia. Daß das Deutsche Kaiserreich nicht vertreten war, ist eigentlich nicht weiter verwunderlich. Das deutsche Bürgertum zeichnete sich im wesentlichen durch ein untätiges Verhalten gegenüber der Obrigkeit im Innern und einen besonders aggressiven Nationalismus nach außen hin aus. Auch war insgesamt das politische System des Reiches noch weit von parlamentarischen Verhältnissen entfernt, wie sie in Frankreich oder Großbritannien vorherrschten. Erst sehr viel später kam eine deutsche Beteiligung zustande. So tagte der Kongreß der IPU 1908 in Berlin und 1911 zahlte die deutsche Regierung erstmalig einen Beitrag zur Unterstützung der Organisation. Mit einer Zustimmung zu den Zielen der Organisation hatte dies nichts zu tun. Schon 1892, als die Frage eines deutschen Beitritts erörtert wurde, hieß es in einem Gutachten des Auswärtigen Amtes: „Schließlich dürfte auch für Deutschland speziell noch in Betracht zu ziehen sein, daß wir wenig Freunde im Ausland besitzen und daß die Auswahl der Länder, von denen wir einen legalen Schiedsspruch erwarten dürfen, nur eine beschränkte ist“. Vorbehalte gab es nicht nur auf deutscher Seite. Uhlig zitiert aus einem ebenfalls internen Vermerk an den Außenminister Grey, in dem es heißt: Der britische Finanzbeitrag „has become a question of internal rather than foreign policy. From the purely Foreign Office point of view the Union is an undesirable body“. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges gelang es zwar den Verantwortlichen der IPU eine Organisation zustande zu bringen, die sogar mit der Haager Friedenskonferenz von 1899 und der Konferenz in St. Louis 1904 spektakuläre Erfolge in der Öffentlichkeit feiern konnte. Dennoch war dies alles sehr vordergründig und oberflächlich, weil es nicht gelang, aus der IPU eine parlamentarische Massenbewegung zu machen. Der russische Zar initiierte zwar die Haager Friedenskonferenzen, eine Demokratisierung in seinem eigenen Land — Voraussetzung für eine zukünftige pazifistische Bewegung in Rußland — lehnte er ab. Bei allem pazifistischen Engagement konnte auch die IPU die politisch-wirtschaftlichen Rahmenbedingungen nicht wirklich verändern. Ihre Bemühungen blieben ein aussichtsloses Unternehmen. Uhlig selbst beschreibt die weltpolitische Lage um 1890 folgendermaßen: „Deutschland und Frankreich standen einander hochgerüstet gegenüber — vor allem wegen Elsaß-Lothringen; Italien und Frankreich wegen der strategischen Rangeleien um Tunis und die afrikanische Küste. England und Frankreich wegen Indien; Rußland und Österreich wegen der Donauprovinzen und der Balkanländer; Rußland und Deutschland wegen der baltischen Staaten, der Weichsel und des Panslawismus bzw. -germanismus“. Die Vertreter der IPU konnten sich diesen Spannungen ebensowenig entziehen wie ihre Regierungen. Wenn es darauf ankam, zwischen nationalen Interessen einerseits und internationalen Notwendigkeiten andererseits zu entscheiden, verhielten sich auch die bürgerlichen Parlamentarier nicht viel anders als ihre Regierungen. Ein beredtes Beispiel hierfür ist der türkisch-italienische Konflikt um Tunis im September 1911, der schließlich zum Austritt Italiens aus der IPU führte. „Wieder einmal hatte sich gezeigt“, kommentiert Uhlig, „daß in politischen Streßsituationen den Abgeordneten aus kriegführenden Ländern das parlamentarisch-nationale Hemd näher saß als der interparlamentarisch-internationale Rock“.

Ralph Uhlig hat mit seiner Arbeit eine Forschungslücke geschlossen. Die Aussagen sind dabei auch für den Historiker zur Geschichte der Arbeiterbewegung von Interesse, lassen sie doch Vergleiche zu, wie der Kampf gegen den Krieg von Arbeiterbewegung einerseits und Bürgertum andererseits geführt wurde. Zu einer Zusammenarbeit der beiden Seiten ist es weder in Deutschland noch in den anderen europäischen Ländern gekommen. Das Bürgertum stand eben den Herrschenden doch näher als der Masse des eigenen Volkes. Schließlich besteht der Wert von Uhligs Arbeit auch darin, daß er sich der

mühevollen Puzzle-Arbeit angenommen hat, die staatsrechtliche Situation in den Mitgliedsstaaten der IPU aufzuarbeiten; eine Darstellung, die man unbedingt kennen muß, will man die Politik auch der Arbeiterbewegung in diesen Ländern richtig einschätzen können.

Helmut Trotnow

DEGEN, Bernhard: **Krieg dem Kriege! Der Basler Friedenskongreß der Sozialistischen Internationale von 1912.** — Basel: Z-Verlag 1990. 142 S.

Die Publikation entstand aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Sozialdemokratischen Partei Basel-Stadt. Sie beabsichtigt nicht, die Geschichte der sozialistischen Friedenspolitik vor dem Ersten Weltkrieg, in der der Friedenskongreß ein wichtiges Ereignis war, umfassend darzustellen. Ebenso wenig sollen Vorbereitung, Verlauf und Ausstrahlung des Kongresses anhand neuer Quellen oder Fragestellungen in ihrer ganzen Breite aufgearbeitet werden. Wer also neue Erkenntnisse erwartet hatte, wird den Band eher enttäuscht zur Seite legen.

Dem Charakter einer Jubiläumsschrift durchaus angemessen, versucht der Autor vielmehr, „lokalgeschichtlich Interessierten die internationalen Dimensionen eines Basler Großereignisses“ zu erschließen (S.29). Ausgangspunkt dieser Themenstellung ist die geringe Beachtung, die der Kongreß in Arbeiten zur jüngeren Schweizer Geschichte im allgemeinen und zur Geschichte Basels im besonderen gefunden hat.

Der Autor lenkt den Blick vor allem auf die breite Unterstützung, die der Kongreß in Basel auch über die Sozialdemokratie hinaus erhielt. Die evangelisch-reformierte Kirche stellte der wegen der Wahl des Versammlungsorts in Schwierigkeiten geratenen Basler SP, die den Kongreß organisierte, kurzfristig das Münster der Stadt zur Verfügung. Dies war nur möglich, weil sich das Verhältnis von Arbeiterbewegung und evangelischer Kirche in der Schweiz weitaus entspannter gestaltete als beispielsweise im Deutschen Reich. Der mehrheitlich liberal-konservative Basler Regierungsrat verfaßte eine Grußbotschaft, in der er die internationalen Delegierten herzlich in der Stadt willkommen hieß. Am 25. November erlebte die Stadt Basel eine ihrer größten Manifestationen. 10 000–20 000 Teilnehmer beteiligten sich an einer Friedensdemonstration, die am Münster endete. Auf der anschließenden Friedenskundgebung traten viele bekannte Sozialisten (u.a. Jean Jaurès, Victor Adler, Hugo Haase, James Keir Hardie und Hermann Greulich) auf. Die Veranstaltung fand in Basel insgesamt ein sehr positives Echo.

Unter dem Blickwinkel der engen Fragestellung handelt es sich um eine interessante Arbeit, die den Kongreß für den fachfremden Leser auch befriedigend in die Friedenspolitik der Internationale und ihre Erfolglosigkeit einordnet.

Hermann Wichers

NISHIKAWA, Masao: **DAIICHIJISEIKAITAISEN TO SHAKAISHUGISHATACHI [Der Erste Weltkrieg und die Sozialisten. Geschichte der II. Internationale mit besonderer Berücksichtigung ihres Kampfes gegen den Krieg und für den Frieden].** — Tokyo: Iwanami Verlag 1989. XII, 239, 37 S.

Genau zum hundertsten Gründungsjubiläum der Zweiten Internationale — im Juli 1989 — brachte der renommierte Tokyoter Iwanami-Verlag in seiner Reihe zur Weltgeschichte ein Taschenbuch über die Sozialisten und den Ersten Weltkrieg heraus.

Wer sich in diesem Jubiläumssommer in die Zeit von vor einem Jahr zurückversetzt, erinnert sich, daß die entsetzlichen Ereignisse in Peking alles überschatteten. Diese Ereignisse korrespondieren leider tatsächlich wie die Kehrseite der berühmten Medaille mit der vor hundert Jahren noch hoffnungsvollen — wenn auch schon durch Flügelkämpfe gezeichneten — Neugründung einer internationalen Organisation zur Überwindung von Ausbeutung, Ungleichheit und Krieg.

Der internationale Sozialismus hat die Hoffnungen, die in ihn gesetzt wurden — zwischen Paris im Sommer 1889 und Peking im Sommer 1989 — immer wieder furchtbar enttäuscht. Deswegen ist der Historiker Masao Nishikawa im Recht, wenn der Erste Weltkrieg als früheste und folgenreichste der großen Niederlagen der Bewegung in den Mittelpunkt seiner Monographie über die Sozialisten steht.

Schon im 19. Jahrhundert (Brüssel 1891) hatte die Internationale „Krieg dem Kriege“ erklärt. Als aber noch in Brüssel der Holländer Ferdinand Domela Nieuwenhuis ein Programm des praktischen Defätismus von den anwesenden Parteiorganisationen forderte, stieß er auf die Ablehnung fast aller Richtungen. Georgi W. Plechanow kritisierte als russisches Mitglied der Exekutive der Internationale und als bekannter Revolutionär eine solche Antikriegspolitik als Entwaffnung der „europäischen Kulturvölker“

gegenüber der russischen „Barbarei“. Für den österreichischen Sozialistenführer Victor Adler war der Holländer gar ein „naiver Träumer“, dessen öffentliche Auftritte man — um dem Ansehen der Internationale nicht zu schaden — besser verhindern solle.

Über diese und die vielen folgenden Debatten und Richtungskämpfe auf den Tagungen der Internationale und den ihnen vorausgehenden Vorbereitungstreffen des Internationalen Sozialistischen Büros — bei denen durch die Vergabe der Referate der Verlauf der Tagungen gesteuert wurde — gibt Nishikawa in seinem Buch detaillierte Auskunft. Sein Ziel ist es jedoch nicht, eine theoretische Analyse der Ursachen des Versagens der Bewegung vor ihren eigenen Ansprüchen, wie sie m.E. richtungsweisend von Dieter Groh geleistet worden ist, zu liefern.

Und dies ist die erschütternde Wahrheit, die das Buch von Nishikawa belegt: Der große, sich in Europa entzündende Weltkrieg ist spätestens seit 1905 vorausgeahnt und debattiert worden, ohne daß die internationalen Sozialisten ihm eine souveräne Vermeidungsstrategie entgegensetzen konnten.

Indem sich der Autor hauptsächlich auf ein eigenes Quellenstudium in den europäischen Archiven stützt, kann er die vielen bedeutenden Persönlichkeiten, die sich der Bewegung zu dieser Zeit zurechneten, mit ihren Standpunkten lebendig und verständlich darstellen. Er gibt einen Anmerkungsteil nach jedem der chronologisch geordneten Artikel, mit Kommentaren zur Sekundärliteratur und zu einigen in Japan schwer verständlichen Begriffen (wie etwa zu der speziellen Bedeutung des Wortes „asiatisch“ in der europäischen politischen Theorie).

Die vielen im Text vorkommenden Namen erscheinen hier in japanischer Transskription, im übersichtlichen Namensverzeichnis aber in ihrer Originalschreibung.

Nishikawas Buch ist in Japan in einer durchaus populären Reihe erschienen. Es ist nicht teuer (2400 Yen), wobei die Leser auf dem neuesten Stand der Forschung präzise und doch gut lesbar unterrichtet werden. Wie oft konnte das hierzulande über eine historische Abhandlung gesagt werden, die sich mit Asien befaßt?

Olaf Butz

THORPE, Wayne: „The Workers Themselves“. Revolutionary Syndicalism and International Labour, 1913–1923 (= Studies in social history, Bd.12). — Dordrecht, Boston and London: Kluwer Academic Publishers; Amsterdam: International Institute of Social History 1989. XVIII, 352 S.

„Wenn wir in Spanien verlieren, versackt eine ganze Generation von Revolutionären“. Mit „wir“ meinte ein deutscher Milizionär der anarchistischen Columna Ascaso in erster Linie die damals noch zahlreichen AnarchosyndikalistenInnen, die in Spanien gegen den Faschismus und für die soziale Revolution kämpften.

Die Niederlage des Anarchosyndikalismus in Spanien war gleichzeitig der Niedergang der internationalen anarchosyndikalistischen Bewegung, die sich seit 1923 in der Internationalen Arbeiter Association zusammengeschlossen hatte. Zwar existiert die IAA heute noch, verglichen mit ihrem damaligen Einfluß ist sie aber nur noch ein Schatten ihrer selbst. Die IAA teilte das Schicksal ihrer nationalen Organisationen, die in der Geschichtsschreibung bis vor kurzer Zeit keinen Niederschlag fanden. Dieser Mangel ist nun teilweise behoben. Nur teilweise, weil die ausgezeichnete Arbeit von Wayne Thorpe den Gründungsprozeß der IAA bis 1923 zum Thema hat. Thorpe hat die in vielen Archiven Europas und der USA verstreuten Dokumente und Materialien zur Geschichte der IAA zu einem lesenswerten Buch verarbeitet.

Er skizziert zu Anfang die Geschichte der Ersten Internationale, in deren direkter Tradition sich die IAA verstand, und die Entwicklung des revolutionären Syndikalismus bis zum Ersten Weltkrieg. Der revolutionäre Syndikalismus hatte seinen Ursprung in Frankreich zum Ende des vergangenen Jahrhunderts; die CGT wuchs schnell zu einer mächtigen Gewerkschaftsorganisation mit einer halben Million Mitgliedern. Ihre Propaganda des Generalstreiks zum Sturz des kapitalistischen Systems fand im Gefolge der Russischen Revolution von 1905 Gehör in fast allen europäischen Ländern. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg existierten in vielen Ländern kleine syndikalische Gewerkschaften oder syndikalistische Strömungen innerhalb der reformistischen Gewerkschaften. Von den holländischen und englischen Syndikalisten ging die Initiative zum ersten internationalen Kongreß in London 1913 aus. Es waren dort 33 Delegierte aus 60 Organisationen und 12 Ländern vertreten. Die mächtige CGT hatte sich gegen den Kongreß ausgesprochen und nahm nicht daran teil. Sie war Mitglied im Internationalen Gewerkschaftsbund und setzte auf dessen revolutionäre Veränderung. Aus Rücksicht auf die CGT wurde auf die Gründung einer Internationale verzichtet, die vor allem von den schwedischen, holländischen und deutschen Delegierten

gefordert wurde. Statt dessen wurde eine Erklärung verfaßt, die Einrichtung eines Informationsbüros in Amsterdam und die Herausgabe eines Bulletins beschlossen. Der Erste Weltkrieg setzte diesen Aktivitäten ein Ende.

Die Russische Revolution hatte auch auf revolutionäre Anarchisten und Syndikalisten zunächst eine große Ausstrahlung. Vertreter syndikalistischer Organisationen folgten daher der Einladung zum 2. Kongreß der Kommunistischen Internationale, der ganz im Zeichen der Auseinandersetzung zwischen Lenin und den deutschen Linkskommunisten um Otto Rühle stand. Nach langen Verhandlungen mit den Bolschewiki einigten sich die Syndikalisten auf die Gründung einer Roten Gewerkschaftsinternationale (RGI), der die russischen Gewerkschaften, kommunistische Strömungen innerhalb der reformistischen Gewerkschaften und die revolutionären Syndikalisten angehören sollten. Bis zum Bruch und der Gründung der IAA im Jahre 1923 in Berlin war die zentrale Frage der Auseinandersetzung die Unterordnung der RGI unter die Komintern. Die Unterdrückung und Inhaftierung von Anarchisten in der Sowjetunion und die Niederschlagung des Kronstädter Aufstands verschärften den Konflikt.

Rudolf Rocker, der zu einer zentralen Gestalt des Anarchosyndikalismus werden sollte und maßgeblich beteiligt war an der Gründung der IAA, nahm im Jahre 1921 zu der Unterdrückung Andersdenkender in der Sowjetunion als erster öffentlich Stellung mit der Broschüre: „Der Bankrott des russischen Staatskommunismus“. Daß sich die Verhandlungen zwischen Kommunisten und Syndikalisten noch bis zum Jahre 1923 hinzogen, lag daran, daß namhafte Vertreter des internationalen Syndikalismus für die Prinzipien der RGI eintraten, so u.a. der Engländer Tom Mann, die beiden Franzosen Pierre Monatte und Alfred Rosmer und die beiden Spanier und späteren Mitbegründer der POUM, Andres Nin und Joaquin Maurin.

Thorpe zeichnet die Entwicklung dieser Auseinandersetzungen, die in der Gründung der IAA ihr Ende fanden, im Detail nach. Auf dem Gründungskongreß der IAA in Berlin waren Delegierte aus 15 Ländern anwesend, die nach eigenen Angaben zwei Millionen Mitglieder vertraten — eine Zahl, die sicherlich zu hoch gegriffen ist. Eine von Rudolf Rocker verfaßte Prinzipienklärung wurde verabschiedet und Rocker, Augustin Souchy und der russische Anarchist Alexander Schapiro wurden als Sekretäre gewählt, das Sekretariat hatte seinen Sitz in Berlin.

Nach der Gründung hatte die IAA ihren Zenit aber schon überschritten. Die beiden größten Landesorganisationen, die CNT in Spanien und die USI in Italien, wurden illegal, die französischen Syndikalisten wurden von den Kommunisten verdrängt, die deutsche FAUD verlor nach der Inflation die meisten ihrer Mitglieder. So war die IAA nicht in der Lage, den Auseinandersetzungen der dreißiger Jahre — außer in Spanien — ihren Stempel aufzudrücken. Die Niederlage in Spanien war gerade deshalb eine Katastrophe für die anarchosyndikalistische Bewegung, eine Katastrophe, von der sie sich bis heute nicht erholen konnte.

Dieter Nelles

KÖBLER, Reinhart: Arbeitskultur im Industrialisierungsprozeß. Studien an englischen und sowjet-russischen Paradigmata (= Theorie und Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, Bd. 2). — Münster: Westfälisches Dampfboot 1990. 514 S.

Die Auswirkungen, die Industrialisierung auf Gesellschaften hat, sind vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen. In den letzten Jahren haben sich Historiker und Soziologen — nicht zuletzt unter dem Eindruck von Thompsons Arbeit über „The Making of the English Working Class“ — mit der Frage befaßt, wie sich die Klasse der „unmittelbaren Produzenten“ im Prozeß der Industrialisierung herausformte. Die Autoren zahlreicher empirischer Studien haben sich bemüht, Alltagsverhalten und kollektive Mentalität dieser Gruppe zu rekonstruieren. Untersuchungen zur Disziplinierung im Prozeß industrieller Arbeit, zu Akkulturationskonflikten und Widerstandsverhalten erweiterten unser Wissen über die Formierung von Gesellschaften im Prozeß der Industrialisierung.

Gestützt auf die vorhandene Literatur war es Ziel der vorliegenden Studie von Reinhart Köbler, übergreifende Paradigmen für die Umformung von Lebensweisen zu entwickeln, die insbesondere auf die Trennung zwischen „Alltag“ und „Arbeitswelt“ und deren Überwindung eingehen sollten. Wenngleich das Frageinteresse des Autors stark von Veränderungsprozessen in der „Dritten Welt“ geprägt scheint, greift er dennoch zwei „klassische“, in der Wissenschaft gut dokumentierte Fälle heraus: die Schaffung der industriellen Arbeitskraft in England und als Gegenbeispiel „nicht-kapitalistischer“ Industrialisierung das „Projekt der Oktoberrevolution“.

Im ersten Schritt sucht der Autor zunächst einen theoretisch-methodischen Begriffsapparat zu entwickeln, in dem die Stellung des Arbeiters im Prozeß „kapitalistischer Industrialisierung“ definiert und

das Spannungsverhältnis zwischen den Anforderungen industrieller Arbeit einerseits und der hergebrachten Lebensweise andererseits dargestellt wird. Am Beispiel der englischen Entwicklung wird dieses Spannungsverhältnis dann auf die historische Realität bezogen analysiert. Die Einbindung der Arbeitskraft in den industrialisierten Arbeitsprozeß mit Auflösung traditioneller Arbeitsteilung zwischen Geschlechtern und Generationen, die Durchsetzung industriell geprägter Zeitvorstellung und die Regelung der Freizeit als Teil der Disziplinierung der Arbeitskraft werden umfassend dargestellt. In einem dritten Teil befaßt sich die Studie schließlich mit Fragen der Arbeitsdisziplin und der Arbeiterautonomie in Sowjetrußland. Allerdings konzentriert sich dieser Abschnitt auf die Jahre des Kriegskommunismus und der Neuen Ökonomischen Politik. Die Phase der „forcierten Industrialisierung“, die 1929 einsetzt und Arbeitswelt und Alltag in der Sowjetunion bis in unsere Tage hinein entscheidend prägte, wird ausgeklammert. So begibt sich der Autor der Möglichkeit, als Gegenstück zur Schaffung der englischen Arbeiterklasse die Formierung der sowjetischen Arbeiterschaft in den dreißiger Jahren zu untersuchen, ein Prozeß, der mit Akkulturationskonflikten und breitem Widerstand einherging, auf den die Führung ihrerseits mit einer Mischung aus Disziplinierungs- und Mobilisierungskampagnen reagierte.

Die vorliegende Studie hat umfangreiches Material zur Geschichte der industriellen Arbeitskultur zusammengestellt. Im Ansatz wird deutlich, welche Anregungen zur Theoriebildung die vergleichende Untersuchung unterschiedlicher Industrialisierungsformen vermitteln kann. Regionalstudien können dies nicht in demselben Maße leisten. Um so mehr ist es zu bedauern, daß der Autor die Vorgabe, die Zusammenhänge zwischen betrieblicher Sphäre und dem außerbetrieblichen Raum übergreifend zu analysieren, nicht eingelöst hat und sich damit begnügt, die beiden empirisch orientierten Fallstudien nebeneinander stehen zu lassen.

Hans-Henning Schröder

HODOS, Georg Hermann: **Schauprozesse. Stalinistische Säuberungen in Osteuropa 1948–54.** Aktualisierte Lizenzausgabe für die Deutsche Demokratische Republik und die sozialistischen Länder mit Genehmigung des Campus Verlages Frankfurt/Main und New York. — Berlin/DDR: LinksDruck Verlag 1990. 303 S.

Hodos' 1988 erstmals erschienene Darstellung ist seinerzeit vielfach als ein Lichtblick und ein — auch darstellerisch — gelungenes Stück der „Vergangenheitsbewältigung“ begrüßt worden. Die Analyse der Mechanismen, des Ablaufs von Schauprozessen gegen Kommunisten in Osteuropa nach 1945 sowie deren Verbindung untereinander, durchdrungen von der Lauterkeit und dem Engagement eines Überlebenden des Rajk-Prozesses in Ungarn, ist nicht nur ertragreich, sondern über sogenannte sachliche Kriterien hinaus lesenswert. Der Verf. stellt gleich einleitend die neue Qualität dieser Schauprozesse fest und argumentiert gegen den Analogieschluß, daß sie eine bloße Kopie der Stalinschen Prozesse der dreißiger Jahre gewesen seien. Sie waren jedoch nicht wie diese gegen eine politische Opposition gerichtet, sondern dienten ausschließlich dem Zweck, die totale Unterwürfigkeit der Satellitenstaaten sicherzustellen. Dies wird anhand der zentral gesteuerten Kampagnen gegen potentielle „Titoisten“, Remigranten aus Westeuropa, Interbrigadisten des Spanischen Bürgerkriegs, Führer der nationalen Widerstandsbewegungen, „Kosmopoliten“ usw. in plastischer Form vor Augen geführt als der „grausamste Ausdruck“ des Stalinismus, der „daher Kristallisationspunkt des Kampfes für die Entstalinisierung“ wurde (S.248).

Nicht mehr. Die osteuropäischen Archive öffnen sich langsam, und damit verlieren die kommunistischen Opfer des Kommunismus an Interesse. Nach vorläufigen Berechnungen erlitten unmittelbare Terrormaßnahmen in den Jahren 1944–54 in Polen, der CSR und in der SBZ/DDR etwa 2 Prozent der Gesamtbevölkerung (durch längeren Freiheitsentzug; die Bevölkerungsverschiebungen sind nicht berücksichtigt). In Polen beispielsweise werden über dreizehntausend Todesopfer beklagt, wobei von den dreieinhalbtausend formellen „Justizmorden“ etwa eintausend schon auf das Jahr 1946 entfielen. Diese Fakten könnten Hodos' Thesen relativieren und ebenso Stalins „prophylaktischer Terrorbegriff“, über den ein desillusionierter polnischer Ex-Kommunist aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen in sowjetischen Gefängnissen einmal bemerkte, daß er eigentlich anhand des Pawlowschen und Mitschurinschen Wissenschaftsbegriffs analysiert werden müßte . . . Anders gefragt: Inwiefern waren die osteuropäischen Schauprozesse gegen Kommunisten lediglich als eine Metastase des Stalinschen Terrors aufzufassen, der insgesamt die Dimension einer „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ erreicht hatte? Belege wären für eine solche Hypothese beizubringen; aufschlußreich könnte vielleicht

auch die Überlegung sein, daß die vielen Todesopfer unter den tschechoslowakischen Kommunisten unter anderem im Zusammenhang mit einer „nachgeholten“ Säuberung der KPTsch zu sehen sind, die in den dreißiger Jahren beispielsweise in der polnischen und der deutschen Partei noch blutiger durchgeführt worden war.

Zu relativieren wäre auch der möglicherweise verengte Stalinismus-Begriff, den der Leser zumindest stellenweise in der Nähe der medizinischen Kategorie der „progressiven Paralyse“ ansiedeln möchte. Trotz der „vulgärmedizinischen Dialektik“ des Ausdrucks (unverzeihlich wäre erst die Nietzsche-Lesart . . .) trifft es nicht zu, daß „alles aus Moskau kam“. Auch einheimische Kommunisten ergriffen, anfangs oft unwillig, die Initiative, machten mit. Falschurteile in Schauprozessen gegen Kommunisten half sogar Gomulka 1947 im Politbüro zu „verabschieden“ (freilich „nur“ zu zehn Jahren, und nach drei Jahren sollten die Opfer amnestiert werden . . .). Und Bierut beispielsweise trieb die Prozesse noch bis zum XX. Parteitag der KPdSU voran, nachdem Chruschtschow längst die sowjetischen „Fachleute“ aus Polen zurückgeholt und sie zu mehrjährigen Gefängnisstrafen hatte verurteilen lassen.

Wenngleich die Untersuchung den explodierenden neuesten polnischen oder tschechischen und slowakischen Forschungsstand nicht mehr berücksichtigt, mindert dies nicht ihre große Bedeutung für den deutschsprachigen Raum. Die vorliegende Lizenzausgabe ist textgleich mit der Erstausgabe des Campus-Verlags, das neu hinzugefügte persönliche Nachwort vom März 1990 verdient besondere Beachtung.

Jan Foitzik

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

HERMANN, Frank: **Malik. Zur Geschichte eines Verlages, 1916–1947** (= Veröffentlichungen des Heinrich-Heine-Institutes Düsseldorf). — Düsseldorf: Droste Verlag 1989. 104 S.

Im Gedenken an seinen Gründer und Leiter, Wieland Herzfelde (1896–1988), und in der Fortsetzung von Heinrich Heines Engagement für die deutsche Literatur aus dem Exil publizierte das Heine-Institut dieses Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Die Dokumentationen zu den Ausstellungen von 1967 in der Deutschen Akademie der Künste zu Berlin und von 1984 im Goethe House in New York werden hier ergänzt durch eine ausführliche Chronologie, eine detaillierte Nachzeichnung der Verlagsgeschichte und 64 zum Teil unpublizierte Abbildungen. Über die bekannten Fakten zu politischer Orientierung und Auswahl der Autoren hinaus informiert Hermann auch ausführlich über wirtschaftliche Aspekte wie Preis- und Auflagenpolitik, die vor allem im Vergleich mit dem Rowohlt-Verlag das eigenständige Profil von Malik kennzeichnen. Der lange Weg des Verlages wie seines Leiters endet 1949 mit der Rückkehr aus dem US-amerikanischen Exil in die DDR und mit der Übernahme vorher noch geplanter Titel durch den Aufbau-Verlag. „Einer Tätigkeit als Verleger ging (Herzfelde) nicht mehr nach“ (S.15) — statt dessen erhielt er eine Professur für Soziologie der neueren Literatur an der Karl-Marx-Universität in Leipzig.

Claudia Albert

HUG, Heinz: **Kropotkin zur Einführung** (= SOAK-Einführungen, Bd.45). — Hamburg: Edition SOAK im Junius Verlag 1989. 157 S.

Wenn „klassische Texte“ des Sozialismus oder Anarchismus über Reprints neu verfügbar gemacht werden, so hat dies vor allem dann seine Berechtigung, wenn heutige LeserInnen nicht ahistorische Anleitungen erwarten, sondern kritisch die darin enthaltenen Ideen für die eigene Zeit und die aktuellen Bedürfnisse weiterentwickelt worden.

Ganz in diesem Sinne hat Heinz Hug seine kurze Vorstellung der Person und der wichtigsten Ideen Peter Kropotkins (1842–1921) angelegt. Er stellt beispielsweise die Aktualität von Kropotkins theoretischen Prämissen heraus, etwa im Hinblick auf das Verhältnis von Mensch und Natur. Doch wie weit trägt ein Denkansatz, der den Hunger der Arbeiterschaft zugrundelegte, in einer Wohlstandsgesellschaft? Hug globalisiert die Herangehensweise des wohl wichtigsten anarchistischen Theoretikers, wenn er das Elend der „Dritten Welt“ anspricht oder — ohne daß er den aktuellsten Bezug kennen konnte — auf den Hunger in der UdSSR zu sprechen kommt. In diesem Sinne ist der kleine Band mehr als eine Einführung. Es ist Hugs Interesse, die Vorstellungen Kropotkins von einer herrschaftsfreien Gesellschaft, verbunden mit einer Ethik gegenseitiger Hilfe, danach zu befragen, was sie für die Umgestaltung der

heutigen Gesellschaftsordnung bieten können. Dabei zeigt sich, daß der pragmatische Anarchismus Kropotkins, etwa der Netzwerkgedanke, über die Alternativbewegung bereits in vielfacher Weise Eingang in unsere Gesellschaft gefunden hat; auch die „Hilfe zur Selbsthilfe“ wird gerne und häufig zitiert. Zeitlos genug wären die Anstöße, die Kropotkin zu geben vermag. Ob dabei am Ende auch sein Ziel, nämlich eine herrschaftsfreie Gesellschaft, ein Stück näher rückt, oder ob sein Werk — aus dem Kontext der anarchistischen Bewegung gerissen — als „herrenloser“ Steinbruch ausgewertet wird, um neue Motivation für Selbsttätigkeit in einer entfremdeten Umwelt zu schaffen, wäre eine zweite Fragestellung, die Hug allerdings nicht vornimmt.

Wolfgang Haug

KOERNER, Marianne: Auf die Spur gekommen. Frauengeschichte in Göttingen. — Neustadt/Rbge.: Calenberg Press 1989. 183 S.

Marianne Koerner deckt hier wichtige und nützliche Spuren der Frauengeschichte in Göttingen auf. Damit ist Interessierten eine längst überfällige Lektüre an die Hand gegeben. Denn immerhin steht in Göttingen die „Geburtsstätte“ der moderenen, männerdominierten Gynäkologie, das Entbindungshaus Osianders. Von hier nimmt der Weg durch die Geschichte seinen Ausgang, bevor er sich den ‚Objekten‘ Osianders, den Dienstmädchen, Arbeiterinnen und Marktfrauen widmet. Koerner hat alle bürgerlichen Frauenvereine des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts ausgebreitet und erzählt die Entwicklung der Frauenbildungsbewegung der Stadt. Dabei bemüht sie sich auch um eine allgemeinhistorische Einordnung, was bei einer derartigen Publikation leider oft fehlt. „Berühmte Schwestern“ von Dorothea Schlözer bis Lou Andreas-Salomé stellt sie in einem letzten Kapitel den Leserinnen und Lesern vor.

Leider fehlen aber für unser Jahrhundert die Frauen aus den Unterschichten und die Aktivistinnen der Arbeiterbewegung. Damit suggeriert das Buch doch auch eher das Bild von der fast ausschließlich bürgerlich geprägten Universitätsstadt, welches die Autorin in ihrer Einleitung nicht zu Unrecht als einseitig bezeichnet. Beim Lesen stören allerdings zahlreiche schlechte Formulierungen und eine unangebrachte Larmoyanz, wenn, wie z.B. „berühmte Frauen, die hervorragende Leistungen vollbracht haben, ihrer Zeit aber schmerzlich voraus waren“ (S.11) eingeführt werden. Als interessierte Leserin ließ ich mich nicht abschrecken, aber ich bezweifle, ob sich indifferente Frauen für das Thema auf diese Weise gewinnen lassen. Eigentlich schade.

Christl Wickert

Arbeitsbilder. Dokumente zwischen Symbolik und Alltag. 125 Jahre Gewerkschaft NGG. Hrsg. von Willy BUSCHAK. — Hamburg: Ergebnisse Verlag 1990. 143 S.

Als Mitarbeiter der Gewerkschaft Nahrung und Genuß Gaststätten (NGG) hat Willy Buschak sich um die Geschichtsschreibung seiner Organisation wiederholt verdient gemacht. In diesem Bildband, der wie ein Album zu blättern ist, stellt er farbig reproduzierte, symbolhaltige Fahnen verschiedener Berufe realistischen Fotos und Holzstichen aus der zugehörigen Arbeitswelt gegenüber. Wer die Berufswelt der Zigarrenarbeiter bislang als mehr oder weniger idyllische Lesestube betrachtete, wird durch diese Bilder eines anderen belehrt. Neben den besonders traditionsreichen Tabakarbeitern werden Brauer, Böttcher, Müller, Bäcker, Fleischer, dazu die mehr industriell arbeitenden Nahrungsmittel- und Getränkearbeiter, sowie die Hotel- und Gaststättenangestellten mit entsprechenden Bildern berücksichtigt. In seiner sachkundigen Einleitung geht Buschak auf die Symbolwelt und Motivsprache der Fahnen ein. Er schildert auch kurz den abenteuerlichen Weg der Erhaltung, die trotz der Eingriffe des Nationalsozialismus und der Besatzung möglich war. Ein gelungenes Werk zur Kultur-, Sozial und Organisationsgeschichte in einem der ältesten Organisationsbereich der deutschen Arbeiterschaft.

Gerhard Beier

Widerstand im Kreis Groß-Gerau 1933–1945. Arbeitsbereich des 1. Seminars der Reihe: „Wir alle machen Geschichte ...“. Bearb. von Bernd HEYL und H. WIRTHWEIN. Hrsg. von der Volkshochschule der Stadt Rüsselsheim, örtliche Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Leben. — Rüsselsheim: VHS 1990. 63 S.

Die Ergebnisse eines Wochenendseminars vom November 1989 über Probleme bei der Erforschung des örtlichen Widerstands gegen den Nationalsozialismus, durchgeführt von der Volkshochschule und der gewerkschaftlichen Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Leben, sind in Broschürenform zusammengefaßt.

Bei der Veranstaltung wurde zu Beginn von einer Vertreterin in der Geschichtswerkstatt Darmstadt ein Einblick in die wissenschaftliche Auseinandersetzung um die Alltagsgeschichte und „oral history“ gegeben. hierbei ging es wesentlich um das Problem der Wahrheit von Aussagen von Zeitzeuginnen bzw. Zeitzeugen.

Mit einer vom Kreistag des Kreises Groß-Gerau herausgegebenen Schrift über den „Widerstand im Kreis Groß-Gerau 1933–1945“ — daher offensichtlich der Titel der Publikation — setzt sich ein Referent kritisch auseinander. Es wird bemängelt, daß zwar akribisch sehr viele Einzelheiten festgehalten wurden, aber über die Herkunft der Quellen nur sehr wenig zu erfahren war und keine Quellenkritik erfolgte.

Während es bei den genannten Seminarteilen und der hierüber geführten Diskussion im wesentlichen um die Frage des kritischen Umgangs mit den Quellen ging, wird im abschließenden Teil relativ detailliert die Biographie eines Rüsselsheimer Kriegsgegners und politischen Deserteurs vorgestellt. Abgesehen davon enthält die Schrift wenig Informationen, die über den Kreis Groß-Gerau hinaus interessant sein dürften.

Kurt Schilde

SANDVOSS, Hans-Rainer: **Widerstand in Neukölln** (= Schriften über den Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945, H. 4). — Berlin: Gedenkstätte Deutscher Widerstand 1990. 287 S.

Den vorliegenden Band zu besprechen, fällt mir nicht leicht. Mit vielen der genannten Teilnehmer am Widerstand war ich bekannt, mit einigen, so mit Wolfgang Thiess, besonders eng verbunden. 45 Jahre nach der Zerschlagung der faschistischen Diktatur, ihres ruhmlosen Untergangs, ein Buch über den antifaschistischen Widerstand zu lesen, provoziert Fragen: Warum erst jetzt die Aufarbeitung dieses Kapitels der deutschen Geschichte? War dieses Kapitel für die Geschichtswissenschaft so uninteressant, daß sie sich nur am Rande damit beschäftigte? Wurde mit der Verdrängung des Denkens an die Verbrechen der NS-Diktatur auch das Denken an den Widerstand verdrängt? Reichte die „Gnade der späten Geburt“, das darauf beruhende und beruhigende Bewußtsein der Unschuld so weit, daß auch der Mantel des Schweigens über den Widerstand ausgebreitet werden konnte? Oder paßte der antifaschistische Widerstand, der, einmalig in der deutschen Geschichte, so unterschiedliche, sozial, politisch, weltanschaulich unterschiedene Kräfte, wenn auch nicht zusammenschloß, so doch in einer Zielstellung vereinte, nicht in die politische Landschaft? Das Buch über den Widerstand im Arbeiterbezirk Neukölln kommt spät, aber ein „zu spät“ kann und darf es in diesem Zusammenhang nicht geben. Seien wir dankbar, daß er nun vorliegt.

Dankenswert ist, daß in dem Band der Versuch, und ich meine, es ist ein erfolgreicher, unternommen wird, die ganze Breite des Widerstandes gegen die NS-Diktatur zu erfassen, vom Festhalten an der errungenen geistigen Haltung bis zur Aktion. Daß diesen Schritt zur Aktion vor allem Menschen taten, die in der Arbeiterbewegung, in ihren Parteien und Organisationen, so unterschiedlich und verfeindet diese auch gewesen sein mögen, verankert und tätig waren, weist daraufhin, daß die Arbeiterbewegung doch trotz aller ihrer Schwächen das wichtigste und dauerhafteste Potential des Widerstands war.

Ein Vorzug der Arbeit ist, daß die Schilderung der Aktivitäten des Widerstandes nicht auf die Aktionen der parteien, Organisationen und gruppen beschränkt bleibt, sondern immer der einzelne Mensch und sein Verhalten sichtbar werden. Und dieser Mensch wird nicht zum Helden hochstilisiert — als solche fühlten wir, die wir aktiv am Widerstand teilgenommen haben, uns auch nicht. Es war ein Heldentum ohne Helden. Es war eine Arbeit — zutreffend wurde von einer illegalen Arbeit gesprochen —, die, einmal aufgenommen, weitergeführt werden mußte. Und weitergeführt wurde! Es wird an vielen einzelnen Beispielen deutlich, daß auch die physische und psychische Folter bei Verhören und die schweren Bedingungen in der Haft den Willen zum Widerstand nicht brechen konnten. Viele der illegal Arbeitenden schlossen sich nach einer verbüßten Haftzeit erneut einer Gruppe des Widerstandes an, sich der erhöhten Gefahr, der nun drohenden Todesgefahr, bewußt.

Sind kritische Anmerkungen angebracht? Möglich sind sie. Wurden wirklich alle Möglichkeiten genutzt, noch lebende Zeitzeugen zu Wort kommen zu lassen? Aber angesichts des insgesamt gelungenen Vorhabens wären solche kritischen Anmerkungen Beckmesserei.

Herbert Crüger

MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Zu Richard Albrechts „Symbolkampf in Deutschland 1932“

In seiner — wie gewohnt material- und kenntnisreichen Studie „Symbolkampf in Deutschland 1932: Sergej Tschachotin und der ‚Symbolkrieg‘ der drei Pfeile gegen den Nationalsozialismus als Episode im Abwehrkampf der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Deutschland“¹ hat sich Richard Albrecht einer offensichtlich sehr schillernden Persönlichkeit zugewandt, deren sehr positive Würdigung durch ihn vor dem Hintergrund eines Dokuments aus dem Nachlaß Erich Ollenhauers zumindest mit einem großen Fragezeichen zu versehen ist. Es scheint, daß alle Autoren, die sich bisher zu dieser Figur geäußert haben, ähnlichen Quellen aufgesessen sind, wie R. Albrecht, darunter auch der Verfasser dieser Zeilen.² Albrecht verweist auf die Auseinandersetzungen und den Wirbel, den es um Tschachotin nach dessen Übersiedlung nach Kopenhagen dort gegeben hat und auf die empörten Reaktionen in der dänischen Exilgruppe der SPD. Außer den vermerkten Briefen von Otto Wels an die dänische Partei gibt es einen Brief von Erich Ollenhauer vom 6. Oktober 1933 an Richard Hansen in Kopenhagen, in dem er auf eine Anfrage von diesem die Person Tschachotins betreffend antwortet. Hansen hatte dem Prager Parteivorstand eine Sammlung von Briefen, Protokollen und Mitteilungen über Tschachotin zukommen lassen und eine Beurteilung und Meinungsäußerung des PV erbeten.

Ollenhauer beeilte sich nach längerem Schweigen mit seiner Antwort, nachdem er erst angenommen hatte, „daß Ihr mit diesem Charlatan allein fertig geworden seid“, nun aber „der Mann seine Tätigkeit auch nach Norwegen ausgedehnt“ habe.³

Ollenhauer beschreibt seine peinlichen Gefühle, als Tschachotin in einer Sitzung des Parteiausschusses (wahrscheinlich im Frühjahr 1932) seine Pläne darzulegen Gelegenheit erhalten hatte, es aber für notwendig hielt, ausführlich seinen Lebensweg zu beschreiben. Dabei habe er seine Tätigkeit „als Propagandachef der Regierung Petljura in der Ukraine“ hervorgehoben, wo „seine Propagandamethoden den Bolschewisten unendlichen Schaden zugefügt hätten. Diese hätten aber dann seine Methoden übernommen und damit ungeheure Erfolge erzielt.“ Auf seine wissenschaftliche Arbeit in Heidelberg habe er ebenfalls verwiesen, deren Gegenstand „Seeigelforschung“ gewesen sei.

Die Wirkung auf die Mitglieder des PA sei katastrophal gewesen. Die entscheidende Aussage in Ollenhauers Brief aber ist wohl die, daß Tschachotin selbst einmütige Ablehnung fand, der Beschluß über den Freiheitsgruß und die drei Pfeile als Symbol des antifaschistischen Freiheitskampfes aufgrund einer wirkungsvollen Rede Carlo Mierendorffs gefallen sei. Und dann wörtlich: „Wenn er [Tschachotin] sich heute als der Erfinder der drei Pfeile bezeichnet, so wollen wir doch betonen, daß die drei Pfeile in Hamburg in der Propaganda schon vorher angewandt wurden, daß der Erfinder der Signette ein Hamburger Genosse war, der Musterschutz darauf besaß, den wir, der Parteivorstand, für 750 Mark erworben haben. Tschachotin hat die drei Pfeile adoptiert, aber nicht erfunden.“ Ollenhauer erwähnt außerdem noch eine Niederschrift Fritz Heines über das Auftreten des „Großen Psychologen“, der sich nach seinem katastrophalen Auftritt im Parteiausschuß noch sehr gewundert habe, daß ihm die geforderte Geldsumme und die Leitung der Gegenpropaganda nicht zugebilligt wurden. Der PV habe sich nie wieder mit Tschachotin befaßt. Abschließend warnt Ollenhauer die Genossen in Dänemark, sich mit Leuten zu befassen, die überall herumkriechen und „im Trüben“ fischen.

Heinz Niemann

1 In: IWK, Jg. 22 (1986), H. 4, S. 498–533.

2 A.a.O., S. 503, Anm. 22.

3 Alle Zitate aus: Brief Erich Ollenhauers an Richard Hansen vom 6. Oktober 1933, in: Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn Bad Godesberg, Nachlaß Erich Ollenhauer.

Arbeitsstelle der MEGA-STIFTUNG Berlin e.V. in Null-Stunden-Kurzarbeit

Die Tage nach dem 3. Oktober 1990 bescherten der MEGA-STIFTUNG Berlin e.V. in kurzer Folge zwei böse Überraschungen. Zunächst teilte das nunmehr zuständige Amtsgericht Charlottenburg mit, daß der parteiunabhängige Verein trotz vom früheren Stadtbezirksgericht Berlin-Mitte im Mai ausgereichter Beurkundung nicht im Vereinsregister eingetragen worden sei. Kurz darauf stellte sich auf Anfragen des Vorstands bei Verantwortlichen der PDS heraus, daß die dem Verein Anfang Juni gewährte Spende von 55 Mill. DDR-Mark vom Spender nicht bei der seit dem 1. Juni 1990 arbeitenden „Unabhängigen Kommission zur Überprüfung der Vermögen der Parteien und Massenorganisationen der DDR“ zur Genehmigung angemeldet worden war. Insbesondere der letzte, außerhalb des Handlungsspielraums des Vereins liegende Vorgang wurde diesem jetzt zum Verhängnis. Die Treuhandanstalt und die Unabhängige Kommission sperrten das Konto des Vereins per 20. Februar 1991.

Zuvor allerdings hatten die staatlichen Instanzen der Regierung de Maizièrre das Selbstbewußtsein des Vereins kräftig aufgebaut. Dieser war im April 1990 von Ostberliner Marx-Engels-Forschern und -Editoren gegründet worden — nicht im Gegensatz zu der im Aufbau befindlichen internationalen Marx-Engels-Stiftung als dem neuen Herausgeber der MEGA (siehe IWK, H. 4/90, S. 630, Mitteilungen), sondern mit den Intentionen, den Editionsfasen während des begrüßten, langwierigen Umstrukturierungsprozesses dieser umfangreichen Ausgabe nicht abreißen zu lassen und gleichzeitig den traditionsreichen Produktionsstandort Berlin mit seinem über Jahrzehnte aufgebauten intellektuellen wie materiellen Editionspotential zu erhalten. Ein Drittel der international als philologisch hochwertig eingeschätzten Ausgabe war in der Marx-Engels-Abteilung des IML bearbeitet worden; sämtliche Bände hatten hier die Redaktion durchlaufen. Die Spende der PDS war mit der Währungsunion anstandslos auf 27,5 Mill. DM umgestellt worden. Die Minister für Bildung und für Forschung und Technologie verwandten sich bei der Volkskammer dafür, dem Editionsverein die Gemeinnützigkeit zu verleihen. Diese wurde im August 1990 auch vom Finanzamt für Körperschaften Berlin (Ost) erteilt.

Auch das Bundesministerium für Forschung und Technologie, das im September 1990 über Ziele, Aufbau und finanzielle Grundlagen der MEGA-STIFTUNG Berlin e.V. informiert worden war, erhob nach dem 3. Oktober 1990 keine Einwände. Damit waren alle Voraussetzungen gegeben, beim Verein ab 1. Oktober 1990 eine Arbeitsstelle für Marx-Engels-Forschung und -Edition zu bilden, sich institutionell zu verselbständigen. Die Arbeit an früher begonnenen sechs Bänden (u.a. Deutsche Ideologie, Rheinische Zeitung, IAA, Entwurf zum dritten Band des „Kapitals“) konnte systematisch fortgesetzt werden. Bei der Redaktion der Berliner Arbeitsstelle liefen auch wieder die Manuskripte vom IML Moskau und den Editionsgruppen der Universitäten in Halle, Leipzig, Berlin, Jena und Erfurt-Mühlhausen ein. Die jetzige Sperrung der Konten der MEGA-STIFTUNG Berlin e.V. i.G. durch Treuhandanstalt und Unabhängige Kommission — beide hatten von der Spende und ihren Umständen seit Mitte Juni 1990 Kenntnis, ohne etwas zu unternehmen —, ist formalrechtlich wohl machbar, für die MEGA aber fatal. Diese wird daran wohl letztlich nicht scheitern, aber einschneidend verzögert. Die Internationale Marx-Engels-Stiftung (IMES), Amsterdam, ist erst dabei, neue Editionscentren zu schaffen, einschließlich der Einwerbung von Geld für diese. Und Geldspenden für weit fortgeschrittene Bände des Berliner Vereins — übrigens auch für die der Universitätsgruppen, die fast ausnahmslos in der Warteschleife sind — sind nicht von heute auf morgen zu haben. Das Potential der MEGA-STIFTUNG Berlin e.V. i.G. bewegt sich seit der Kontosperrung in Null-Stunden-Kurzarbeit und droht — nach Juni 1991 — auf dem Arbeitsmarkt zu zerschellen. Sicherlich kann man anderenorts mit viel Aufwand ein neues schaffen — aber wer will schon diese unsinnigen Mehrkosten verantworten?

Carl-Erich Vollgraf

Unersetzbares Kulturgut bedroht — Archiv und Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung müssen gerettet werden!

Die Existenz von Archiv und Bibliothek im Institut für Geschichte der Arbeiterbewegung ist gefährdet. Obwohl beide als national wertvolles Kulturgut durch die Berliner Landesregierung unter Schutz gestellt wurden, ist ihr Schicksal nach wie vor ungewiß. Nicht zuletzt im Interesse von Wissenschaft und Bildung müssen beide in ihren Beständen als unteilbare und unveräußerliche Einheit in Berlin erhalten werden.

Um die Bestände in ihrer Einheit und Geschlossenheit zu erhalten, das weitere Sammeln und die Benutzung zu gewährleisten und so das Fortbestehen von Archiv und Bibliothek zu sichern, ist die Gründung eines parteineutralen wissenschaftlichen Trägervers „Archiv und Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ vorgesehen. Seit Monaten wird darüber zwischen PDS und Friedrich-Ebert-Stiftung verhandelt — bisher ohne sichtbares Ergebnis. Anfang März 1991 konsitutierte sich deshalb der „Förderkreis Archiv und Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung“, um die notwendigen Entscheidungen zum Erhalt der beiden Einrichtungen voranzutreiben.

Der Förderkreis setzt sich vor allem für einen schnellen, erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen zwischen PDS und Friedrich-Ebert-Stiftung ein, weil die Zeit drängt und eine Lösung gefunden werden muß, die die Benutzung von Archiv und Bibliothek ohne Brüche gewährleistet.

Er beabsichtigt, einen Beitrag zur Rettung einmaligen, unwiederbringlichen Archiv- und Bibliotheksgutes zu leisten. Schriftliche Zeugnisse aus über 150 Jahren Geschichte der nationalen und internationalen Arbeiterbewegung sind als Kulturgut von großer Bedeutung. Die genetisch gewachsenen und sich in einem inneren Zusammenhang befindlichen Bestände von Archiv und Bibliothek der Arbeiterbewegung dürfen nicht dadurch zersplittert werden, daß Teile des Bestandes aus der Sammlung herausgelöst werden.

An der Gründung des Förderkreises waren namhafte Historiker, Archivare und Bibliothekare beteiligt, mittlerweile gehören weitere bekannte Persönlichkeiten dazu. Gründungsmitglieder sind u.a. Dr. U. Cartarius (Bonn), Prof. Dr. H. Gemkow (Berlin), Prof. N. Ito (Omachi/Japan), Prof. Dr. K. Kinner (Leipzig), Dr. H. Trotnow (Berlin) und Prof. Dr. H. Weber (Mannheim). Zum Vorsitzenden wurde Herr Dr. H. Skrzypczak, zur stellvertretenden Vorsitzenden Frau E. Dolatowski gewählt.

Kontaktadresse:

Fördererkreis Archiv und Bibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Wilhelm-Pieck-Straße 1
O-1054 Berlin

E. Dolatowski

- Geschichte des Realsozialismus und sozialistischer Theorien;
- Analyse der Prozesse in Deutschland und Europa;
- Diskussion sozialistischer Theorie, in mittel- und langfristiger Perspektive als sozialistische Alternativen

Einzelpreis: 5,- DM

Abonnement zu 60,- DM pro Jahr + Porto

Chefredakteur: Helmut Steiner
Dietz Verlag Berlin GmbH
Wallstraße 76-79, O-1020 Berlin
Telefon: 2 70 30,
Telefax: (02) 2 79 32 33

- ☐ Ich bestelle
die nächsten zwei Hefte
von Utopie kreativ
- ☐ ein Abonnement zum Preis
von 5,- DM pro Heft zuzügl. Porto

Name, Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum / Unterschrift

Bestellungen
bei der Redaktion

UTOPIE kreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK Redaktion, Kirchweg 33, W-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 81 60 01 41, Telefax (030) 81 60 01 34

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS

Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich Lehrstuhl)*

___ Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand der Forschungsarbeit** ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

5. **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich)

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung	☐	Habilitationsschrift ..	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber** ? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit ? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber ...	☐	 Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	 Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

Karl Christian Führer

Arbeitslosigkeit und die Entstehung der Arbeitslosenversicherung in Deutschland 1902–1927

Einzelveröffentlichungen der Historischen
Kommission zu Berlin, Band 73
Großoktav, 632 Seiten, Leinen DM 158,–
ISBN 3-7678-0780-7



Das am 16. Juli 1927 vom Reichstag verabschiedete Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung, mit dem in Deutschland eine öffentlich-rechtliche Zwangsversicherung für das Risiko der Arbeitslosigkeit installiert wurde, gehört zu den historisch bedeutsamsten sozialpolitischen Gesetzgebungsakten der deutschen Geschichte. Die Intensität der bisherigen wissenschaftlichen Bemühungen um Erhellung ihres langen Entwicklungsweges steht allerdings in deutlichem Kontrast zu dem historischen Rang, der dem Gesetz allgemein eingeräumt wird.

Gestützt auf eine reiche archivalische und publizistische Überlieferung, schildert Karl Christian Führer den jahrzehntelangen Kampf um die Sicherung vor den wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Arbeitslosigkeit und analysiert die politischen und ideologischen Hintergründe des langen und schwierigen Weges zur Arbeitslosenversicherung in Deutschland. Mit dieser Untersuchung werden Forschungsdefizite auf einem Gebiet aufgearbeitet, das als Feld der „klassischen Sozialpolitik“ in der Weimarer Republik bezeichnet werden kann und das die Befriedigung der existentiellen Bedürfnisse der industriellen Arbeiterschaft und der quantitativ stark ausgeweiteten Angestelltenschaft umfaßte. Der Autor leistet damit nicht nur einen bedeutenden Beitrag zum besseren Verständnis der Sozialpolitik und des politischen Systems der Weimarer Republik, sondern liefert auch wichtige Ansätze zu der die historische wie auch politologische Forschung beschäftigenden, bis in die Gegenwart hineinreichenden Konfliktlösungsproblematik.

Colloquium Verlag GmbH

Lützowstraße 105 · 1000 Berlin 30 (Tiergarten) · Telefon: (0 30) 2 61 14 02

Postvertriebsstück
Zeitungsdrucksache
Imprimé à taxe réduite
Gebühr bezahlt

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Heft 11, ISBN 3-88663-411-6, ca. 296 S., DM 26,-

Robert Laube: "...der Zeitpunkt, wo die Ehre es nicht mehr zuläßt, das Bremsen weiter zu betreiben!" - Binnendifferenzierung und Konfliktrationalität in der Bochumer und Langendreerer Bergarbeiterschaft 1860 bis 1914

Siebert Wolf: "...bis die Bestie Kapitalismus niedergedrungen und der Moloch Staat zertrümmert ist." Der erste Prozeß des Volksgerichtshofs gegen die Freie Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD) im Sommer 1936

Willy Buschak: Das Leben des Emilio Lopez Arango

Rolf Wörsdörfer: Trotzki und die nationale Frage auf der Balkanhalbinsel (1908 - 1914)

Aleksandr J. Watlin: Die Geburt der Einheitsfronttaktik: Die russische Dimension

Jacques Wajnsztein: Gewalt und Revolution

Sozialismus als Realfiktion. Frühe linkskommunistische Kritik am sowjetischen Staatskapitalismus. Eine Dokumentation

Rezensionen und Hinweise

Heft 10:

Reinhart Köhler: Betriebskomitees in der Petrograder Rüstungsindustrie 1917 zwischen Betriebsräten und Selbstbestimmung

Otto Langels: Die Revolutionären Industrieverbände
Hans Schafranek: "Unpersonen": Spanienkämpfer zwischen Verrat und Widerstand in Österreich 1938 - 1944

Willy Buschak: Schwalben der Arbeit - ein Beitrag zur Geschichte der Bäckeriarbeiter und des Anarchismus in Argentinien

Joachim Bruhn: Abschaffung des Staates. Thesen zum Verhältnis von anarchistischer und marxistischer Staatskritik

Bodo Schulze: Autonomia - Vom Neoleninismus zur Lebensphilosophie. Über den Verfall einer Revolutionstheorie

Raniero Panzeri: Sieben Thesen zur Frage der Arbeiterkontrolle

Rezensionen und Hinweise

Heft 9:

Hans Schafranek: Hakenkreuz und rote Fahne. Die verdrängte Kooperation von Nationalsozialisten und Linken im illegalen Kampf gegen die Diktatur des 'Austrofascismus'

Ulrich Linse: Die "Schwarzen Scharen". Eine antifaschistische Kampforganisation deutscher Anarchisten

Ute Daniel: Frauen in der Kriegsgesellschaft 1914-1918

Sabine Behn: Mädchen in der Jugendbewegung - Tradierungen und Abgrenzungen von weiblichen Rollenzuweisungen

Michael Buckmiller: Zur Problematik der Sorel-Rezeption in Deutschland

Martin Henkel: Jürgen Kocka - ein Historiker der Nationalen Identitäts-Stiftung

Peter Kröger: Die Zweite Reichsgründung zu Worms und ihr Sendbote Bahro

Ulrich Linse: Robert Bek-gran - ein Nachtrag
Rezensionen und Hinweise

Abonnements (20 % billiger) und Bestellungen über die Redaktion:
c/o Wolfgang Braunschädel, Oskar-Hoffmann-Str. 121, D-4630 Bochum 1,
GERMINAL-Verlag, Widumstr. 11, D-4630 Bochum 1 oder über den Buchhandel